NFG
Zschokke

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Sechster Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1851.

Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In fünfzehn Bändchen.

Sechster Theil.

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Neunte vermehrte Ausgabe
in fünfzehn Bändchen.

Sechster Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1851.

Inhalt.

Der Flüchtling im Jura.

I.

Die Flucht.

Nachdem sich die französische Regierung im Jahr 1798 in die bürgerlichen Unruhen der Schweizer gemischt, den alten Bund der Eidgenossen zerstört und das ganze Gebirgsland mit ihrem Kriegsvolk überschwemmt hatte, wurden mehrere der achtbarsten Männer des Landes von den Siegern ins Innere Frankreichs fortgeschleppt, um entweder als Geißeln für die Summen zu dienen, welche den sogenannten oligarchischen Städten zu zahlen auferlegt waren, oder um Männer zu entfernen, deren Einfluß und Ansehen beim Volke man kannte, und deren entschiedenen Haß gegen die neue Ordnung der Dinge man fürchtete.

Für einen solchen hätte man auch einen jungen Schweizer halten können, der, sorgfältig bewacht, in der letzten Maiwoche 1799 über Lausanne und Yverdon nach Besançon geführt wurde. Allein er schien zu jung, um bei seinem Volke eine bedeutende obrigkeitliche Würde haben bekleiden zu können; er mochte kaum dreißig Jahre zählen. Und im Aeußern verrieth er nicht Reichthum genug, um Bürge von irgend einer gebrandschatzten Stadt zu sein. Er fuhr auf einem elenden Leiterwagen; zwei französische Soldaten saßen neben ihm, je einer ihm zur Seite. Deren geladene Gewehre lehnten auf einem Strohbund vor ihnen, das zum Sitze eines Bauers diente, der vermuthlich Eigenthümer des Fuhrwerks war.

Bei dem allem erregte der Gefangene die Theilnahme jedes Vorübergehenden. Eine schlanke Gestalt, eine geistvolle Gesichtsbildung,

ein stolzer, durchdringender Blick großer blauer Augen, eine würdevolle Haltung schienen zu verrathen, er müsse von guter Erziehung sein. Noch mehr zog der Anblick seines blassen Antlitzes das Mitleiden an, da man seinen grauen, vorn eingeknöpften Frack und den grünen Sammetkragen am Halse überall von schwarzrothen Blutflecken besprengt sah, und man es für sein eigenes, vielleicht im Kampfe ums Vaterland vergossenes Blut halten mußte; denn er verrieth etwas Schmerzhaftes in seinen Bewegungen, eine große Entkräftung, und redete nur mit schwacher Stimme.

Die kriegerischen Begleiter, ein Kaporal und ein Gemeiner, behandelten ihn mit einer gewissen Höflichkeit und Schonung, und suchten ihm sein Loos so gut, als möglich, zu erleichtern. Dazu mochte auch seine Freigebigkeit etwas mitwirken; denn er sorgte, wo angehalten wurde, immer dafür, sie mit einem Glase guten Weins zu erquicken.

Als sie ihn im Dorfe Balaigues, wo sie unweit der französischen Grenze übernachtet hatten, in der Morgenfrühe zum Leiterwagen führten, ward er so schwach, daß er ohnmächtig zwischen ihnen zu Boden sank. „Lasset mich hier sterben, wenigstens auf Schweitzerboden sterben," sagte er mit gebrochener Stimme: „denn lebend bringet ihr mich doch nicht nach Besançon."

Die Soldaten trugen ihn in die Wirthsstube zurück und schienen verlegen; sie fürchteten, er werde unter ihren Händen den Geist aufgeben. Jeder im Hause eilte herbei und umringte den Unglücklichen. Man wollte nach einem entfernt wohnenden Arzt schicken. Die Soldaten verbaten dies aber und meinten, er werde sich schon erholen.

„Wahrhaftig," sagte der Kaporal, „es thut mir leid; aber fort muß er, und heute wenigstens nach Pontarlier, lebendig oder todt. Er ist mir übergeben, ich habe meine Verhaltungsbefehle; also vorwärts. Nehmet ihn und leget ihn auf den Wagen."

Der Gefangene schlug die Augen auf, sah den Kaporal finster von der Seite an und begehrte Kirschwasser und Brod. Er aß einige Bissen, steckte den Ueberrest zu sich, und stürzte drei bis vier Gläser des stärksten Getränks hinunter, ohne eine Miene zu verziehen.

„Alle Wetter!“ rief der Kaporal, der den Kirschgeist ebenfalls versucht hatte: „Das thue ich ihm nicht nach, obschon ich kerngesund bin. Er säuft noch wie ein Russe!“ — Die gesammte Gesellschaft des Wirthshauses, welche den Gefangenen umgab, gerieth nicht minder in Erstaunen über die Trinklust des Todtkranken. Dieser aber zahlte den Wirth, stand auf und bat, daß man ihn unterstützen möge, um zum Wagen zu gelangen. Man hob ihn auf den Sitz des Karrens. Die Soldaten setzten sich zu jeder Seite neben ihn, und fort ging es über die Grenze ins französische Gebiet.

Nach einigen Stunden erreichte man Chaux-de-Jour, wo sich die Berge und Felsen zum Engpasse La Cluse zusammenziehen. Hier stöhnte der Gefangene schmerzlicher, und schien nicht mehr Kraft genug zu haben, aufrecht zwischen den Wächtern bleiben zu können. Er schlug seine Arme seitwärts um ihre Achseln, sich auf diese Weise zu halten.

Aber plötzlich fuhr es den erschrockenen Soldaten in den Nacken, wie Riesenkrallen, drehte gewaltsam ihre Köpfe gegen einander und schmetterte deren Gesichter zu wiederholten Malen mit so fürchterlicher Kraft zusammen, daß von Stirnen und Nasen das Blut stromweise rann und die beiden Kerle betäubt und sinnlos vor sich niederstürzten. Als der Bauer auf dem Strohbund hinter sich blickte, und die Soldaten im Blute schwimmend, den Gefangenen vom Wagen gesprungen und im Begriff sah, die Gewehre der Soldaten zu ergreifen, sprang er ebenfalls mit Grausen vom Sitze herab und floh. Er hörte hinter sich ein Krachen, und sah,

wie der Gefangene die Kolben beider Gewehre am Boden zerschlug, sie hinwarf und davon eilte, erst eine weite Strecke der Landstraße, dann jählings seitwärts bergan. Wie ein Gems setzte der Flüchtling über Fels und Klippe. Als hätte er Flügel, so ging es mit ihm die steilsten Felsen hinauf, wo gewiß vor ihm nie der Fuß eines Menschenkindes gestiegen war. Dann verschwand er im Gebüsche zwischen Steinblöcken, in denen das Gebirg zerfallen lag.

Weder der verblüffte Fuhrmann, welcher glauben mochte, der halbtodte Gefangene sei vom Teufel besessen, noch die beiden Kriegsmänner, welche lange nicht zur Besinnung kamen, dachten daran, den Entsprungenen zu verfolgen. Um so mehr ist's unsere Pflicht, ihm nachzueilen, damit wir wissen, wohin er kam.

Der junge Mann, welcher wahrscheinlich schon längst Entwürfe der Befreiung gemacht haben mochte, hatte seine Rolle, als Sterbenskranker, meisterhaft gespielt, um Argwohn und Wachsamkeit der Hüter einzuschläfern. Denn jetzt wandelte er mit großen, leichten Schritten bergauf, bergab, immer nordwärts, den wildern, höhern Bergen des Jura zu. Er wich nie von der einmal angenommenen geraden Richtung, als wenn ihn diese irgend einer einsamen Berghütte zu nahe brachte, oder einer fernen menschlichen Gestalt. Gebahnte Wege waren nicht seine Wege. Er schöpfte erst Athem, als er nach zwei oder drei Stunden den steilen Rücken eines der höhern Berge erreicht hatte, von wo er die umliegende Gegend zu durchmustern gedachte.

Hier stand er still, hoch über den Thalen und Heimathen der Menschen, in der lautlosen Wildniß, die nur der einsiedlerische Adler liebt. Er trank in tiefern Zügen eine reinere Luft, deren kühler Strom den Schweiß seiner Stirn trocknete, und wohlthuend durch das helle Gold der Haarlocken floß. Unter seinen Füßen schwankten die Tannenwipfel des Abgrundes. Morgenwärts strichen, bald in geraden Reihen, bald unterbrochen, die langen wal-

digen Rücken der Berge hin, welche den einförmigen grünen Teppich der Thäler einschlossen. Ein unendliches grünes Wogengemälde schien es, auf welchem aber die Spitzen der breiten, ungeheuern Wellen vom finstern Himmel geschwärzt standen. Abendwärts stufte sich das Gebirg in die französischen grauen Ebenen nieder, über welche Waldstreifen, wie Wolkenschatten, gelagert waren. Im Mittag glänzten weit hinter den Seen und Ländern die silbernen Schaaren der Alpen hervor am Horizont, wie aus Strahlenduft gewoben, gleich erstarrten, zackigen Wolken. Dahin wandte der Flüchtling lange die Augen, ernster, sinniger, düsterer. Dann durchirrte sein Blick noch einmal die nähern Niederungen, um sich für die Fortsetzung seines Weges zurecht zu finden.

Nachdem er sich erfrischt, ging er auf dem scharfen verwitterten Grath des Gebirges entlang, einen Felsenkopf desselben zu erreichen, welcher noch freiere Aussicht über einzelne Bäume verhieß, die ihm entgegenstanden.

2.

Die Sibylle.

Wie er über die losen Stücke des kahlen, grauen Felsgetrümmers, die von seinem Fuße berührt in die Abgründe prasselnd niederrollten, zur Höhe der Steinkuppe gelangt war, überraschte ihn hier der Anblick eines menschlichen Wesens. Es war eine betagte Frau, die auf einem bemooseten Felsenblocke saß und unbeweglich in die blaue Ferne hinausstarrte. Ihr Wamms und Rock von einem halbwollenen, nußbraunen Zeuge, in welchem die weißen Linnenfäden des Gewebes durch langen Gebrauch schon sichtbar wurden, verkündigten Aermlichkeit. Doch ihre weiße Haube und das blaue kleine Halstuch, nebst der rothgestreiften Schürze von grober Leinwand, zeigten bei aller Armuth eine gefällige Sauberkeit.

Ihre dürre Rechte lehnte sich auf einen Krückstock von Schwarzdorn. Der linke Arm, mit dem Ellenbogen auf das Knie gestämmt, stützte mit der Hand das Kinn. Ihr von der Sonne gebräuntes, welkes Antlitz wäre durch eine gewisse Gutmüthigkeit des Ausdruckes nicht unangenehm gewesen, wenn nicht um Kinn und Lippen ein weiches, falbes Barthaar, wie ein grauer Schatten, geweht hätte.

Der Flüchtling betrachtete sie eine Weile schweigend; dann grüßte er mit lauter Stimme. Die Alte wandte sich, aus ihrem Nachdenken erwacht, dankend gegen ihn und betrachtete aufmerksam, doch ohne Verlegenheit, seine Gestalt. Er setzte sich ihr gegenüber, zog sein Brod hervor und hielt sein einfaches Mahl, indem er über das Wetter und die Gegend einige Worte hinwarf, um ein Gespräch anzufädeln. Die Alte, keine Sylbe erwiedernd, starrte ihm fort und fort ins Gesicht. Auch als er ihr endlich durch seine Fragen Antwort abgewann, gab sie diese wie eine Person, deren Geist mit andern Gegenständen beschäftigt ist, und offenen Auges träumt. Inzwischen erfuhr er doch, und das beruhigte ihn nicht wenig, er sei nicht mehr auf französischem Grund und Boden, sondern im Gebiete des Fürstenthums Neuenburg, und zwar auf einer Höhe des Gros-Taureau, in der Nähe des Dorfes Les Verrieres.

„Woher sind Sie, wenn mir die Frage erlaubt ist?“ sagte nach einem abermaligen langen Schweigen die Alte, deren Blicke noch immer träumend an seinem Gesichte hingen.

Er zeigte mit der Hand nach Morgen und sagte: „Mein Haus ist dort hinten, wo die letzten Alpen kaum noch sichtbar sind.“

„Aus dem Bündnerlande?“ fragte das Mütterchen etwas belebter. Der Flüchtling wandte den Blick auf die Seite, und konnte bei der Frage eine gewisse Ueberraschung nicht verhehlen, die er empfand. „Ungefähr!“ erwiederte er.

„Fürchten Sie sich nicht vor mir!“ sagte die Alte: „Sie sind

bei uns vollkommen sicher. Nicht so, Sie kommen aus Frankreich, etwa von Pontarlier; sind gefangen gewesen, entwischt?"

Der junge Mann trug kein Bedenken, es zu gestehen.

„Und das ist Menschenblut?" sagte sie, auf die Flecken seines grauen Rockes und der Beinkleider zeigend: „Das da noch ganz frisch!"

Der Flüchtling bemerkte jetzt selbst erst die frischen Blutflecken an seinen Kleidern. Er erzählte unverhohlen, auf welche Weise er den Soldaten unweit Pontarlier entronnen sei, und erkundigte sich, ob er im Neuenburgischen vor Gewaltthätigkeit und Nachstellung der Franzosen sicher sein könne.

„Allerdings!" erwiederte die Alte: „Denn Preußen hat mit Frankreich Frieden, und der König von Preußen ist der Souverain des Landes. Gewalt haben Sie nicht zu besorgen; doch thun Sie weise, in abgelegener Gegend zu leben, und der Hinterlist auszuweichen. Dazu bin ich hierher gekommen, es Ihnen zu sagen."

„Was?" rief der Flüchtling: „Ihr habt doch nicht wissen können, Mütterchen, daß Ihr mich hier finden würdet."

„Trotz Ihrem Zweifel, junger Herr, ward ich Ihretwillen hergesandt."

„Das ist unmöglich!" rief der Flüchtling: „Mich kennt keine menschliche Seele in diesem Lande, das ich in meinem Leben zum ersten Mal berühre."

„Aber dieses Land wird Ihnen bald unvergeßlich werden, und bald so lieb, wie Ihr Land in den hohen Alpen. Dort wohnten Sie im weiten, großen Thale. Ich sehe Ihr schönes Haus beinahe in der Mitte desselben unter hohen Bäumen an einem wilden Bache, der vom nahen Gebirge daherrauscht. Die grauen Felswände steigen seitwärts schroff in die Wolken, und im Hintergrunde der Landschaft, wo sich das Thal schließt, scheint es wie von Eis- und Schneebergen verrammelt. Das ist hier ganz anders. Unsere Berge sind dagegen nur Hügel."

Der junge Mann stierte die alte Frau mit großen Augen an und fragte verwundert: „Habt Ihr meine Heimath gesehen? Sagt mir denn, wie heißt sie?“

Die Alte erwiederte: „Ich weiß keinen Namen, aber ich glaube, sie sehr deutlich zu sehen; und Sie, junger Herr, mit der Jagdflinte in den hohen Bergen, sehe ich auch, von einem Freunde begleitet. Sie sind ein wackerer, rechtschaffener Mann. Halten Sie fest an Ihrer Redlichkeit. Sie haben es immer gut gemeint; doch Sie würden weniger Verdruß gehabt haben, wenn Sie nicht zu brausend, nicht auf körperliche Stärke manchmal zu trotzig gewesen wären. Recht gut, daß Sie sich noch nicht verheiratheten, ob man Sie gleich einige Male zwingen wollte. Es gab viel Streit im Hause. Jetzt sind Sie frei, wie der Vogel in der Luft. Man hat Sie oft gefragt, ob Sie von einer Liebschaft gefesselt wären, weil Sie jede vorgeschlagene Vermählung ablehnten. Sie sagten mit Wahrheit Nein. Aber jetzt fragt Sie Keiner, und doch tragen Sie eine Sehnsucht mit sich in der Welt herum, und wissen nicht, wo Balsam kaufen für die heimliche Wunde. Ja, ja, ich rathe, gehen Sie in den Feentempel und fragen Sie da den Schlaf um einen offenbarenden Traum.“

Die Alte schwieg, aber stierte ihn noch immer an. Ihre Augen, während sie sprach, schienen sich hervorzudrängen, und in ihren verwandelten Gesichtszügen lag etwas Feierliches. Der Flüchtling hingegen saß vor ihr wie versteinert. Er horchte noch immer, als sie schon zu reden aufgehört hatte.

„Wenn Ihr mich nicht kennet, wer hat Euch, Mutter, das Alles erzählt?“

„Wer kann mir erzählen, junger Herr, was Sie Niemandem erzählt haben? Aber Sie hätten mich nicht stören sollen!“ setzte sie unwillig hinzu, rieb sich die Augen und schien, wie eine Erwachte, munter zu werden. Sie sah links und rechts, dann ihn

wieder, und sagte: „Nun geht Alles hin, wie Nebel, und es ist mir doch, als hätte ich für die Zukunft noch viel zu Ihrem Besten sagen sollen. Nun ist's hin."

„Woher wisset Ihr, was Ihr mir da saget?" fragte der Fremde.

Die Alte hob beide Hände mit ausgespreizten Fingern hoch in die Luft, sie irre hin und her bewegend, den Blick in die Ferne gewandt und dazu den Kopf schüttelnd, als wollte sie mit dieser sonderbaren Geberde sagen: „Es kommt, ich weiß nicht, von wannen; und wüßte ich's, würde ich's nicht sagen dürfen."

„Könnet Ihr mir noch mehr erzählen, Mütterchen?"

„Es ist vorbei, Alles vorbei! Dunkel zieht's noch dem Vorigen nach, als ständen seltsame Sachen bevor. Sie haben Anlagen zum Glück; das Unglück sucht Sie eben deswegen auf. Mehr weiß ich nicht."

Wie eine weissagende Sibylle saß die Alte auf dem Felsgipfel des Gebirges vor ihm. Es war ihm unheimlich bei ihr. Fast hätte er sie für eine der geheimnißvollen Gestalten gehalten, von denen der Aberglaube meint, sie wohnen im Innern der Berge und erscheinen den Hirten oder verirrten Wanderern bald als Zwerge, bald als tanzende Elfen, bald als andere abenteuerliche Wesen. Manchen Augenblick glaubte er, er habe es mit einer Wahnsinnigen zu schaffen, die sich in den Gebirgen dieser Gegend umhertreibe. Aber wenn er an das dachte, was sie ihm von seinen häuslichen Verhältnissen, von seiner Persönlichkeit und von seiner Vergangenheit gesagt hatte — Dinge, die er zum Theil verschwiegen gehalten, andere Dinge, die nur in seiner Familie bekannt sein konnten —, so mußte er fast an Hexerei denken.

„Mütterchen," sagte er, „Ihr seid schon weit in der Welt umhergekommen?"

Sie legte den Finger bedeutsam an die Stirn und erwiederte mit einem halben Lächeln: „Das glaub' ich; weit, sehr weit!

Aber hier im Geiste! Nicht mit den Füßen auf der Landstraße. Ich war schon viermal in Neuenburg, das letzte Mal bei der Huldigung des königlichen Statthalters. Da gab es Pracht. Ich bin auch vielmals in Locle gewesen. Doch weiter nicht."

„Und wo wohnt Ihr?"

Sie zog mit dem Krückenstocke einen Kreis in der Luft und sagte: „In den Bergen allen. Man gibt mir gern in einer Hütte das Plätzchen. Ich bin gar wohl bekannt, und für mich braucht's nicht viel."

„Aber was führt Euch zu diesem Berggipfel herauf, der selbst jüngern Personen schwer zu ersteigen ist? Doch nicht das Vergnügen?"

„Junger Herr, ich gehe, wohin ich muß, wenn es auch scheint, als ginge ich, wohin ich wollte. Der Geist leitet des Menschen Schritte. Heute ward ich ausgesandt, Sie hier oben zu erwarten." — Bei diesen Worten stand sie auf. Es war eine hagere, ungewöhnlich lange Gestalt. Ohne Abschied zu nehmen, entfernte sie sich. Bald aber blieb sie stehen und winkte dem Fremdling mit der Krücke. Er stieg zu ihr hinab. Sie deutete ihm mit dem Stocke auf eine Stätte des unter der Felshöhe liegenden Waldes, eine kleine halbe Stunde weit entlegen, und sagte: „Dort finden Sie ein klares Wasser. Es quillt, man weiß nicht woher, und fließt, man sieht nicht wohin. Da reinigen Sie Ihre Kleider vom Blut; Menschenblut steht übel am Gewande der Menschen."

„Und werd' ich in der Nähe Wohnungen finden?"

„Wenn Sie dort hinabsteigen, sehen Sie Les Verrieres im Thale, durch welches die große Straße von Pontarlier zieht. Aber Sie müssen nicht bleiben, wohin leicht Verfolger kommen könnten. Gehen Sie drüben von Les Verrieres bergauf in die Jeannets oder zur Feenhalde. Da finden Sie Einsamkeit und Sicherheit."

Nach diesem wandte sich die Alte von ihm und ging mit langen raschen Schritten über den Grath des Gebirges hin, bis sie im

Tannengestrüpp, aus welchem ihre hohe Gestalt noch lange hervorragte, seinen Augen endlich entging.

3.

Der Naturforscher.

„Närrisch!“ murmelte der junge Mensch, als er von der Höhe gegen den bezeichneten Wald niederstieg. Es hatten sich seiner in jener erhabenen Einöde Empfindungen bemächtigt, die er sich selbst nicht klar machen konnte. Die Flucht aus der Gefangenschaft, das Zusammentreffen mit der geheimnißvollen Sibylle auf dem Felsen des Gros-Taureau, die Worte, die sie ihm gesprochen, die Erinnerungen, die sie ihm geweckt hatte, waren etwas der gemeinen Erfahrung so Fremdes, so Fabelhaftes, daß ihm vorkam, er habe, mit dem Sprung aus dem Leiterwagen, den Sprung in eine neue Welt gethan.

Unterwärts ihm zur Seite im Thale und in den Bergwiesen bemerkte er überall menschliche Wohnungen zerstreut liegend. Er aber setzte seinen Weg längs dem Grath fort, damit die Finsterniß des Tannenwaldes seine blutigen Kleider verberge, die ihn allerdings verdächtig machen mußten. Darum suchte er die Wasserstelle, welche von der Sibylle sehr genau bezeichnet worden war, und fand sie, doch erst nach langem Suchen. Es war nur eine kleine Pfütze, zwischen dem Gebüsch versteckt, in einer Vertiefung des Bodens vom Regenwasser gebildet, und zur Tränke der Heerden, wie es schien, gebräuchlich.

Hier, in der Verborgenheit des Waldes, schritt er zum nothwendigsten Werk. Er entkleidete sich und wusch zuerst die schwarzrothen Flecken der Langhosen. Die Arbeit, wie ungewohnt sie ihm war, ging rasch von statten. Er machte dabei die unange-

nehme Entdeckung, daß auch die Wäsche, welche er am Leibe trug, eines solchen Liebesdienstes sehr bedürftig sei. Das Hemd hatte in drei Wochen fast Isabellenfarbe bekommen; aber es war das einzige, welches er besaß. Aus einem breiten Ledergurt, den er verborgen um die Hüften trug, zog er mehrere Goldstücke hervor, um einen Schlüssel zur Freundschaft und Gefälligkeit der Menschen in den Händen zu haben, die sonst dem Bettler oder Landstreicher — einem von beiden glich er — nicht leicht offen steht. Nachdem er Alles geordnet, kniete er abermals nieder, den blutbespritzten Frack zu säubern.

Inmitten dieses Geschäfts überraschte ihn eine menschliche Stimme: „Da kann ich Gesellschaft leisten, und will's auch!“ —

Der Flüchtling sah auf. Hinter ihm stand ein kleiner, schwarzgekleideter Herr, welcher ein großes Buch, einen Hammer und einen Bündel Blumen behutsam am Stamm einer Tanne niederlegte, dann das weiße Musselinhalstuch, welches nicht mehr weiß war, dann die bestaubten Schuhe, dann die vor mehrern Wochen sauber gewesenen, etwas durchlöcherten Strümpfe abzog.

„Immer eine nützliche, wenn gleich kleinliche Arbeit, sobald man eben keine bessere vor der Hand hat!“ sagte der schwarze Herr; indem er ebenfalls zum Wasser kniete: „Aber warum waschen Sie den Rock?“

„Ich schlüpfte beim Gehen aus, und besudelte ihn am Boden!“ antwortete der junge Mann.

„Freund!“ rief der schwarze Herr, indem er das Wasser der Pfütze aufmerksam betrachtete: „Sie müssen mir sagen, wo Ihnen die Füße oder der Boden untreu wurden. Sehen Sie denn nicht, Sie färben das ganze Wasser rothbraun? Das kommt offenbar vom Eisenocher. Waren Sie in der Gegend von Fenin, oder gar in der Nachbarschaft von La Brevine, wo ich schon so lange das Eisenflötz vergebens suchte, welches den dortigen Gesundbrunnen

mit seinen Oxyd-Theilen schwängert? Sie können Ihrem Unfall eine äußerst wichtige Entdeckung für das Land danken."

„Ich bin zu kurze Zeit und zu fremd in diesen Gegenden," antwortete der Flüchtling, „als daß ich Ihnen die Ortschaften nennen könnte."

„Aber Sie werden sich einige Zeit im Lande verweilen?"

„Ich denke. Es wäre mir lieb, dieses der Schweiz so nahe verwandte Fürstenthum näher kennen zu lernen."

„Vortrefflich, vortrefflich! Sie können viel von mir lernen. Ich bin der Professor Onyx. Fragen Sie mir nur nach. Ich führe Sie überall hin. Aber vor allen Dingen müssen wir das Erzflötz suchen, auf dem Sie das Glück hatten, zu fallen. Herr, nur dies Flötz zu Tage gefördert, und das Glück des Landes ist gemacht. Ich lege sogleich Hochöfen und Eisenhämmer an. Wir haben Holz genug, und zur Noth Torf im Ueberflusse für die kleinen Feuer."

Der Flüchtling sah mit forschendem Blicke seitwärts auf den neben ihm knienden Mitarbeiter, der, ohne sich unterbrechen zu lassen, noch lange von dem reichen Ertrage der Eisenhüttenwerke sprach, die dazu erforderlichen Kapitalien berechnete und seine Strümpfe wusch. Als derselbe endlich eine Pause machte, sagte sein Zuschauer: „Ohne Zweifel, Herr Professor, sind Sie bei einer Lehranstalt in hiesiger Gegend angestellt?"

„O mit nichten, mein Seelenfreund!" rief der Professor: „Ich lebe unabhängig für mich. Ich habe ganz andere Aufgaben zu lösen, als ungezogenen Buben das Latein einzubläuen. Sie glauben nicht, in welcher unglaublichen Unwissenheit das hiesige Volk lebt. Da sitzt es, macht Uhrräder, Uhrfedern, Uhrketten, klöppelt Spitzen zusammen, und weiß nichts von den Schätzen des Bodens, den es bewohnt; hat keine Ahnung vom Landbau, ist selbst in der Viehzucht um ein Jahrhundert zurück. Bei ihrer einförmigen, mechanischen Arbeit werden die Menschen selbst zu gedankenlosen Maschinen,

blind gegen die Schätze der Natur, wie das Vieh, mit dem es unterm gleichen Dache lebt. Man sollte in keinem Staate Fabrikarbeit dulden, bis Grund und Boden für die Menschenzahl zu klein wird. Ich habe darüber eine gründliche Abhandlung geschrieben, und hoffe, der Staatsrath werde andere Begriffe bekommen. Allein das Volk ist hier zu frei; es läßt sich nicht gebieten; es hängt am alten Schlendrian, wie die Zecke am Schaf. Man muß mit dem Beispiel des Bessern vorangehen; bloßes Demonstriren hilft nichts. Fangen wir ohne anders mit Eisenschmelzen an. Das gibt zum Forstwesen Anstoß, bringt die Torffelder in höhere Benutzung, legt stundenweites Sumpfland trocken und macht es zum Ackerbau tüchtig."

Der Professor fuhr fort, seine staatswissenschaftlichen Ansichten zu entwickeln, bis die Wäsche nicht nur vollendet, sondern im heißen Sonnenstrahl, der dann und wann durch dickes Gewölk brach, auf einigen alten Baumstöcken halb und halb getrocknet war. Der Flüchtling zog seinen Frack wieder an; der Professor wollte dasselbe mit seinen Strümpfen thun, fand aber mit Erstaunen, daß sie noch von Wasser troffen, obwohl sie schon seit einer Stunde da hingen.

„Sehen Sie her, sehen Sie her, mein Herr!“ rief er: „Das ist erstaunlich! Wie soll man sich diese Erscheinung erklären? Thierwolle hält sonst das Wasser länger fest, als dünnes Baumwollenzeug, und Ihr Tuchrock ist schneller getrocknet, als es meine Strümpfe sind; ja sogar mein Halstuch ist noch völlig naß. Das ist erstaunlich!“

Der Flüchtling lächelte und sagte: „Vermuthlich haben Sie in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung vergessen, gleich anfangs das Wasser auszudrücken.“

Herr Onyx runzelte die Stirn und erwiederte kopfschüttelnd: „Nein, das kann der Grund dieser schlechten Verdünstung meiner Wäsche nicht sein. Ich sollte sie nicht ausgedrückt haben, als ich sie aus dem Wasser zog? Nimmermehr! So etwas entgeht mir

nicht leicht. Indessen sind es Kleinigkeiten. Kommen wir auf unser Eisenschmelzen zurück!“ sagte er, rollte das nasse Zeug zusammen, schob es in die Tasche seines schwarzen Rockes und fuhr mit den bloßen Füßen in die Schuhe, indem er beifügte: „Man legt sich hier zu Lande keinen Zwang an!“

Dem Flüchtling war's mehr darum zu thun, Obdach und Nahrung zu finden, als alle Naturseltenheiten des Fürstenthums Neuenburg kennen zu lernen.

„Wo wohnen Sie?“ fragte er den Gelehrten.

„Für diesen Sommer drüben auf der Höhe in den Bayards. Aber wohin wollen Sie, mein Herr?“

Der Flüchtling erinnerte sich des Rathes der Sibylle auf dem Gros-Taureau, mit dessen Befolgung ihm besonders gedient war: nämlich, in den Jeannets oder in der Feenhalde eine abgelegene Einsamkeit zu suchen. Er nannte dem Professor diese Ortschaften.

„O!“ rief der Professor: „Vortrefflich! Ich begleite Sie bis zum Dorfe Les Verrieres; von da gehe ich links in die Bayards hinauf, und Sie zur Feenhalde rechts bergan! Ich werde Sie nächstens besuchen. Ich kenne droben Alles. Es sind gute Leute, aber unwissend und gefühllos auf unglaubliche Art, ohne Sinn für Verbesserung ihres Zustandes, selbst der alte, sonst gastliche Staffard, der doch gern in der Winterzeit liest, wenn ich ihm Bücher bringe, macht keine Ausnahme. — Zu wem wollen Sie, und wo werde ich Sie antreffen?“

Der Flüchtling besann sich nicht lange, und nannte den Namen Staffard, den er so eben mit dem sehr empfehlenden Beisatze „gastlich“ vernommen.

„Vortrefflich!“ rief der Professor: „Staffard ist mein Seelenfreund. Grüßen Sie ihn. Und wenn er ein Heide wäre, was er so halb und halb ist, so müßt' ich ihn lieb haben. Uebrigens sag' ich Ihnen, Herr, Herr . . . wie? Haben Sie mir nicht gerad

erst Ihren werthen Namen genannt: Und ich ihn schon vergessen! Es ist doch erstaunlich, wie mein Gedächtniß durchlöchert wird. Ich muß noch einmal um ihren Namen bitten."

„Kurzweg, Florian."

„Nun denn, Herr Florian, Sie halten es keine vier Wochen im Fürstenthum aus, ohne sich aus dieser Hottentotei wieder fortzusehnen."

Es fielen jetzt große Tropfen durch die Tannenzweige vom dunkeln überzogenen Himmel, und der Donner verkündete den Anzug eines Ungewitters. Herr Onyx sah mit ängstlichem Blick umher, raffte sein Buch, den Hammer nebst den Pflanzen hastig vom Boden auf und rief: „Verlassen wir den Wald; jede Tanne lockt den Blitz; und glauben Sie mir, der Blitz hat eine ganz eigene Neigung zu meiner Person. Es ist erstaunlich, wie er mich verfolgt. Wär' ich nur in meinem Hause auf den Bayards, das ist doch mit einem Ableiter geschützt. Aber sonst nirgends finden Sie ein sicheres Gebäude." — Damit gab Herr Onyx seinen Füßen den Lauf. Man eilte aus dem Walde hervor und in schräger Richtung die Wiesen nieder gegen das Thal. Das Wetter stand nahe, Blitz und Donner folgten rascher. Dem Professor wurde der Pflanzenbündel lästig. Er warf ihn fort, um freiere Hand zu gewinnen. „Für das Leben muß man Alles opfern!" seufzte er, und langte aus den Taschen seines Rockes, dessen Schöße ihm schwer um die Lenden schlugen, einen Stein um den andern und warf ihn hinter sich, seinen Gang zu erleichtern.

Bald erreichten sie das längs der Hauptstraße von Pontarlier gebaute große Dorf Les Verrieres. Die Berge sind an den Seiten der Thäler nicht gar hoch, weil die Thäler selbst schon mehrere Tausend Schuh erhaben liegen. Der Regen rauschte gewaltiger herab. Die grauen Wolken zogen schwer am Kamm der Gebirgshöhe, und jeder Blitz schien sie und die ganze Masse der dichten

fallenden Tropfen in eine Flamme zu verwandeln. Herr Onyx flog, wie ein abgeschossener Pfeil, über die breite Straße einem großen weißen Hause mit grünen Fensterläden entgegen, eine steinerne Treppe hinauf und zur Thür links hinein. Florian folgte seinem behenden Führer in die geräumige Wirthsstube, wo er sogleich kalte Küche und Wein forderte, um sich zu stärken, denn er hatte den Tag noch wenig Nahrung genossen.

Der Professor ließ sich nicht bitten, an der Erfrischung Theil zu nehmen. Er zog aber den Tisch in die Mitte des Zimmers und maß genau die Entfernung von Fenstern, Thür und Ofen. Dann setzte er sich zu den Tellern nieder und sagte: „Nun sind wir so sicher, als man in einem Hause ohne Blitzableiter sein kann.“ — Beide thaten sich gütlich. Florian füllte die Gläser fleißig; Onyx leerte sie mit unverdrossenem Eifer. „Seelenfreund,“ sagte er, „der weiße Neuenburger Nektar ist das einzige Gute, was menschliche Kunst in diesem Lande hervorzubringen weiß. Ich einmal könnte nichts daran verbessern!“

4.

Staffards Haus.

Sobald das Wetter vorübergezogen war und zwischen dem zerrissenen Gewölk der blaue Himmel hervorschimmerte, machten sich die Reisenden wieder auf. Florian zahlte für seinen naturkundigen Gast die mäßige Zeche, und dieser brachte ihn dankbar auf den Weg zur Feenhalde. Am Fuß des Berges, auf der Südseite des Thales, schieden sie, wie alte Bekannte, herzlich. Onyx begab sich zur Landstraße zurück, um zu den zerstreuten Wohnungen der Bayards zu gelangen; Florian stieg den rauhen Weg hinauf, der in schiefer Richtung durch einen Tannenwald zog.

Als er die Höhe erreicht hatte, sank die Sonne hinter den westlichen Bergspitzen. Noch blitzten ihre letzten Strahlen über die wellenförmigen, dunkelgrünen Flächen, deren Hügel scharfgezeichnete schwarze Schatten durch das Goldlicht der Grasgefilde sandten. Hier und da stiegen Felsen auf, hier und da Hügel an Hügel und finstere Tannenhorste. Ueberall in den Wiesengründen vereinzelte Wohnungen, von verwandter Bauart, geräumig, breit, der Untertheil gemauert, mit zahlreichen Fenstern, der Obertheil von Balken und Brettern zusammengefügt, und aus dem von Steinen beschwerten Schindeldache ein brettener, viereckigter, weiter Rauchfang thurmähnlich aufsteigend. Alles trug das Zeugniß glückseliger Genügsamkeit und behaglichen Wohlstandes im Schoos einer lieblichen, wenn auch armen Natur. Da blühte kein Obstbaum. Hin und wieder nur zeigte in den Grasfeldern ein kleiner Platz Haber oder Gerste, und vor den Wohnhäusern ein Gärtchen kleine Beete, statt der Blumen Gemüse tragend.

Florian hatte wohl schon reizendere Landschaften gesehen; aber diese stille, frische Einsamkeit auf der Gebirgshöhe erquickte ihn wunderbar. Es sprach ihn in der weiten, allgemeinen Ruhe ein freundlicher Geist an, der ihm sagte: „Hier findest du, was du dir ersehnst, Verborgenheit und Vergessenheit.“ Er dankte im Herzen der seltsamen Erscheinung auf dem Gros-Taureau, die ihn am Morgen hieher gewiesen hatte. Er beschloß, dem gastlichen Staffard nachzufragen. Es galt ihm Alles als Wirkung und Stimme einer waltenden Vorsehung.

Nicht wenig erhöhte der Anblick von den Bewohnern der Wildniß den Eindruck des Ganzen. Er erwartete, auf diesem abgelegenen Hochlande die rauhe Weise und Sitte eines Bergvolkes zu finden, welches mit der Natur im täglichen Kampfe um die Bedürfnisse des Lebens, den feinern Genüssen des geselligen Daseins fremd bleibt. Allein mit Verwunderung begegnete er städtischer Tracht und städti-

scher Sitte. Mit einschmeichelndem Zuvorkommen beantworteten Kinder und Erwachsene seine Fragen. Oft begleitete man ihn weit, damit er des Weges ja nicht fehle. Der Geringste bewies eine Höflichkeit, wie man kaum in Städten findet. Niemand belästigte ihn mit neugierigen Ausforschungen. Frauen und Töchter waren geschmackvoll gekleidet, von zarter Bildung und lieblichen Gesichtszügen; die Männer reinlich, einfach und gefällig. Florian erkannte, die Feenhalde (cote aux Fées) verdiene ihren Namen. Es schien wenigstens feenartig, Hütten und Einöden eines Bezirks, statt von Menschen wild und hart, wie ihre Felsen, von Männern edler Gesittung und von Frauenzimmern bewohnt zu sehen, die durch Anmuth des Betragens, durch schönes Blut und feine Gestaltung verdient hätten, Zierde der Paläste zu sein.

Als er beinahe eine Stunde Wegs zurückgelegt hatte, und die Dämmerung mächtiger eintrat, zeigte ihm ein kleiner Knabe, der Ziegen am Berge zusammentrieb, die Wohnung Staffards.

Es war ein ländliches, weitläufiges Gebäude am Fuße eines von uralten Ahornen bekränzten Hügels. Wohl sechszig bis achtzig Schuh lang, breitete sich die Stirnseite des Hauses aus; fast eben so viel mochte die Tiefe desselben betragen; Alles ein weites, gleichseitiges Geviert, mit zahlreichen Fenstern vorn, und verschiedenen Eingangsthüren. Ueber das weißgetünchte Mauerwerk des Erdgeschosses erhob sich der zweite Stock von Holzwerk, mit Brettern übertäfelt und von einer fast gleich langen Fensterreihe geziert. Darüber legte sich das ziemlich flache Schindeldach, beschwert mit Felssteinen, auf daß der Sturmwind die dicken Brettschindeln nicht entführe. Der thurmartige Rauchfang, dessen weiter Mündung oben ein großes bewegliches Deckelbrett, ziehbar an einer Kette, zum Schirm gegen Schlagregen diente, erhob sich rechts; links stieg ein gewaltiger hölzerner Kanal vom Dache herab, der das Wasser des Regens vom Dache, zehn bis zwanzig Schuh weit

von der Mauer, in einen Sammler leitete. An das Hauptgebäude lehnten seitwärts geräumige Stallungen. Vorn in der ganzen Breite des Wohnhauses spannte ein weiter Gemüsegarten die wohlgeordneten Beete aus, rings vom zierlichen Gartengeländer umfangen.

So war Staffards Haus, einsam in seinen Wiesen dastehend; nicht in der Bauart von den übrigen dieser Landschaft, sondern durch größere Sauberkeit und sorgfältigere Unterhaltung ausgezeichnet.

In demselben Augenblicke, da Florian, um einen Felsblock getreten, das Haus vor sich sah, scholl ihm aus demselben Musik entgegen. Es war ein ihm wohlbekanntes Tonstück von Haydn, nur durch Hörner, Flöten und Klarinette ausgeführt. An den Fels gelehnt, verweilte er, um durch sein Erscheinen nicht zu stören. Er bewunderte die Reinheit, Festigkeit und Zartheit des Spiels. „Wo solch' ein Gefühl lebt," dachte er, „wird man den verlassenen Fremdling nicht verstoßen."

Bald aber, als die Musik endete und er sich dem Geländer des Gartens näherte, ward er fast andern Sinnes. Ein ungeheurer Hund, wie ein Wolf, weißhaarig, langzottig, flog ihm mit wildem Gebell entgegen und fuhr ihm gegen die Brust auf. Im gleichen Augenblicke aber schrien mehrere männliche Stimmen unterm Fenster dem Hunde gebietend zu, zurückzukehren, und da er nicht kam, eilten sie zur Hausthür hervor. Mit Entsetzen erblickten sie die Dogge aufrecht am Fremdling, der ihnen ganz gelassen zurief: „Sendet den Herrn der Bestie her, daß er mir sie abnehme, sonst ist sie auf der Stelle des Todes!" — Das furchtbare Thier winselte und heulte kläglich. Alle eilten nicht ohne Grausen näher. Sie sahen, wie der unbekannte Mann mit der Linken dem Hunde die Kehle hielt, mit der Rechten aber eine von dessen Krallen, in sie selbst zurückgedrückt, so gewaltig preßte, daß das Thier vor Schmerz den Rachen weit aufsperrte, um die starke Faust zu verschlingen, und sie doch dann nur leise mit den Zähnen berührte, oder sie leckte.

„Der kann Bären zähmen!“ rief einer der Männer: „Lassen Sie den Hund nur fahren; er wird Sie nicht mehr anrühren. Hui da! Fort, Bassa!“

Der Hund, losgelassen von seinem Bändiger, schlich winselnd davon und sah schüchtern auf seinen Besieger zurück.

„Sie haben nichts von dem Hunde zu fürchten!“ sagte der erschrockene Eigenthümer desselben.

„Ich würde ihn auch nicht fürchten, wenn Sie ihn auf mich hetzten!“ erwiederte Florian: „Aber mir thäte das prächtige Thier leid; denn ich bräch' ihm die Pfote.“

Mit einer Art Ehrfurcht, welche man der körperlichen Kraft und Größe nie versagen kann, betrachteten die Anwesenden den unerschrockenen Mann, der nun erzählte, wie ihn der Abend in der fremden Gegend überfallen habe, welche er zu seinem Vergnügen besuchen wollte. Wie nebenbei berührte er seine Bekanntschaft mit dem Professor Onyx, der ihm aufgetragen, einem Herrn Staffard Grüße zu überbringen.“

„Das bin ich selbst!“ rief der Aelteste von den Männern mit einer starken Baßstimme. Es war ein majestätischer Greis, dessen hoher, kräftiger Körperbau, mit der weiten Brust, dem adelvollen, blühenden Angesicht und dem eisgrauen Haupthaar, welches über der Stirn gescheitelt in dichtem Wuchse zu den breiten Achseln niederfiel, Bildhauern oder Malern zu einem Zeus oder Moses als Vorbild dienen konnte. — „Höre Georg!“ sagte er und wandte sich zu einem schlank aufgeschossenen jungen Manne, der noch das Waldhorn in der Hand trug: „dieser Fremdling mag bei uns übernachten. Sorge für sein Zimmer. Und Sie, mein Herr, nehmen Sie vorlieb. Es würde spät werden, ehe Sie ein gutes Wirthshaus erreichen könnten, und dazu sind die Wege in diesen Bergen verirrlich.“

Florian empfing dankbar die Einladung. Alle folgten dem Greise in seine gastliche Behausung.

5.

Die Erzählung.

Durch den Hausgang traten sie in einen ansehnlichen Raum, der sich durch den Herd, auf welchem die Flamme hell loderte, wie durch seitwärts in Reih' und Glied prangende Teller und Schüsseln, als des Hauses Küche ankündete. Sie glich dem Innern eines Thurmes; oben fehlte ihr die Decke; sie spitzte sich im Geviert empor zum Rauchfang, bis hinauf zum Dache. Eine Seitenthür führte in das weite Wohnzimmer, wo noch Pulte, mit Musikblättern belegt, umherstanden. Tische und Stühle und alle Hausgeräthe waren einfach, doch zierlich, von Tannenholz gearbeitet. Ungemeine Sauberkeit galt als ihre Pracht. Bildnisse vom großen König Friedrich, von Washington, Lafayette und andern Vortrefflichen des Zeitalters, schmückten die hellbraunen getäfelten Wände.

Von den Tonkünstlern nahmen zwei derselben Abschied; aus ihren Worten schloß Florian, daß sie freundliche Nachbaren Staffard's waren. Die übrigen räumten die Pulte hinweg, während der Abendtisch zum Mahle gedeckt ward. Ehe man sich daran setzte, faltete der greise Staffard die Hände und betete laut. Dann empfing Florian den Ehrenplatz zwischen dem Alten und dessen Sohne Georg. Die vier Musiker, welche blieben, waren Leute im Dienste des Hauses, und saßen zum Tische, wie Vertraute. Die unterste Stelle nahm die geschäftige, alte Köchin ein. Eine muntere Unterhaltung, welche das einfache Mahl würzte, wechselte in Scherz und Ernst jeden Augenblick Gegenstand und Farbe, und ging bald zu Haus- und Landwirthschaftssachen über; bald zu Aeußerungen freundlicher Theilnahme an dem unbekannten Gaste; bald zu Verhandlungen über Musik; bald zur Geschichte des Tages und zu den Folgen des Sieges, welchen Erzherzog Karl über die Franzosen bei Stockach erfochten hatte.

Florian, an den noch Niemand eine Frage gerichtet hatte, weß Landes er sei, gefiel sich unter diesen guten Menschen. Sobald er nach beendigtem Essen mit dem Alten und dessen Sohn allein war, beschloß er, ihnen sein Herz zu öffnen. Georg brachte eine frische Flasche Weins und dem Vater die gefüllte Tabakspfeife.

„Man steht einander fremd gegenüber, wenn man sich nicht nennt und kennt!“ sagte Florian: „Mir aber liegt daran, Ihnen nicht fremd zu sein. Ich möchte um Ihr Zutrauen werben, denn ich bedarf des Rathes und des Schutzes. Sie halten mich für einen Schweizer; ich bin ein Graubündner. Sie halten mich für einen Lustreisenden; ich bin aber ein Flüchtling und suche Verborgenheit in diesem Gebirg. Diesen Morgen entsprang ich den Franzosen unweit Pontarlier. Meine Bestimmung war, glaube ich, der Kerker oder der Tod zu Besançon. Mein Verbrechen ist, einen französischen Brigade-Obersten niedergehauen zu haben, der mit Unmenschlichkeit gegen meine Landsleute wüthete, und noch dazu gegen Schuldlose. Bin ich auf diesem Boden, in dieser abgelegenen Gegend, vor Nachstellungen sicher gegen Frankreich?“

„Herr,“ sagte der Alte, und warf einen ernsten, doch wohlwollenden Blick auf Florian: „Sie sind auf freier und heiliger Erde. Unser Fürst und Schutzherr in hundert Meilen weiter Ferne ist der König von Preußen, jetzt mit der französischen Republik guter Freund. Kein Franzose darf unser Land feindselig betreten. In allem Uebrigen stehen Sie unter dem Schirm des Gesetzes. Weh' dem, der Hand an Sie legt!“

Florian drückte dem Greise dankbar die Hand nnd sprach: „Mein Wunsch ist, mich, so lange mein Vaterland unterjocht bleibt, hier anzunisten und verborgen zu leben. Ich kenne keine Seele in diesem Lande; aber die Ersten, die mir begegnet sind, haben mein Herz gewonnen. Ich bin übrigens nicht ohne Vermögen; ich werde Niemandem zur Last fallen.“

„Was? Last?“ rief der Alte: „Jeder Schweizer, der Obdach verlangt, ist unser Freund und Bundesgenosse. Erzählen Sie mir, wie ging es in Bünden? Es war Parteiung bei euch, wie bei den Schweizern allen. Einer hat den Andern verrathen; jetzt büßet ihr's insgesammt. Und so ist's recht. Der Herr und Gott eurer Altvordern warf euch in den Tiegel seines Zorns, daß ihr von euern Schlacken gereinigt würdet. Das Feuer sollte euch läutern.“

„Bürgerliche Entzweiung haderte nirgends furchtbarer, als im Bündnerlande!“ sagte Florian: „Da waren die Bünde, die Gemeinden, die Familien zerrissen von Alters her, und am ärgsten, als Oesterreicher auf der einen und Franzosen auf der andern Seite an unsern Landesgrenzen standen. Mein eigener Vater haßte mich zuletzt, weil ich der Stimme eines bessern Vaters folgte.“

„Halt, junger Mann!“ rief Staffard: „Wie kann man einen bessern Vater, als den eigenen, haben?“

„Den meinigen ehrte ich und liebte ich, als ein guter Sohn soll!“ antwortete Florian: „Doch Handelsreisen und Staatsgeschäfte entfernten ihn oft vom Hause. Der Vater meines Herzens und Geistes, mein Lehrer, war einer der ehrwürdigsten Sterblichen, dessen Namen ich nie ohne Rührung ausspreche. Ihm danke ich meine Erziehung, meine bessern Gefühle, mein bestes Wissen. Er hieß Nesemann. Zwar ward er für einen Anhänger der patriotischen Partei gehalten, weil die Häupter derselben seine Schüler gewesen waren. Nesemann aber stand unbefangen zwischen allen, wie ein Weiser soll. Sei nicht, sagte er zu mir, französisch, auch nicht österreichisch gesinnt, sondern als Bündner rein bündnerisch, und nichts anderes! — Das war ich. Darum haßte mich mein Vater, der mit Leib und Seele, als alter Freund des Ministers Salis von Marschlins, zu dessen Geschlecht und für Oesterreich gegen die Franzosen hielt. Er drohte sogar einmal, mich zu enterben. Dazu kam sein Zorn, daß ich standhaft ablehnte, die Tochter

eines der angesehensten Männer des Landes Braut zu nennen, die er, ohne mich zu befragen, zu seiner Schwiegertochter erlesen hatte. Sein Jähzorn, seine Leidenschaft, sein Haß der französischen Nation tödtete ihn. Als der General Dessolles in unsere Gebirge eindrang, die Oesterreicher verjagte, deren Feldherrn Auffenberg sogar zum Gefangenen machte, ergriff ihn ein unaussprechliches Entsetzen. Ihn rührte der Schlag. Er starb.

„Ich weinte um den Vater und das Vaterland. Dieses, erst die Bühne der Parteiwuth, war durch sie ein Schlachtfeld fremder Heere geworden. Alle Freude entwich aus den Thälern. Ich lebte zurückgezogen und den Staatshändeln entfremdet. Unendlicher Schmerz aber und tiefer Grimm wohnte in der Brust alles Volkes. Es konnte sich nicht an den Anblick ausländischer Krieger gewöhnen, die gleich Gebietern den freien Boden betraten, und in den Hütten herrscherisch befahlen.

„Bald vernahm ich, es sei um Aufstand zu thun, die Welschen zu vertreiben. Von den innersten Winkeln des Hochgebirges, vom Crispalt und Lukmanier sollte sich der Aufruhr, wie eine Lawine, herabwälzen, den Rhein entlang bis Chur, wo gleichzeitig, nach Ueberwältigung des festen Luziensteigs, deutsche Kriegsvölker erscheinen und Hilfe bringen würden. Auch ich ward aufgefordert. Ich aber warnte und blieb entschlossen, keine Hand zu bieten. Uns konnte kein Aufruhr, kein Landsturm mehr retten. Ich mochte nicht für die Plane österreichischer und französischer Feldherren arbeiten, die nicht das Glück, sondern die Engpässe Bündens verlangten; nicht für die Plane der Faktionsmänner arbeiten, die nicht Freiheit des Gebirgs, sondern Sättigung ihrer Rache zum Ziel hatten. Man bedrohte mich, wenn ich mich der Sache des Vaterlandes entzöge. Ich gab Drohung für Drohung zurück. Man ließ mich.

„Eines Morgens ward ich früh geweckt. Es kam Botschaft, der Landsturm des Oberlandes ziehe herab. Zu Tawetsch im äußer-

sten Gebirgstheil gegen den Gotthard war schon eine Absendung französischer Soldaten beim Mittagessen von den Bauern überfallen, gefangen und nach Disentis geschleppt worden. Hier leistete ein französischer Hauptmann mit seiner Kompagnie noch fruchtlosen Widerstand gegen die anschwellende Menge. Er, nach blutigem Gefechte übermannt, sah sich mit seinen Leuten, weil es Nacht wurde, ins Rathhaus gesperrt. Geschrei und Unruhe weit umher im Gebirg, bis zu den Hütten der höchsten Alpen. Neue, bunt bewaffnete Haufen zogen von allen Bergen, aus allen Thälern heran, und riefen den Tod der gefangenen Welschen aus. Der ehrwürdige Dekan des Klosters, mit einigen seiner Geistlichen, lag auf den Knien vor dem rasenden Volke, und flehte für das Leben der Verurtheilten. Aber die Wilden drohten mit den Mordgewehren selbst gegen die frommen Fürbitter. Und als die Gefangenen zum Dorfe hinausgeschleppt waren, fielen die wüthenden Haufen mit Geheul über sie her und ermordeten sie auf schauerliche Weise, mehr denn hundert.

„Nach dieser blutigen That ging der lange Zug des Landsturms vorwärts, mit Flinten und Spießen, Sicheln, Keulen, Sensen und Morgensternen. Er heulte und jubelte von Dorf zu Dorf, unter meinen Fenstern vorüber. Man gebot mir, dem Haufen zu folgen. „Ihr rennet dem Verderben entgegen!“ schrie ich warnend. Zwei Flintenschüsse fuhren mir zur Antwort durch die Scheiben des Fensters. Von Dorf zu Dorf wachsend wälzten sich die ungeordneten, blutgierigen Schwärme bis Chur. Dort in den Wiesen vor der Stadt wurde meine Warnung schrecklich erwahrt. Verzweiflungsvolle Wuth war eitel. Zahllose fielen auf dem Schlachtfeld; Zahllose verbluteten an Wunden in Wäldern und Klüften; die Uebrigen zerstreuten sich.

„Mir zitterte das Herz, als ich den fürchterlichen Ausgang des Unternehmens und den Rückzug des Landsturms hörte. Ich wußte

es, mir war der Tod, meinem Hause die Flamme geschworen. Die Rache der halbwilden, verzweifelnden Bauern kennt keine Grenzen. Ich bereitete mich. Schon hatte ich Schriften und Kostbarkeiten wohl geborgen. Ich hatte mich jedes Falles auch zur Flucht gerüstet, mit Geld versehen, die Pistolen geladen, den Säbel geschliffen. Ach, ich hatte es nicht gegen meine unglücklichen Landsleute vonnöthen. Sie flohen bleich unter Todesschrecken durchs Dorf, ohne an Vollziehung ihrer Drohworte zu denken. Der siegreiche Feind folgte ihnen mordend auf den Fersen nach. Er kam.

„Das Dorf füllte sich mit Soldaten. Ich, der Einzige unserer Gemeinde der französischen Sprache mächtig, hatte mich mit den Vorgesetzten vereinigt, um Unordnungen zu verhüten. Ich veranstaltete, daß den Kriegern Erfrischung gereicht wurde. Ich sprach den General Menard. Er verhieß, strenge Mannszucht halten zu lassen; er gab mir einen Brigade=Obersten mit.

„Schon waren aber die Soldaten in die Häuser gedrungen. Aus einem derselben, an dem ich vorüberging, erscholl durchdringendes, klägliches Geschrei. Es wohnte eine Wittwe darin mit drei liebenswürdigen Töchtern. Ich flog hinein. Soldaten kamen mir mit Raub entgegen, andere sprengten noch Thüren der Zimmer und Schränke auf. In der Stube, aus der das Geschrei scholl, sah ich eine der Jungfrauen im Blute schwimmend am Boden liegen. Einige Soldaten waren im Begriff Mutter und Schwester der Ermordeten zu entehren. — „Schaffen Sie Ordnung!“ schrie ich dem Brigade=Obersten zu, der neben mir stand: „Oder ich steche die Ungeheuer vor Ihren Augen nieder!“ Da er nicht antwortete, packte ich einen nach dem andern von den Satanen und schleuderte sie zur Thür hinaus. Der Oberst, anfangs erstaunt, sprang mir auf die Gasse mit gezucktem Degen nach, und wollte mir den Stahl durch den Leib rennen. Ich zog den Säbel und setzte mich zur Wehr. Wie unsere Klingen an einander flogen, standen die Sol=

daten um uns her und wurden neugierige Zuschauer. Als aber mein Säbel wie ein Blitzstrahl den Obersten zu Boden streckte, und sein Blut hoch aufspritzte, riß man mich hinterrücks zu Boden, entwaffnete mich, und würde mich umgebracht haben, wäre in dem Augenblick nicht der General erschienen. Er erkundigte sich. Die Soldaten klagten mich, als einen Rebellen-Hauptmann, an. Ich erzählte den Hergang der schändlichen Sache. Ich ward verhaftet, mit Seilen gebunden, auf einen Wagen geworfen und fortgeschleppt nach Chur. Von hier brachte man mich als Gefangenen in die Schweiz. Es schien, als wüßte man nicht, wohin mit mir. Denn ich ward anfangs gegen Basel, dann gegen Lausanne geführt. Vielleicht war es nur Menards Absicht gewesen, den Schein strenger Gerechtigkeit zu haben, und mich vor der Wuth seiner Soldaten zu retten. Vielleicht sollte ich einem Kriegsgericht überliefert werden, das in den Verwirrungen, da man sich täglich gegen die Oesterreicher schlagen mußte, nicht zu Stande kam. Vielleicht sollte ich nur nach Salins oder in eine andere französische Festung gebracht und dort als einer der Anstifter des Disentiser Mordes verwahrt werden, dergleichen mehrere, ganz unschuldig, weggeführt worden sind. Genug, heute erblickte ich schon die Thürme von Pontalier. Da entwaffnete ich meine Wächter und entsprang."

„Wie viel Wächter hatten Sie?" fragte Georg.

„Zwei Soldaten mit geladenem Gewehr saßen mir zu beiden Seiten auf dem Karren. Ich schlug ihre Köpfe zusammen, daß sie brachen, wie hohle Scherben. Während sie bewußtlos niedertaumelten, zerschmetterte ich ihre Gewehre und ging davon."

6.

Befreundung.

Die beiden Staffarde betrachteten den Gast, der seine Abenteuer mit einer Ruhe erzählte, als spräche er von alltäglichen Dingen. In seinem Antlitz war so viel Mildes, Freundliches, fast Mädchenhaftes, daß man an seinem Muthe in so grauenvollen Gefahren und an seiner herkulischen Stärke vielleicht gezweifelt haben möchte, wenn er nicht vor wenigen Stunden noch die grimmige Dogge des Nachbars gebändigt hätte, daß sie ward, wie ein Schooshündchen.

„Wollen Sie mir nun," fuhr Florian fort: „das Wort geben, gegen Jedermann über meine Geschichte, die ich Ihnen vertraute, zu schweigen; wollen Sie mir, wie einem, der der Naturkunde, oder der Gesundheit zu lieb, einen Sommeraufenthalt machen will, Obdach verschaffen: so ist mein bester Wunsch für den Augenblick erfüllt. Ich begebe mich morgen in die Hauptstadt, spreche den königlichen Statthalter selbst, versorge mich mit mancherlei kleinen Bedürfnissen — denn mir mangeln Kleider, Wäsche und andere Nothwendigkeiten, — und kehre zu Ihnen zurück."

Beide Staffarde reichten ihm mit freundlicher Herzlichkeit die Hände über den Tisch, und ihr Handschlag sagte ihm mehr, als jedes Wort: „Sie bleiben bei uns; unsere Hütte und unser Tisch sind groß genug!"

„Ha!" rief Georg, und seine Augen funkelten in den Flammen der Begeisterung: „Wäre ich doch bei Ihnen gewesen; o wär' ich doch bei Ihnen gewesen! Wir hätten neben einander gefochten; wir hätten das ganze Gebirg bewegt zur Rettung der Freiheit. Ach, daß Sie so allein stehen mußten in Bünden, und der tapfere Aloys Reding so allein in den Hirtenkantonen! Warum that sich nicht eine heilige Schweizerschaar gegen die fremden Unterjocher zusammen! Warum hat die Schweiz nicht der Männer mehr, wie Sie!"

„Wie mich?“ sagte Florian mit dem Lächeln der Verwunderung: „Zehntausend für Einen. Aber nicht die Einzelnen konnten einzeln retten. Es mußte die Nation aufstehen, wenn Großes geschehen sollte. Aber das Leben der Nation war in örtlicher Parteiung und Selbstsucht aufgelöset. So ganz vernichtet hatte der Föderalismus das Nationalleben, daß selbst die vortrefflichsten Männer der Schweiz nichts von der Eidgenossenschaft, sondern nur von ihrem Kanton wußten. Aloys Reding war vor zwei Jahren bei mir. Wir lernten uns auf dem Schlosse Ortenstein kennen, wo er Freunde besuchte. Seine schöne Gestalt, der feste Blick seines blauen Auges, die Gutmüthigkeit seines Wesens gewannen mich ihm schnell. Wir sprachen von den Gefahren der Schweiz, von der Möglichkeit eines französischen Angriffs. Er konnte damals selbst die Möglichkeit nicht glauben. „Und,“ rief er: „wenn die Verwüster zu uns eindrängen — ich weiß nicht, was die andern Kantone thun werden; ich traue den meisten nicht! — aber in unsern Urkantonen finden die Franzosen ihr Grab. Ich würde mir die Haare ausraufen vor Scham,“ fuhr er fort und legte die Hand an seinen blonden Kopf: „wenn ein einziger Schweizer anders dächte, als ich!“ — Aber, sagte ich, Ihr Ländchen und Frankreichs Uebermacht, der Kampf der Mücke gegen den Adler! — Reding mochte darüber nicht weiter denken. Mit einer Miene voll Zuversicht und Stolz, als wollte er sich und mich beruhigen, sagte er: „Wir sind noch nie bezwungen worden, und werden es nie.“ — So arglos, so kurzsichtig, so unerfahren waren die Besten unserer Schweizer.“

„Herr! Bei Gott, Sie haben Recht!“ schrie der alte Staffard mit frommem Zorn, und schlug die gewaltige Faust auf den Tisch: „Es war schon längst keine Eidgenossenschaft mehr, nirgends ein Begriff von Freiheit und eidgenössischem Großsinn; sondern in den kleinen Kantonen Eigennutz, Bettelei und Unwissenheit, in den

Stadtkantonen Reichsstädterei, Breitthuerei, Käsekrämerei; das Regieren ein Gewerb für die Haushaltung; die Liebe des Friedens eine schöne Feigheit; die Staatsklugheit Fraubaserei, Phrasenmacherei und Geheimnißmacherei. Da mußte Alles in Grund und Boden gehen, oder der Herrgott hätte mit Wundern dazwischen blitzen müssen. Ich bin viel im Schweizerlande herumgekommen; überall wackere Leute; aber Jeder für sich, Gott für Alle."

„Doch jetzt!" rief Georg: „Jetzt, Vater! Nun Alles im Abgrund des Verderbens liegt, muß es ein Aufraffen geben. Wenn nicht die Freiheitsliebe, muß die Verzweiflung begeistern. Erzherzog Karl zieht gegen Zürich und den Gotthard; die Franzosen fliehen. Auf, auf mit den Schweizern nun, dem Erzherzog Hand geboten und den letzten Franzosen niedergemacht!"

„Um den Stadtbürgern ihre Landvogteien wiederzugeben?" sagte Florian: „Das wollen die unterjocht gewesenen Landleute nicht. Um die Unterthanen zu freien Schweizern zu machen? Das wollen die alten Rathsherrn nicht. Um sich, statt durch Franzosen, durch Russen und Oesterreicher kommandiren zu lassen? Das wollen die Vernünftigen nicht. Die Zeit ist noch nicht reif. Umgekehrt, jetzt erst gährt der Most; jetzt erst kämpft der Eigennutz und Stolz aller Einzelnen den Kampf auf Tod und Leben, bis jener vernichtet ist und sich in Gemeinsinn verwandelt; und mit ungehemmter Wuth reiben sich die Parteien an einander, bis sie sich insgesammt selbst zerrieben haben."

„Der Wille des Herrn geschehe!" rief der alte Staffard.

„O die armen Schweizer!" seufzte Georg.

So redeten sie mit einander bis tief in die Nacht. Georg gewann in diesen Gesprächen den Fremdling so lieb, daß er nicht mehr Fremdling, sondern ein Vertrauter wurde. Nicht minder schloß sich dem jungen Bündner das Herz des alten Staffard auf, der ihn beim Nachtgruß an seine Brust drückte. Sie begleiteten

ihn zu seinem Zimmer die hölzerne Treppe hinauf und wünschten ihm gute Träume. — Florian, von den Anstrengungen und Abenteuern des Tages ermüdet, schlief, in dem Gefühl der lang entbehrten Freiheit und persönlichen Sicherheit, nach vielen Wochen zum erstenmal wieder festen, frohen Schlaf.

Noch fröhlicher war sein Erwachen. Er segnete den Glücksstern, welcher ihn so trefflichen Menschen zugeführt hatte. Er trat an das Doppelfenster des kleinen, saubern und bequemen Gemachs. Daß noch mitten im Sommer die winterlichen Vorfenster unabgehoben waren, und zwischen ihnen die Geschirre mit Rosen, Nelken, Levkojen und andern Blumen gegen die äußere Luft geschirmt stehen mußten, verkündete die Rauhheit des Himmels in dieser Berghöhe, die kaum einen reinen Sommer von fünf bis sechs Wochen hat. Der Blick über die einförmigen Hügel, Wiesen und Felsen erinnerte an Stille und Einförmigkeit der Alpenwelt. Im Garten sah er die gemeine Pappel und Eiche, welche in den Thälern hochstämmig gedeihen, hier nur als Zierbaum gepflanzt, aber kurz und verkrüppelt, daß er sie kaum wieder erkannte; dazu die Linde und den Mehlbeerbaum. An den Felsblöcken kletterten Ziegen. Aus der Ferne tönten Heerdenglocken. „Um so ärmer diese Natur, um so reicher der Mensch und sein Herz!“ sprach er.

Er ward längst beim Frühstück erwartet. Der Alte und sein Sohn empfingen ihn, wie einen vieljährigen Bekannten, der nach langer Abwesenheit wieder eingekehrt war. Man besprach die künftigen Einrichtungen für Florian auf der Fernhalde. Daß er in Staffards Haus bleiben müsse, war von selbst verstanden. Bei der Rückkehr von Neuenburg sollte er ein bequemes Zimmer finden und die Nachbarn weit umher kennen lernen.

Georg begleitete ihn darauf nach Les Verrieres hinab, ihm von einem seiner Freunde daselbst einen bequemen und leichten Wagen zur Hauptstadt zu schaffen. Sie ließen den Wagen aber

vorausfahren, um im Wirthshause mit einander den Abschiedstrunk zu thun. Da ergossen sich beim vaterländischen Wein die Herzen der vaterländischen Jünglinge in einander. Sie wurden Brüder. „Es ist, als risse mich eine zauberhafte Gewalt zu dir hin!“ rief Georg, der den Freund umarmte: „Und doch kenne ich dich erst seit gestern. Ich kann's mir nicht erklären.“

„Und ich,“ rief Florian, „habe noch Keinen für mein Herz gefunden, wie dich, Georg, und doch fand ich schon Viele. Aber erklären kann ich's mir. Du bist der bessere Mensch, unendlich natürlicher als ich. Bei dir will ich gut werden.“

„O Florian,“ sagte Georg mit Erröthen, „wie du auch sprichst! Du, von dem ich nicht weiß, ob ich ihn mehr aus Bewunderung liebe oder aus Liebe bewundere, du erst gut werden? Was wird meine Claudine von dir sagen, wenn sie dich sehen wird?“

„Hast du ein Liebchen, Georg?“

„Eine Verlobte. Wir feiern die Hochzeit im Herbst. Du mußt sie mit uns feiern, Florian. — Und du, Florian, du hast noch keine Geliebte gefunden?“

„Nein, Georg, daran mag ich nicht denken. Die Zeiten sind zu stürmisch. Ich will ungebunden bleiben; vielleicht bedarf meiner noch das Vaterland. Wie sollt' ich da ein armes Geschöpf mit ins Elend ziehen, wenn ich mich in die Schrecken dieses Zeitalters hineinstürzen muß?“

So sprachen sie lange, und vertrauten einander ihre kleinen Geheimnisse, wie Brüder. Dann schieden sie mit freudiger Aussicht auf baldiges Wiedersehen.

7.

Die Kette.

Florian eilte dem Wagen nach. Der Morgen war frisch und anmuthig, die Gegend neu, sein Herz voll. Er ging langsamer, um sein Glück im rechten Maße zu genießen. Denn mit solcher reinen Zutraulichkeit war ihm Niemand in Bünden begegnet, wie hier Georg und dessen Vater. Er hatte im heimathlichen Thale wohl Umgang und Jagdgenossen und alte Spielgefährten gehabt; aber keiner von allen hätte sich ihm, er sich keinem so offen hingegeben, wie hier geschehen war. Dort hatten Partei- und Familien- und Geld- und andere Geschichten das Reinste befleckt, und in das froheste Leben eine gewisse Gezwungenheit hineingetragen; dort hatte er in der Freundschaft Vorsicht und beim vollsten Becher kalte Lauersamkeit beobachten müssen. Es war ihm hingegen hier eine Welt, wo man mehr mit dem Herzen, als mit dem berechnenden Verstande lebte.

Sein Gang ward in der stillen Freude ein tanzendes Schweben durch die grünen Thalwiesen zu beiden Seiten, die sich rechts und links zu lang hingedehnten Höhen erhoben; hin und wieder von vereinzelten ländlichen Wohnungen mit Gärten belebt, alle in der Bauart von Staffards Hause. Die Höhen rechts und links zogen sich bald vor ihm zusammen und schloßen das Thal. Er stieg an ihnen hinauf, es ward ihm wie ein Weg zum Himmel.

Eine lange Reihe einspänniger Güterfuhren kam ihm auf der Bergstraße entgegen, jedes Rosses Kummet, nach Landessitte, mit einer Decke von blaugefärbten Schaffellen behangen, die Fuhrleute nebenher schreitend mit Gesang. Die Heerdenglocken tönten von droben anmuthig nieder, wo die zerstreuten Kühe am Rande des Tannenwaldes weideten. Kleine Hirtenknaben jauchzten, und lustwandelten schwankend auf den niedern Mauern, welche, ohne Mörtel,

nur von künstlich geschichteten Rollsteinen erbaut, die weiten Triften umhägten. Alles in dieser lieblichen Wilde, von deren Höhe man rechts die zerstreuten Hütten des Bayards, vor sich das Thal von Verrieres sah, schien dem freien Flüchtling reizender, als was er je Paradiesisches in der ganzen Schweiz erblickt hatte. Alles schien hier mit seinem Loose zufriedener, Alles frömmer, Alles glücklicher.

Indem er auf der Höhe an einem Bauernhofe, links der Landstraße, vorübergegangen war, erblickte er abermals vor sich Fels und Wald zusammentretend, als würde der Ausweg verrammelt. Wie sich aber das Gebirg zu einer Schlucht öffnete, breit genug, die Straße hindurchlaufen zu lassen, ward er in derselben zwei weißgekleidete junge Frauenzimmer gewahr, welche ihn zu beobachten und sich lachend von ihm zu unterhalten schienen.

So ernst auch beide, da er näher trat, gern werden wollten, konnte sich eines der Mädchen zuletzt des lauten Gelächters nicht erwehren. Die andere verbarg ihr Gesicht unter dem breiten Strohhut. Sie standen neben einer ungeheuern eisernen Kette, die links an den Felsen festgeschmiedet in einen schmalen Graben niederhing, und vor Zeiten bestimmt gewesen sein mochte, das Thal zuzuschließen.

„Verzeihen Sie," sagte die schöne Lacherin, indem sie sich gegen Florian anmuthig neigte: „verzeihen Sie, daß ich Ihre männliche Kraft in Anspruch nehmen möchte, um mit der Kette hier das Land zu sperren. Sehen Sie, meine liebe Freundin droht, unser Thal zu verlassen; aber, gleichviel ob Scherz oder Ernst, sie gab doch das Wort, zu bleiben, wenn ich den Ausgang mit der Kette verschließen würde. Ach, ich armes Kind, ich mühte mich vergebens ab. Da sandte Sie der Himmel. Helfen Sie mir! Aber ich fürchte, man muß zu der Riesenkette Riesen stellen, denn ich kann nicht zwei Ringe derselben in die Höhe heben."

„Um den Preis, Ihnen eine Freundin zu erhalten, kann ich zum Riesen werden!" sagte Florian, ergriff die rasselnden, großen

Ringe, gab der Lachenden das Außenende in die kleine, zarte Hand, und spannte die Kette über die Straße.

Ich habe gesiegt, ich habe gewonnen, Hermione!" rief die frohe Lacherin, klatschte in die Hände, und tanzte, wie eine lustige Sylphide, vor der Kette: „Dein Wort muß dich nun stärker fesseln, als diese Bande, die kein Gigant sprengen würde."

Die überwundene Hermione erhob ihr Köpfchen und sah zur Kette und dem herüber, der sie wie einen leichten Faden hielt; und betroffen und starr sah sie den Fremdling an, und eine Röthe überflog schnell ihr feines, geistvolles Antlitz, wie Abglanz eines brennenden Abendrothes.

Auch Florian stand wie verzaubert vor der Jungfrau, welche in holder Verwirrung vor seinem Auge schwebte. Er wußte nicht, ob sie ihm irgend schon einmal erschienen, oder aus Träumen ins Leben getreten war.

„Du hast gesiegt, Mädchen," sagte Hermione mit leiser, anmuthvoller Stimme: „aber nicht durch eigene Stärke."

„Ich bin stolz, Fräulein, zu solchem Siege geholfen zu haben," sagte Florian, „denn Besseres hat diese Kette seit Jahrhunderten noch nicht an dieses glückliche Land gebunden."

„Und dem Sieger rechnet man nie die Mittel nach!" rief die Fröhliche, indem sie ihren Arm um Hermione schlug: „Du bist meine Gefangene, und Ihnen, mein Herr, danke ich für die theure Beute."

In diesem Augenblick rollte ein leichter Reisewagen herbei und hielt vor der Kette. Die Frauenzimmer, von Florian unterstützt, stiegen ein. „Ach," sagte er leise, und sein Ton klang fast wie ein Seufzer: „nun erst sollte ich die Kette spannen! Mir bleibt nichts von der Beute, als die Erinnerung."

„Aber Sie sind großmüthig!" rief die Siegesfrohe mit einem verbindlichen Neigen. Hermione blieb stumm, heftete jedoch auf

Florian einen langen, sinnigen Blick, den sie, sobald er seine Augen zu ihr wandte, schnell und verschämt zurücknahm. Der Reisewagen fuhr davon, den Berg hinab. Florian sah ihm lange nach, bis er hinter Gebüschen und Felsen verschwand.

Plötzlich rief er: „Mein Gott! Es ist keine Andere! Sie ist's selbst!" Und darauf versank er in ein stilles Sinnen und seufzte: „Sie ist's selbst!" — Er meinte Hermionen. Er erinnerte sich, in seinem bündnischen Vaterlande diese Gestalt, dieses Madonnenantlitz, von hellen, kastanienbraunen Locken umschimmert, gesehen zu haben. Im Schloßgarten von Reichenau war es gewesen, auf der obern Terrasse, von wo einst eine Gesellschaft französischer Stabsoffiziere und einiger Frauenzimmer das Zusammenströmen des vordern und hintern Rheins am Fuße der Felsen betrachtet hatte. Da war es, wo er den wißbegierigen Fremdlingen den Namen der Gebirge und Ortschaften nennen mußte, während die Frauenzimmer ihm aufmerksam horchten: den wilden, felsigen Kalanda rechts; das unter seinen Obstbäumen verschattete Tamins auf der Höhe unter den Felswänden; die Hütten von Bonaduz im Hintergrunde einer weiten Wiese; und weiterhin, gegen die finstern Bergschlünde, aus denen die schwarzgrauen Rheinwellen rollen, die alterthümlichen Gemäuer der Burg Rhäzüns. Noch waren seitdem nur kaum drei Monate verflossen.

Er hatte damals Hermionen nicht gesprochen, nicht sprechen gehört; nur gesehen hatte er sie, in winterliche Reisekleider gewickelt, der halbverhüllten Schönheit einer aufbrechenden Moosrose ähnlich. Als sie damals mit ihren Begleitern schnell abreisete, und sich noch einmal umwandte und zu ihm sah, durchschauerte ihr Blick ihn. Er fühlte, an dieser Wundergestalt müsse seine Ruhe verloren gehen, wenn er sie öfter sehen sollte. Es zog ihn zwei- und dreimal, seine Heimath zu verlassen, eine Reise nach Reichenau und der Stadt Chur zu machen, wo er sie, wenn auch nur aus

der Ferne, wenn auch nur flüchtig, noch einmal zu erblicken hoffte. Er machte vergebliche Wanderungen. Aber jedesmal bei der Heimkehr war er in den Schloßgarten gegangen, und hatte sich auf der Stätte des Rasens niedergelegt, den ihr Fußtritt geweiht hatte. Er wußte selbst nicht, war sein Herz oder seine Einbildungskraft krank geworden. Er hatte sich wegen seiner geheimen Thorheit Vorwürfe gemacht, und doch war ihm diese Thorheit lieb gewesen.

„Gewiß, sie ist's!“ seufzte er nun, verließ die Kette und setzte unruhig und bewegt seine Wanderung fort, den Berg auf der andern Seite abwärts: „Wie spielt sie mir der Zufall, so hartherzig, wieder und nur auf einen Augenblick zu! Da eilt sie hin, und ahnet nichts von den Gefühlen, die sie mir hinterläßt. Sie geht in ihr Vaterland zurück, ins nahe Frankreich!“

Unten am Fuße des Berges, vor dem freundlichen städtischen Flecken St. Sulpice, fand er seinen Wagen wartend. Er setzte sich ein. Die Lieblichkeit des vom Gebirg eng umzäunten Thales zerstreute ihn nicht; nicht die heitere Umgebung von Motiers, wo rechts auf umbüschtem Felshügel die Ruinen der Burg Chatelard trauern. Erst nach einigen Stunden, da der Kutscher Mittags im Dorfe Travers anhielt, erwachte er aus seinen Träumereien.

Indem er hier vor dem Wirthshause auf der hölzernen Bank saß, und den Spielen der Kinder in einer gegenüber gelegenen Scheune zusah, erblickte er seitwärts eine lange weibliche Gestalt, die aus der Werkstätte des benachbarten Schmiedes hervortrat und den Weg zum Dorfe hinaus wählte, welchen er gekommen war. Ob er sie gleich nur von hinten und in der Ferne sah, erkannte er doch an der ungewöhnlichen Größe des Weibes, an den schnellen, weitgestreckten Schritten und dem Krückstock in der Hand, diejenige, welche ihm auf dem Gipfel des Gros-Taureau erschienen war.

8.

Frau Morne.

Er fühlte keine Neigung, sie zu verfolgen und eine Bekanntschaft aufzufrischen, die ihm wenig Reiz hatte. Vielmehr drückte ihn bei dem unvermutheten Wiedersehen der Sibylle eine peinliche Empfindung, wie Scham und Verdruß, daß er sich gestern durch das närrische alte Weib abergläubiges Schrecken hatte einjagen lassen. Er richtete alle Aufmerksamkeit den Spielen der Kinder zu; und zwischen den spielenden Kindern schwamm wieder Hermionens Bild im Schneelicht ihres weißen Gewandes und im Goldglanze ihrer braunen Locken.

Da fuhr ihm durch den Sinn der Gedanke: „Wie? wenn die Alte vom Berge vielleicht sagen könnte, wer diese Hermione sei? Wen sollte ich fragen, wenn nicht diese Sibylle? Sie kennt das Land, die Menschen, sie weiß so Vieles!“ — Er sprang eilig von der Bank, blieb aber nachdenkend und setzte sich wieder langsam nieder. Denn er gedachte der Thorheit seines Einfalls. Hermione, die er zuerst in Bünden in Gesellschaft französischer Offiziere gesehen hatte, war offenbar eine Fremde, offenbar auf der Rückkehr nach Frankreich. Selbst der Staub ihres Reisewagens bezeugte es. Aber — und es durchglühte ihn ein Strahl der Freude — aber ihre Gefährtin hatte gesprochen, sie drohe, das Thal zu verlassen. Welches Thal, wenn nicht das von Les Verrieres? Vielleicht auch das von Pontarlier. Gleichviel, sie muß in diesen Gegenden doch verweilen. Die Alte kann folglich von ihr wissen. Er dachte es, und eilte zum Dorfe hinaus, der Alten nach.

Diese aber, als er ins Freie kam, war nirgends mehr zu erblikken. Ungewiß, ob sie in ein anderes Haus eingekehrt, oder die Landstraße oder einen Nebenweg gegangen sei, befragte er einen Bauer, der des Weges kam, und dem er die Gestalt der Alten beschrieb.

„Ha, ich verstehe!“ sagte der Bauer: „Sie meinen Mutter Morne, wie wir sie nennen. Wenn Sie Ihre Schritte verdoppeln wollen, erreichen Sie sie in einer halben Viertelstunde. Sie geh die Straße nach Couvet.“

„Was ist es für eine Frau, diese Mutter Morne? Ich begegnete ihr schon gestern. Sie sagte mir Vieles, und ich kenne sie nicht.“

„Glaub's gern, Herr. Es ist ein wunderliches Weib, vielleicht nicht immer bei gesunden Sinnen, übrigens aber eine ganz gute Frau. Manche halten sie für eine Hexe, die Umgang mit bösen Geistern pflegt. Das ist Aberglaube. Doch das läßt sich nicht läugnen, sie versteht mehr, als andere Leute, und man wird aus ihrem Wesen nie klug. Sie hat schon Vieles vorausgesagt, woran Keiner glaubte, und es ist eingetroffen. Sie kann das Fieber besprechen. Sie hat schwere Krankheiten durch bloßes Auflegen ihrer Hände geheilt. Sie hat Dinge ans Tageslicht gebracht, von denen Niemand wußte. Kurz, es ließe sich viel von ihr sagen. Kein Mensch weiß, von welcher Religion sie ist; denn sie geht in keine Kirche, aber man findet sie zuweilen in den Wäldern mit gefalteten Händen auf den Knien. Sie ist in beständiger Unruhe, stets auf Reisen, und hat doch kein Geld und nimmt auch keins an. Sie ist aller Orten, aber an keinem Orte daheim. Winter und Sommer sind ihr zum Wandern gleich, eben so Tag und Nacht. Länger als drei Stunden schläft sie nie, auch im besten Bette.“

So erzählte der Bauer noch lange fort, was ihm von der seltsamen Alten bekannt war; Florian aber wollte nicht zögern, aus Furcht, die Wandernde zu verlieren. Er brach das Gespräch ab, dankte dem gefälligen Manne und eilte mit Doppelschritt davon.

Endlich erblickte er in der Ferne die Gestalt; dann sah er, wie sie von der Landstraße rechts abwich, über die Felder aufwärts stieg, den Bergen zu. Er folgte ihr; er kam zum Seitenweg,

der steinig und rauh ward bis zum ausgetrockneten Bette eines Baches, in dessen Nähe zwischen Hügeln einzelne Hütten gelegen waren, von denen sich ein finsterer Rauch erhob. Er trat in eine der offenen, vom Ruße geschwärzten Hütten, die einen ganz eigenen, betäubenden Geruch ausbreiteten. Hier schmolzen die Leute Asphalt aus den Erdblöcken, welche sie in der Nähe hervorgegraben hatten. Dieses Steinöl, dessen Quelle noch unbekannt ist, hat nur wenige Schuh tief unter der Dammerde ein kalkiges Mergellager durchdrungen, geschwärzt, und zum Uebermaße gesättigt. Unter dem Mergel ruhen die Felsen.

In einem Winkel der Hütte saß Frau Morne. Florian bemerkte sie nicht eher, bis sie rief: „Willkommen auf La Combe, Flüchtling!“ Damit erhob sie sich, ging aus der Hütte, und winkte ihm, zurücksehend, mit dem Krückstocke. Er folgte, wie sie schnellen Schrittes im steinigen Bette des Waldstroms gegen die Bergschlucht ging, und er erzählte ihr unterwegs, da sie fragte, wohin er reise, von seiner guten Aufnahme in Staffards Haus, und aus welchen Ursachen er nach der Stadt Neuenburg gehe.

Plötzlich unterbrach sie ihn mit der Frage: „Wer ist Ihnen unterwegs begegnet?“

Florian stutzte und sagte: „Eben das wollt' ich Euch fragen, Mutter Morne.“

Sie blieb vor ihm stehen und wiederholte die Frage, er die Antwort. „Ich sah Euch,“ fuhr er fort, „im Dorfe Travers. Ihr waret mir zu schnell aus den Augen; ich bin Euch weit nachgeeilt.“

„Schonen Sie die Ruhe der Jungfrau.“

„Welcher denn, Mutter Morne?“

„Die Sie heute nicht zum ersten Mal fanden, und derentwillen Sie mir nachgerannt sind.“

Florians Verwunderung war jetzt nicht geringer, wie gestern auf dem Gros-Taureau. Es schien etwas Uebernatürliches in dem

Weibe. Wie konnte es das Geheimniß seiner Brust wissen, das er Keinem vertraut hatte? — Er erzählte, wie er den Frauenzimmern begegnet sei bei der eisernen Kette, und was er mit ihnen gesprochen. Er bat, ihm nur zu sagen, wer die unbekannte Schöne wäre, die den Namen Hermione trage, und wer ihre Begleiterin, und wo sie wohne, und wohin sie reise, und zwanzig andere Dinge mehr.

Frau Morne rieb mit der braunen, dürren Hand ihre Stirn, und sagte mit verfinstertem Gesicht: „Das werden Sie von ihr selbst hören, besser, als ich's weiß. Aber schonen Sie die Ruhe der Jungfrau! Sie kommen in unser Land, wie der warme Oberwind. Traue Keiner dem Lüftchen! Es füllt den Himmel mit Wolken und Wettern, und schlägt die Erde mit Hagel und Blitzstrahlen."

„Wie? Hermione wird mir's selbst sagen?" rief Florian: „Ich werde sie noch einmal sehen? Wann? Wo? Saget mir's, Mutter Morne; ich will Euch ewig erkenntlich sein."

„Nichts!" schrie die Alte: „Es ist in den höchsten Himmeln und in den Tiefen des Abgrundes Keiner, welcher die künftigen Dinge verrathen möchte, als der Teufel; denn damit schnitte er die Wurzeln aller Glückseligkeit ab: Glaube, Liebe und Hoffnung. — Was verlangen Sie? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich den Geist der Weissagung habe?"

„Zürnet nicht, Mütterchen! Ihr habet mir schon Manches geredet, worüber ich in Erstaunen gerieth, weil außer mir selbst Niemand davon belehrt sein konnte."

„Ei doch!" murrte Frau Morne ärgerlich: „Was ich weiß, habe ich durch Sie selbst. Ich höre nur mit feinern Ohren, und sehe mit gewaschenern Augen."

„Habt Ihr mir also keine Antwort auf meine unschuldige Frage, wo Hermione wohne, wer sie sei?"

„Ich habe es schon gesagt: Sie werden es von ihr hören."

„Wirklich? Und habt Ihr mir keinen Rath zu geben?"

„Sich wohl zu hüten.“

„Wovor?“

„Sich, vor sich selbst!“

Florian bot ihr einige Stücke Geldes: „Mutter Morne, nehmt dieses Wenige.“

Frau Morne warf die Geldstücke an den Boden, wandte das Antlitz und verlor sich bald in den Gebüschen gegen die Bergschlucht. Florian hatte die Mühe, sein Geld wieder aufzulesen. Er ging ins Dorf zurück.

„Das alte Weib hat Recht! Vor mir selber mich hüten!“ — sprach er, indem er dahin schritt: „Sie hat die Sehnsucht dieser Brust, die verzehrende Flamme der Phantasie in mir erkannt. Bin ich nicht auf der großen Straße zu allen Narrheiten der Leidenschaft?“

Er pfiff ein Liedchen, wandte Alles auf, sich zu zerstreuen, hielt im Wirthshause seine stattliche Mahlzeit, und fuhr bis in die dunkelnde Nacht zur Hauptstadt des Fürstenthums.

9.

Aufklärungen.

Die Geschäfte, welche ihn, wegen Sicherheit seines Aufenthaltes in diesem Lande, zum alten, weitläufigen Schlosse auf der Höhe und zur königlichen Statthalterei zogen, waren bald abgethan; desto länger hielten ihn Schneider und Schuhmacher, Näherinnen, Wäscherinnen und Putzmacherinnen in der kleinen, finstern Hauptstadt auf. Denn er mußte sich von Kopf zu Fuß neu kleiden. Die sogenannten Sehenswürdigkeiten hatte er bald gesehen; das machte ihm dann die Tage etwas lang, wie fleißig er auch die Umgebungen der Stadt durchwanderte, und wie reizend auch die Aussichten von den Rebhügeln und Landhäusern über den weiten

Schreibtafel hervorzog und mit dem Bleistift zu zeichnen anfing. Er sprach so lebhaft, daß die Vorübergehenden auf der Seyonbrücke stehen blieben und bald einen Kreis um ihn schlossen. Florian hatte Mühe, ihn zu bereden, den Plan zu anderer Zeit zu erklären, und statt dessen ihm im Wirthshause beim Nachtessen Gesellschaft zu leisten.

Der letzte Vorschlag hatte für Herrn Onyx viel Einladendes. Unterwegs, wie sie durch die Stadt gingen unter den von Steinen gewölbten Lauben längs den Häusern, fragte ihn Florian, was ihn zur Reise nach Neuenburg bewogen habe. Der Professor antwortete: „Ich habe der Regierung einige Entwürfe von Wichtigkeit mitzutheilen; dazu waren vorläufige mündliche Verabredungen unentbehrlich. Jetzt ist die Sache hoffentlich im Gang; mein Glück kann gemacht werden; dann werd' ich mich verheirathen und meinen Sitz in dieser Stadt nehmen. Ich liebe; Sie würden mir dies bei meinen ernsten und vielen Geschäften kaum zutrauen! Ich liebe das liebenswürdigste Mädchen von der Welt, Ihnen im Vertrauen gesagt, ein Fräulein Delory. Ich bin nicht ganz ohne Vermögen; aber das Fräulein ist von gutem Hause, durch gewisse Bequemlichkeiten des Lebens verwöhnt; ich muß größere Einnahme haben. In der That, für meine geringen Bedürfnisse wäre ich reich genug. Aber was thut man nicht für ein angebetetes Weib!"

„Ich wünsche Glück, Herr Professor."

„Ha, wahrlich, was könnte mich sonst bewegen, meinen künftigen Wohnsitz in dieser Stadt aufzuschlagen? Meinen Sie etwa, der Anblick dieser höhlenartigen Laubengänge unter den Häusern, dieser burgundischen Mißgeburt der Baukunst, wogegen ich schon hier und in Bern und Murten so viel vergebens geeifert habe? Wären dergleichen Laubengänge oder Arkaden geräumig, breit und hochgewölbt, so würde wenigstens das Großartige derselben mit andern Nachtheilen versöhnen, die sie bringen. Jetzt aber, eng und

niedrig, Kloaken ähnlich, die über der Erde angelegt sind, wahre Hohlgänge in Kasematten, wo man Noth hat, den Begegnenden auszuweichen und die Nase vor den mancherlei Gerüchen zu verwahren, die von einer Hausthür zur andern wechseln, die Hausgänge und Zimmer des Erdgeschosses verdumpfen. Daneben erkälten sie die über den Gewölben hängenden Zimmer und werfen sie den Fußgängern, durch Luftzüge kalt und warm, alle Uebel der plötzlichen Erkältungen an, Hals- und Zahnweh, Schnupfen und Flußfieber und dergleichen. Wahrhaftig, mir ist für die zarte Gesundheit des Fräuleins Delory bange. Was soll ich aber machen? Sie ist gewohnt, in Städten zu leben, und ich verarg' es ihr nicht. Denn in der sibirischen Kälte auf der Feenhalde, oder in den Bayards, würde sie den ersten Winter darauf gehen, wie eine Ananas im freien Gartenbeet."

„Wie?" sagte Florian, „Ihre Braut bewohnt die Feenhalde, oder die Bayards?"

„Nur in den schönsten Monaten, als ausländische Blume. Im Winter wär' es unmöglich! Denken Sie doch, drei- bis viertausend Schuh über dem Spiegel des Mittelmeers und bei zwanzig, dreißig Grad Kälte? Sie würde keinen Winter überleben. Indessen hab' ich ihr im Scherz geschworen, das ganze Gebirg mit duftigen Hermionen zu bevölkern, trotz dem polarischen Himmelsstrich."

Bei diesen Worten waren sie in Florians Zimmer eingetreten. Der Name Hermione fesselte die Gedanken des jungen Bündners. Er hörte vom Geschwätze des Professors nichts mehr, der sich nun bequem auf dem Sofa hinlagerte, und seine Bemerkungen über Verbesserung des Klima's freigebig mittheilte.

„Herr Professor, Sie nannten vorhin den Namen Hermione," sagte Florian: „das ganze Gebirg wollten Sie mit Hermionen bevölkern?"

„Wohlverstanden, Seelenfreundchen," erwiederte Herr Onyx

schalkhaft-schmunzelnd, „es ist so arg nicht gemeint, als es klingt. Seit drei Jahren sammle ich an einer burgundischen Flora. Es wird ein kostbares Werk. In diesen abgelegenen Erdwinkeln leben noch seltene Pflanzenschätze, die keinem Botaniker bekannt sind. Ich habe schon siebenzehn neue Arten entdeckt und beschrieben, unter andern einen Wegerich von pyramidalischem Wuchse und eine liebliche, zarte Pflanzen an den Felsen ob Buttes, mit weißröthlicher Blüthe, die ich für ein noch nie beschriebenes Geschlecht halte und Hermione benennen will, dem Fräulein Delory zu Ehren."

„Halt!" unterbrach plötzlich Florian seinen Freund: „Hermione also wäre das Fräulein Delory? Sie wohnt auf der Feenhalde? Doch nur zum Besuch?"

„Allerdings. Eigentlich ist sie in Lyon daheim; seit einigen Jahren lebte sie in der Gegend von Besançon auf dem Landgute ihres Stiefvaters, den ich nicht näher kenne. Seit zwei Sommern bringt sie die schöne Jahreszeit in der Feenhalde zu. Und darum trägt meine Pflanze mit Recht ihren Namen. Diese Berghöhen sind die wahre Heimath der Hermionen."

„Ich glaube, sie zu kennen. Ich fand sie zufällig an der Kette, zwischen den Felsen ob St. Sulpice."

„Richtig, richtig! Da hab' ich sie auch schon gefunden, aber selten."

„Schlank aufgeschossen, wie eine Lilie!"

„Falsch! Sie liegt immer am Boden gestreckt oder kriechend. Ich sah sie nie aufrecht."

„Sie scherzen, Professor."

„Nein, voller Ernst; beständig ist sie gestreckt mit ihren kleinen, eirunden, feingezahnten Blättchen."

„Ich rede von Fräulein Delory."

„Und ich von meiner Hermione. Sie begreifen, Seelenfreundchen, ich kann das Fräulein erst mein nennen, wenn ich mit

ihm vom Altar komme. Aber wollen Sie, so hol' ich Ihnen auf der Stelle ein getrocknetes Exemplar meiner Hermione prostrata."

„Ach!" sagte Florian: „Könnten Sie mir statt dessen ein Exemplar des Fräuleins Delory zeigen, ein Bild, oder dergleichen, um zu wissen, ob wir von einerlei Person reden."

„Auch das, Herr; aber ohne Kirchenraub kann ich es Ihnen nicht herbeischleppen. Heute ist es zu spät, zur alten Stiftskirche hinaufzusteigen; aber morgen sollen Sie die Bildsäule einer der jungen Gräfinnen von Neuenburg sehen, und schwören, sie gleiche dem Fräulein Delory aufs Haar. Ich glaube, es ist die schöne Isabelle, Tochter des Grafen Ludwig, des letzten Herrn vom alten Hause Neuenburg, der hier vor vierhundert Jahren mit Helm und Schild in der Stiftskirche begraben worden ist."

„Wir gehen morgen, lieber Professor. Ich beneide Sie, wenn die Hermione, welche ich kennen lernte, Ihre Geliebte ist. Doch zweifle ich fast. Ich möchte sie Ihnen beschreiben; aber woher Worte nehmen für diese Lieblichkeit der Gestalt, für die Anmuth der Bewegung, für die Hoheit und Süßigkeit des Blicks? Jede ihrer lichtbraunen Locken, um den schneeweißen Hals spielend, ist eine eigenthümliche, einzelne Schönheit."

„Richtig, Herr; Sie haben sie Zug um Zug getroffen!"

„Und Sie, lieber Professor, sind der Gegenliebe dieses Engels gewiß?"

„Allerdings. Hermione kann Niemanden hassen. Warum sollte sie mich hassen? — Ich bringe ihr Pflanzen, ich wähle ihr Bücher zum Lesen, ich . . . nein, sie liebt mich; das ist ausgemacht."

„Hat sie es Ihnen also bekannt? Ist sie entschlossen, Ihre Gemahlin zu sein?"

„Herr, das ist ein kitzlicher Punkt. Ich hab' ihr davon noch nicht reden können; hab' es noch nie gewagt; weiß es nicht anzustellen. Sie wissen, wie die Mädchen in solchen Fällen denken!

Ich schiebe das auf, bis alle Vorrichtungen beendet sind; dann sollen Schlag auf Schlag Erklärung, Verlobung und Hochzeit hinter einander folgen. Sie kann mir unmöglich etwas abschlagen. Ich kenne sie zu gut."

Florian mußte zur Gutmüthigkeit des Gelehrten lächeln. „Wie aber, Herr Professor, wenn sie Ihnen am Ende doch die Hand verweigerte?"

„Das wäre erstaunlich! Das ist unmöglich! Sie weiß ja, wie theuer sie mir ist. Und — nein, es ist unmöglich, sag' ich Ihnen. Sie nennt mich immer ihren lieben Professor. Und Sie begreifen, Frauenzimmer sind mit so zärtlichen Ausdrücken gegen junge, unverheirathete Männer nicht gern freigebiger Natur. Hermione nimmt jedes Mal tapfer meine Partei, wenn mir Claudine den Krieg macht, und das ist allerdings bedeutsam!"

„Wer ist diese Claudine?"

„O, ein erzwildes, flatterhaftes, quecksilbernes, schnippiges Ding!"

„Mit schwarzen blitzenden Augen, die Braut des jungen Staffard?"

„Richtig, dieselbe. Der arme Georg, glauben Sie mir, heirathet sich die Auszehrung an; denn junge Neckerinnen werden alte Zänkerinnen. Wo sie mich nur sieht, macht sie mir tausend Händel. Sie ist hübsch; aber ich fürchte mich ordentlich vor dem verzweifelten Mädchen. Es ist erstaunlich, daß die beiden Frauenzimmer Freundinnen sein und mit einander unter gleichem Dache wohnen können. Aber Frau Bell, Claudinens Mutter, Hermionens Tante, ist eine kluge Frau. Sie versteht es, Ordnung im Hause zu halten."

Florian ließ den gesprächigen Onyx vor Mitternacht nicht von sich. Er hörte eben so gern von den Familien auf der Feenhalde, als jener gern davon erzählte.

10.

Die Bildsäulen.

Folgendes Morgens waren Beide eben im Begriff, aus dem Gasthof zu gehen, um die steile Straße hinauf zu der Höhe zu steigen, wo, neben dem alten Schlosse, die Stiftskirche ihre grauen sechs= bis siebenhundertjährigen Mauern erhebt, als ihnen ein Weibel der königlichen Statthalterschaft entgegentrat. „Freundchen!" rief ihn der Professor an, der ihn schon kannte: „Sie wollen zu mir? Der Statthalter läßt mich rufen? Er hat meine Abhandlung also gelesen? Haben Sie nichts gewittert, wie er dazu denkt? Ließ er nichts über meine Arbeit verlauten? Richten Sie Ihren Auftrag jetzt recht buchstäblich aus. Sagen Sie, welche Miene er dabei machte, und ich sage Ihnen, was der Statthalter Willens ist."

Diesmal irrte Herr Onyx. Der Weibel fragte einem Herrn Florian nach, und brachte diesem Befehl, binnen einer Stunde persönlich und unfehlbar auf der Statthalterei zu erscheinen. Onyx, den ein Hauch der Hoffnung in seinem ganzen Wesen ausgedehnt und gehoben hatte, sank eben so schnell wieder zusammen, und die runden, heitern Züge seines Antlitzes wurden wieder geradlinig, kalt und einförmig. Florian versprach zu gehorchen.

Unterwegs rief der Professor den Sigrist der Kirche, welcher dienstfertig die steinernen Treppen am Berge hinaufeilte, die Pforte des alterthümlichen Tempels aufschloß und die Fremden zur Kirche einließ. Hier führte er sie zum Grabmale des Grafen Ludwig von Neuenburg, einer Gruppe von neun männlichen und vier weiblichen lebensgroßen Bildsäulen von Stein, alle in der Tracht des vierzehnten Jahrhunderts, beisammenstehend in Andacht und Gebet. Es war in den Gesichtszügen der edeln Gestalten, hin und wieder zwar schon von der Zeit verletzt, eine gewisse Familienähnlichkeit.

Alle trugen, voller Würde und Anmuth, den sichtbaren Zauber dessen, was das Herz still an sich zieht.

„Sehen Sie, sehen Sie," rief Herr Onyx lebhaft, und zeigte mit den Fingern zu einer der Gräfinnen empor, deren jugendliche Gestalt Hermionen gleichen sollte: „Hab' ich nicht Recht?"

„Vollkommen," sagte Florian lächelnd, „wenn man etwas optischen Betrug zu Hilfe rufen kann."

Die Todesstille in dem weitläufigen Gebäu, und das Helldunkel, welches durch die langen, hochgespitzten Fenster über Alles verbreitet lag, dann der Lichtstrom, welcher durch die offene Kirchenthür auf die Bildsäulen fiel, stimmte Florians Gemüth bald wieder zu einem gewissen Ernst. Die schönen stillen Gestalten des Alterthums wurden seiner Einbildungskraft allmälig lebend. Die blassen Wangen der Bildsäulen schienen sich zu röthen; der Busen der Gräfinnen schien sich in leisen Odemzügen zu heben und zu senken. Er sah in der Verschattung der andern diejenige, welche Hermionen ähneln sollte; aber er dachte sich nun Hermionens Gestalt selbst inmitten dieser Gruppe, und bald verschwand ihm in dem Selbstbetruge der Einbildung das Uebrige.

Da trat der Sigrist zu den Bildsäulen, hob vom Fußgestell derselben einen weiblichen Handschuh, betrachtete ihn aufmerksam und sagte kopfschüttelnd: „Richtig! Die beiden jungen Damen vom Dienstag! Sie waren die Letzten. Er gehört einer derselben. Eine dieser Fremden ließ ihn vergessen liegen. Wer weiß, ob sie noch in der Stadt sind!"

Florian sah den Handschuh, horchte und dachte sogleich an die Frauenzimmer, denen er auf der Reise begegnet war. Er schilderte diese mit großer Genauigkeit so, daß ihm der Sigrist den Handschuh reichte und sagte: „Es kann nicht fehlen. Die größere mit dem braunen Haar legte den Handschuh für einen Augenblick hier ab; ich sah es; aber ich vergaß, sie daran zu erinnern, und er

blieb liegen. Wenn Sie sie kennen, bitt' ich, ihr das Verlorne zuzustellen."

Florian lehnte es nicht ab. Es durchdrang ihn ein angenehmes Schauern, als er mit den Fingern den weichen Handschuh berührte, der Hermionens schönen Arm bedeckt haben mochte. Er legte das Kleinod mit unwillkürlicher Ehrfurcht zusammen und verbarg es, als der Professor aus dem Hintergrunde der Kirche zurückkam, wohin er gegangen war, um die Verhältnisse der Länge, Breite und Höhe des Gebäudes nach dem Augenmaße zu berechnen.

„Ich habe jedesmal Todesverdruß, wenn ich die alten Kirchen betrachte!" rief Onyx: „Immer ein Riesenrumpf mit einem Kindeshaupt, eine Schildkröte, die ein kleines Köpfchen vorstreckt. Man sieht es: Anfangs war, als der Bau begonnen ward, die Andacht groß, das Geld im Ueberflusse; es wurden ungeheure Anlagen gemacht, zu denen man sich eine Krone von Thürmen dachte, die in den Himmel steigen sollte. Hintennach ward die Andacht kalt, der Beutel leer, und man setzte Thürmchen darauf, wie Zaunpfähle und Schilderhäuser. Den Münster von Straßburg und Freiburg lass' ich gelten; der Thurm von Bern ist um die Hälfte zu kurz gerathen; aber dieser von Neuenburg ist, wie der am Kölner Dom, ein Höcker auf dem Rücken eines Dromedars."

Nachdem der Professor seine lehrreichen Gedanken über die Bauart der Alten bis zur Neige mitgetheilt, und sie bald mit Dichtern, denen in der Länge Athem und Begeisterung ausgeht, bald mit Kindern verglichen hatte, die sich fürchten, auf ihr Kartenhaus das letzte Blatt zu legen, damit nicht Alles zusammenbreche, bemerkte Florian, es sei für ihn Zeit, im Schlosse zu erscheinen, dem empfangenen Befehl Folge zu leisten. Der Professor versprach, seiner Rückkehr zu warten und unterdessen dem Sigrist die zweckmäßigere Bauart der Neuern umständlich aus einander zu setzen.

Florian ging über den kleinen Raum, welcher die Kirche vom

Thorwege des Schlosses trennt, und über den leeren, geräumigen Vorhof in die alte Burg, über deren Haupteingang in gewaltiger Größe das fürstliche Wappen mit den drei silbernen Sparren im rothen Feld auf goldenem Grunde prangte, nebst dem steifen, mit Krone, Scepter und Apfel wunderlich gezierten preußischen Adler. Der Weibel, der ihn berufen hatte, begegnete ihm gleich beim Eintritt, und führte ihn durch das stille Gebäude in ein weites alterthümliches Zimmer. Hier wartete er nicht lange, so erschien ein ältlicher, schneeweiß gepuderter Herr, der die Verbeugung des jungen Bündners kaum erwiederte, sondern eine Tabaksdose hervorzog und gemächlich eine Prise schnupfte, während er den Fremdling von Kopf bis zu Fuß musterte.

„Es thut mir leid," sagte der Herr, „Ihres Bleibens kann im Fürstenthum nicht sein. Es ist vom benachbarten französischen Departement ein Schreiben eingelaufen, begleitet mit Ihrem Signalement. Man verlangt Ihre Auslieferung. Sie haben unweit Pontarlier zwei französische Soldaten auf den Tod mißhandelt. Man klagt Sie außderdem an, Einer von denen zu sein, welche die Bauern in Bünden aufgewiegelt und die Ermordung aller Franzosen veranstaltet haben."

Florian wollte sich rechtfertigen.

„Gleichviel," sagte der alte Herr und nahm wieder eine Prise: „Wir haben das nicht zu untersuchen, sondern Ihnen zu sagen, wie Ihre Sachen stehen. Preußen ist mit Frankreich in freundschaftlichen Verhältnissen, denen wir unsern Frieden danken, inzwischen die ganze Schweiz von französischen Heeren überschwemmt ist. Wir dürfen der französischen Regierung auf keine Weise Anlaß oder Vorwand zu gegründeten Beschwerden bieten. Wir haben bestimmte Weisungen von Berlin. Machen Sie sich auf und davon. Ich gebe Ihnen den freundschaftlichen Wink. Binnen einer Stunde [illegible] Sie gefänglich eingezogen werden. Also . . ."

Darauf machte der alte Herr eine Bewegung mit der Hand und eine leichte Verbeugung dazu, die verständlich genug ausdrückte, daß der bündnerische Flüchtling beurlaubt sei.

„Ich erkenne dankbar Ihre Gewogenheit,“ sagte dieser: „nur wohin soll ich, wenn ich in Ihrem Staate gegen die französische Tyrannei keinen Schutz finde?“

„Gleichviel!“ erwiederte der Herr, und wandte sich, um das Zimmer zu verlassen: Sie wissen, woran Sie sind.“

„Füsilirt oder guillotinirt zu werden!“ rief Florian: „Das weiß ich. Denn nach Frankreich kann ich nicht, noch minder in die Kantone Bern und Solothurn, wo Alles von französischen Soldaten wimmelt. Wie kann ich nach Deutschland entkommen, da ich hier rings von französischer Gewalt umgeben bin?“

„Gleichviel. Sie wissen, woran Sie sind!“ sagte der alte Herr, indem er beim Weggehen zurücksah.

„So wäre es besser, ich würde sogleich hier gefangen gelegt. Wozu soll ich mich fruchtlos, als Flüchtling, weiter schleppen, und mein Leben um ein paar nothvolle Tage verlängern? Ich fürchte den Tod nicht.“

„Gleichviel!“ sagte der Alte, indem er eine Seitenthür öffnete: „Sie wissen, woran Sie sind.“ Mit diesen Worten verschwand er, und ließ den Flüchtling allein stehen. Dieser stierte lange unentschlossen vor sich mit finsterm Blicke hin. Dann wandte er sich rasch und ging mit großen Schritten zur Burg hinaus auf den Platz vor der Kirche. Weder der Professor Onyr noch der Sigrist waren sichtbar. Auch kümmerte sich Florian, der nun mit andern Dingen beschäftigt sein mußte, wenig darum. Er ging düster, aber mit festem Schritt hinab zur Stadt. Da kaufte er im Vorbeigehen in einem der offenen Laden einen damaszirten Säbel und zwei treffliche Pistolen, nebst Pulver, Kugeln und Kugelform; zahlte seinen

ein Flüchtling, und immer noch Geächteter auf diesem Boden. Die Regierung von Neuenburg fürchtet, mir Schutz zu geben. Ich irre also vogelfrei umher, und muß mich auf Schnelligkeit meiner Füße oder auf die Kraft meiner Faust verlassen, will ich nicht in die Gewalt der Henker und ihrer Knechte fallen. Man hat von den neuenburgischen Behörden meine Auslieferung gefordert, weil es kein Geheimniß war, daß ich die Flucht hieher genommen."

„Du bist sicher in unserer Feenhalde, Florian, so gewiß, als säßest du im Monde. Wir haben dich bei unsern Nachbarn für einen Verwandten ausgegeben, der uns aus Deutschland besucht. Das genügt. Nur bei zwei Weibern wollte die Lüge nicht anschlagen. Das eine derselben ist ein halbnärrisches, wunderliches, unstetes Geschöpf, wir nennen es nur Mutter Morne, alt und häßlich, wie die Sünde. Das schüttelte den Kopf, als von dir Rede war, und sagte: „Eure Nothlüge ist gut. Bleibt dabei. Es sind schon Leute im Lande, die ihn suchen. Man muß ihn aber nicht finden."

„Ich kenne diese Alte!" sagte Florian, und erzählte von seinem Zusammentreffen mit ihr.

„Man findet sie überall," sagte Georg, „doch ist sie gutartiger Natur, und darum sieht man sie nicht ungern. Sie streicht beständig umher, hört viel, sieht viel, weiß daher viel, bildet sich aber aufrichtig ein, Alles durch Einflüsterung höherer Wesen oder durch göttliche Eingebung zu haben. Ich glaube, ihr ward von religiöser Schwärmerei der Verstand verrückt. Sie betrachtet sich selbst wie ein Wesen höherer Art, im unmittelbaren Umgang mit Gott und unsichtbaren Geistern. Aber es scheint, du kennst auch die Andere, die zu unserer Lüge das Köpfchen schüttelte. Es ist eine Verwandtin meiner Claudine, ein Fräulein Delory. Du sahst sie mit Claudinen bei der Kette."

Florian erzählte sein Abenteuer mit den Mädchen. „Aber,"

fragte er, „warum wollte sie deinen und deines Vaters Worten, was mich betraf, nicht glauben?“

„Weiß ichs? Sie nahm mich, als wir von dir gesprochen hatten, seitwärts, sah mich mit ihren durchdringenden Blicken an und fragte: Georg — denn sie heißt mich Georg und ich sie Hermione — Georg, warum wollen oder müssen Sie diesen Fremden in ein Geheimniß hüllen? Er ist nicht aus Deutschland, und ich zweifle, daß er Ihnen verwandt sei. — Natürlich, diese Anrede setzte mich in Erstaunen. — Wenn Sie mir nicht glauben können, erwiederte ich, so bitte ich, wenigstens dergleichen zu thun. Sie wissen, Hermione, es gibt heutiges Tages auch Tugenden, die sich flüchten müssen, wie ein lichtscheues Verbrechen, während es Verbrechen gibt, die umhergehen, wie triumphirende Tugenden. — Hermione sah mich nach diesen Worten schweigend und sinnend an, nickte, als wollte sie mir Recht geben, und fragte nicht weiter.“

Florian vernahm das Alles nicht ganz ohne Vergnügen. Er schien sich selber wichtiger in der Welt, weil Hermione ihn würdig fand, seinem Schicksal einen Gedanken zu weihen. In der schönen Gewißheit, die auf der Feenhalde wiederzusehen, welche längst in seinen Erinnerungen lebte, ward seine Sehnsucht nach Staffards Hause ungeduldiger.

Die jungen Leute machten sich auf den Weg gegen die Hütten von Bremont, seitwärts zur Linken dem wunderbaren Bergsee von Etalieres vorüber, dessen Gewässer fort und fort in unterirdischen Geklüften niederfährt und verschwindet. Als sie aber im Tannengehölze den steinernen Bergweg zu den Bayards hinaufstiegen, begegneten ihnen fünf Fußgänger, die ihrer Tracht nach zum französischen Kriegsvolk gehörten, doch unbewaffnet waren. Diese erkundigten sich nach dem Wege, und Florian glaubte zu bemerken, daß sie ihn vorzüglich ins Auge faßten. Er wäre geneigt gewesen, seinen Glauben für Werk des argwöhnischen Gewissens zu halten,

hätte nicht einer der Fremden noch, als sie schon ihren Weg fortgesetzt hatten, ziemlich laut gesprochen: „das ist er gewiß."

Unter freundlichem Geplauder erreichte er mit Georg die öde Berghöhe, von da man die zerstreuten Hütten der Bayards zwischen Wiesen und Tannenhorsten und Felsen erblickt, und jenseits des Thals von Verrieres die vom dunkeln Wald bekleidete Bergseite der Feenhalde. Der Nachmittag war sehr schwül gewesen, Georg ermüdet. Die Freunde ruheten einige Augenblicke auf einem bemooseten Steinblocke, während der Träger von Florians Gepäck rasch vorausschritt, ihre Ankunft dem alten Staffard zu verkündigen.

„Meiner Treu'!" rief Georg: „Sieh' doch, sind das nicht dieselben Blauröcke, die uns am Berge begegneten und nach dem Wege fragten? Was treibt die, daß sie zurückkommen?"

„Ich denke," sagte Florian, „wir werden es erfahren."

In der That kamen dieselben Männer wieder bergauf, die zuvor bergab gegangen waren, näherten sich mit festen Schritten und blieben vor unsern Wanderern stehen.

„Meine Herren, erlauben Sie: wohin gehen Sie?" sagte derjenige unter den Blauen, der unter ihnen der Vornehmste schien.

„In die Bayards, bergab!" antwortete Florian.

„So werden wir die Ehre haben, Sie zu begleiten; auch möchten wir Sie bitten, uns zum nächsten Kastellan oder Maire zu führen, falls Sie nicht für gut finden sollten, uns Ihre Papiere und Pässe gutwillig zu zeigen. Denn Sie sind nicht dieses Landes."

„Wer sagt Ihnen das?" rief Georg hastig, als er Gefahr für seinen Freund witterte.

„Dieses kleine Wärzchen neben dem linken Ohrläppchen!" antwortete der Blaue, und zeigte mit dem Finger auf ein kleines Muttermal an Florians Wange.

„Und weiter?" fragte Florian ruhig.

Sie sind der Gefangenschaft entsprungen, der Mörder vom

Kameraden dieses Soldaten!" entgegnete der Blaue, und zeigte auf einen der Seinigen, in welchem Florian wirklich einen der Wächter erkannte, die er vor Pontarlier gelassen hatte.

„Der Herr wird's nicht läugnen!" rief der Soldat, nahm den Hut ab und zeigte eine schwarzbepflasterte Stelle über seiner Stirn.

„Und wenn ich's nicht läugne?" sagte Florian.

„So werden Sie mit uns zum nächsten Kastellan gehen," erwiederte der Anführer; „denn wir verlassen Sie nun nicht wieder."

„Wetter!" schrie Georg, und sprang zornig vom Felsblock: „Wisset, ihr Herren, Ihr steht nicht auf französischem Boden, sondern auf Neuenburger Grund. Ihr seid Fremdlinge, und man würde Euch übel heimzünden, wenn Ihr bei uns die Sicherheit der Landstraße störtet."

„Herr, Sie schweigen!" entgegnete das Haupt der Blauen, indem er den jungen Staffard gebieterisch mit den Augen anblitzte: „Wir haben es mit dem Disentiser Mörder zu schaffen. Die Regierung dieses Landes gestattet die Auslieferung."

„Eher sollt Ihr mir Arm und Beine brechen, als ich Gewaltthat auf offener Landstraße dulde!" donnerte ihn Georg an, sprang seitwärts und riß einen Pfahl aus dem Boden: „Packt Euch! Fort, den Berg hinab!" brüllte er, und wies gegen das Thal Brevine.

Die Franzosen schienen nichts weniger als gelaunt zu sein, dem guten Rath zu folgen. Einige lachten, Andere riefen: „Stopft ihm doch das unverschämte Maul!" — Es bekümmerte sich keiner im Ernst um ihn, sondern man ging dem schweigenden Florian näher, der sich ganz gemächlich vom Steinsitze erhob und seinem Freunde zurief, kalten Blutes zu bleiben.

„Sie begleiten uns also zum Kastellan?" sagte der Hauptmann der Blauen, der einem Gendarme oder Douanier ähnlich sah, zu Florian.

„Mein Herr," erwiederte dieser, „ich werde gehen, wohin mir's gefällt, und Sie werden gehen, woher Sie gekommen sind. Ich liebe Freiheit und Gleichheit, zumal bei Ihnen und Ihresgleichen!"

„Fort," brüllte Georg die Franzosen an, oder es gibt blutige Köpfe!" Ein Schwung, den er mit Faust und Pfahl durch die Luft machte, schien seiner gesetzgebenden Donnerstimme die vollziehende Gewalt beifügen zu sollen. Allein zwei der Blauröcke faßten ihn bei den Armen und hielten ihn so fest, daß er sich nicht bewegen konnte. Als Florian die Stellung Georgs sah, wie er sich wand und krümmte, von der unerwarteten Umarmung frei zu werden, rief er mit einer Löwenstimme: „Laßt ihn los!" Bei diesen Worten versetzte er dem vor ihm stehenden Hauptmann der Blauen mit dem Fuß einen so kräftigen Tritt gegen den Leib, daß der lange Herr Athem und Gleichgewicht verlor, drei Schritte rücklings schwankte und wie eine gefällte Tanne zu Boden schlug. Im nämlichen Augenblicke hatte er einem der Blauen, die diesem zur Seite standen, mit den gewaltigen Fäusten Brust und Achsel gepackt, und rechts, dann eben so den andern links zur Erde geschleudert, daß der Boden erdröhnte und der Staub auffuhr. Der eine lag wie todt da; der andere, von der Wucht des Sturzes fortgeschwungen, rollte wie eine Walze den Rain des grasigen Hügels hinab, und blieb drunten im Gebüsche von Buchen und Ebereschen hangen. Als dies die übrigen sahen, welche, wie die Schlangen Laokoons, den wüthenden Georg mit ihren Armen umstrickt hielten, ließen sie ihn los und liefen mit schnellen Füßen bergab, den grünen Flächen des Brevinethales zu; vergebens setzte ihnen Georg eine Weile mit hochgeschwungener Keule und weithallenden Verwünschungen nach.

Wie er zurückkam, sah er seinen Freund ein Tuch um den blutigen Kopf des wieder aufgestandenen Hauptmanns binden, während der rechts zu Boden geschmetterte Soldat schüchtern und ächzend

mit der Betheurung aufstand: ihm seien alle Rippen im Leibe gebrochen. Er hinkte gekrümmt herbei, sein Gesicht, vom Staub, in dem er gelegen, zur Hälfte graugelb gefärbt. Auch der von der Anhöhe abwärts Gerollte taumelte wie ein Berauschter; sein Antlitz war bleich, wie das eines Todten.

„Sie hätten uns," sagte Florian höflich zum Hauptmann: „Sie hätten uns diese kleine Jahrmarktsscene füglich ersparen können. Ich liebe dergleichen nicht."

„Beim Teufel!" stöhnte der Hauptmann, „Sie scheinen an solche bäuerische Schlachten gewöhnter zu sein, als ich. Was mich betrifft, mein Herr, ich bin Soldat und pflege mit andern Waffen, als mit groben Fäusten zu fechten. Hätt' ich die Klinge bei mir, Sie sollten mir tanzen lernen."

„Sie sind sehr gütig!" versetzte Florian: „Ich tanze die Française schon ziemlich: aber mit der Klinge würd' ich Ihnen eine Grisonne aufspielen, an der Sie vielleicht kein Gefallen fänden. Einstweilen haben Sie die Gewogenheit, Ihren Weg nach La Brevine fortzusetzen."

„Wo sind meine andern Leute? Es fehlen deren noch zwei!" sagte der Hauptmann und suchte mit den Augen, ohne den Kopf zu wenden.

„Vorausgesprungen, Ihnen in La Brevine das Nachtessen zu bestellen. Eilen Sie, die Suppe wird kalt!"

Der Hauptmann entfernte sich langsam, blieb wieder stehen, wandte sich und sagte: „Mein Herr, hüten Sie sich, mir zu begegnen, denn ich werde Sie suchen und Ihnen an einem schönen Tage den Degen in den Leib rennen. Ich heiße Lamargne. Vergessen Sie mich nicht."

„Ich glaube, es sei unnöthig, Ihnen die zärtliche Gegenbitte zu erwiedern!" versetzte Florian.

Der Hauptmann und seine Gefährten schlichen fluchend davon,

den Berg nach dem Brevinethal hinab; Florian und Georg wanderten in entgegengesetzter Richtung den Bayards entgegen, in Gesprächen über das Abenteuer.

Schon war es Nacht, als sie auf der Feenhalde zu Staffards gastlichem Hause gelangten.

12.

Heimischwerden.

Erst am folgenden Morgen bemerkte Florian die Aufmerksamkeit seiner gütigen Wirthe in Verzierung seines Wohnstübchens. Zwischen den innern und äußern Fenstern blühten Rosen, Nelken und Hortensien. Ein niedliches Schreibschränkchen von Nußbaum- und Ahornholz, zierlich eingelegt und gebeizt, mit zahlreichen Schubfächern, stand seitwärts. Ueber den Tisch lag eine dunkelgrüne Decke gebreitet, mit Blumenwerk am Rande geschmackvoll gestickt. Das Bett, mit feinen, schneeweisen Ueberzügen, die Kopfkissen mit dunkelgrünen Seidenquasten geschmückt, stand neben der Thür. Ein großer Spiegel mit vergoldetem Rahmen hing zwischen den von weißen Umhängen halb verschatteten Fenstern nieder. So viel Zierlichkeit und Aufwand hätte Florian nie in dem hölzernen Bauernhause, am wenigsten in der Einöde des Gebirges, vermuthet.

„Freund!“ sagte der alte Staffard: „Was die Natur versagt, muß die Kunst gewähren. Wir haben bei uns zu Lande einen Winter von acht bis neun Monaten; da sind wir in die kleinen Stuben eingebannt, und müssen uns die enge Welt verschönern, wie wir können. Italiener, Spanier und schon Franzosen dürfen den größten Theil des Jahres im Freien leben, darum sind ihre Wohnungen vernachlässigt. Der Süden kennt den Reiz des öffentlichen, der Norden, zum Ersatz, die Süßigkeit des häuslichen Lebens. Wehe

dem armen Menschen, der beides entbehrt! Und wahrlich, lieber Freund, uns Hochländern ist ein schöner Kunstsommer im Winter am Ende so reizvoll, als den verbrannten Südländern ein Kunstwinter in ihrer Sommergluth."

Der alte Staffard und Georg führten ihren Gast durch den weitläufigen, hölzernen Palast umher. Da zeigten sie ihm die langen Viehställe im Haupt- und Nebengebäude, die weiten Räume zur Aufbewahrung des Heues in den langen Wintern, die großen Käsemagazine, die kühlen Milchkammern und alle Einrichtungen ihres ländlichen Gewerbes. Vormals hatte Staffard einen starken und großverbreiteten Handel mit Uhren und Spitzen getrieben. Sein Sohn war zwei Male, er selbst fünf Male in Amerika gewesen. Sie hatten Europa lange Zeit in allen Richtungen durchzogen, endlich aber, nach Erwerbung ansehnlichen Vermögens, das unruhige Leben aufgegeben und Ländereien im Thale, wie auf den Bergen, angekauft für ihre Heerden.

Der alte Staffard galt bei seinen Nachbarn als reicher, vielerfahrner und sehr verständiger Mann. Dabei war seine Gastfreundschaft und Ehrlichkeit berühmt. Sein Mastvieh und seine Käse, die als feine Greyerzer nach Frankreich und England gingen, wurden von den Fremden gesucht. Junge Künstler und Anfänger, die aus den Thälern zu ihm heraufkamen, guten Rath und Geldanleihen zu verlangen, kehrten selten unzufrieden von ihm zurück. Florian bemerkte bald die ungekünstelte Hochachtung, welche dem Greise in der Feenhalde überall entgegenkam, da sie mit einander des Morgens auf die Höhen stiegen, um die zerstreuten Heerden zu besuchen. Aus jeder Hütte scholl ihm der freundliche Gruß zu, und aller Orten mochte man ihn gern mit freundlichem Geschwätze festhalten.

„Wahrlich, ihr seid hier glückliche Menschen!" sagte Florian, als er von der Höhe herab das stille Friedensthal mit den zerstreu-

ten Hütten in den baumlosen, grasreichen Wiesen übersah, und diese Ruhe des Volks mit den Unruhen und Schrecken verglich, welche der Krieg der Franzosen und Oesterreicher in die Thäler von Graubünden gebracht hatte.

„Jeder ist es, der es sein will!“ sagte der Alte: „Es fehlt auch nicht an Unglücklichen unter uns.“

„Die es sind,“ erwiederte Florian, „sind es durch eigene Schuld.“

„Wie überall und wie immer; außerdem sind alle Menschen glücklich!“ setzte Staffard hinzu.

„Doch muß man auch nicht längnen, daß äußere Verhältnisse gute Stützen des Lebensglückes sind!“ entgegnete Florian.

Der Alte schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, das eben ist eines der heillosen Vorurtheile, aus welchem der Mensch sein bitterstes Verderben schöpft. Kein Stand, kein Reichthum, keine Armuth, keine Ehre, keine volle Tafel, durchaus nichts, was zu Umgebungen gehört, trägt zum Glück oder Unglück bei, sondern unsere Ansicht der Umgebungen. Wissen Sie nicht, daß Könige auf Thronen ihre Tage verwünschen und Märtyrer auf Scheiterhaufen Freudengesänge anstimmen können, wenn sich die rothen Flammen über ihrem Haupte wölben?“

„Gut, Vater Staffard; wie aber, wenn fremde Heere in diese stille Welt einbrechen, wenn sie Ihnen den Sohn tödten, die Heerden rauben, die Häuser verbrennen?“

„Nun ja, ich verlöre allerlei! Mein Sohn aber kann sterben, ohne daß fremde Heere dazu nöthig sind, und der Tod ist kein Uebel. Es gibt kein Unglück, als das Schlechte, was wir thun. Aber auch Verweichlichung, auch Verwöhnung ist schlecht.“

„Sie werden bei dieser Philosophie . . .“ sagte Florian.

„Halt, sagen Sie Christenthum!“ unterbrach ihn Staffard.

„Gut. Sie sind aber, wie ich sehe, bei diesem christlichen

Sinne gegen äußeres Wohlanständige und Erfreuliche keineswegs gleichgültig!"

„Wie ich in mir bin, so will ich die Umwelt sehen!" erwiederte der Alte. „Darum ist diese Welt schön, weil Gott das Schönste ist. Niemand macht aus dem, was er behandeln kann, etwas Anderes, als jeder selbst ist. Der Ehrgeizige will Anbeter, der Despot Sklaven, der Unverständige Unverständiges, der Narr Närrisches, der Aufgeklärte Aufklärung, der Freie Freiheit. Wie könnte Einer das Erfreuliche verschmähen, ohne sich selbst zu verschmähen!"

Florian erstaunte über die Lebensweisheit des Landmanns, und gefiel sich, durch Spruch und Widerspruch die Urtheile desselben über hundert Dinge hervorzulocken.

„Sie haben Recht, Vater Staffard," sagte er, „was ich hier sehe und vernehme, sagt auch meinem Gemüthe zu; ich finde hier einen großen Theil meines innern Lebens in das Aeußere, Wirkliche hinausgestaltet, also ganz eins mit mir. Hier kann keinem Weichling, keinem Schwelger, keinem Trägen, keinem Wollüstling, keinem Tyrannen wohl sein. Wenn ich in diesen unfruchtbaren Höhen die Volksmenge und deren Wohlstand, in diesen hölzernen Hütten die gefällige Reinlichkeit und das Zierliche, in diesen Wiesenlandschaften die städtische Bildung der Hirtenfamilien, in diesen abgeschiedenen Einsamkeiten den wundervollen Kunstfleiß, in diesem weitverbreiteten Wohlstand die Nüchternheit und Mäßigung der Menschen sehe, muß ich bekennen, dieses Ländchen ist das glücklichste von allen Schweizerlandschaften."

„Nicht doch, Freund!" fiel ihm der alte Staffard ins Wort: „Sagen Sie vielmehr, Sie glauben sich in diesen Verhältnissen glücklicher, als in jeder andern Schweizerlandschaft, wo minder Gewerbsfleiß, Lebensverschönerung, Sitteneinfalt und Verstandesbildung ist. Tausend Andere würden bei uns nicht glücklich sein,

würden beim Anblick dieses armen Landes und seiner kunstsinnigen Bewohner die Achsel bedauerlich lüpfen und seufzen: es ist eine geräumige Zucht- und Arbeitsanstalt! — Jeder spricht über Lebensverhältnisse nur das Urtheil von dem, was er selber ist und taugt."

„Wodurch aber hat in diesen unwirthbaren Gefilden das Volk solche Vortrefflichkeit gewonnen?" fragte Florian.

„Wodurch alle Völker das Bessere gewinnen!" antwortete Staffard: „Herbe Noth ist die erfindungsreichste Lehrerin, und Freiheit die regsamste Gehilfin. Hier sind Moore, Sümpfe, Felsen und lange Winter; aber hier ist Arbeit und Talent frei; hier kein Zunftzwang, kein Druck von Abgaben, keine Quälerei von Verordnungen, Edikten und vom Hummelschwarm hungriger Beamten. Wir haben einen mächtigen Fürsten, aber er lebt mit seinen Höflingen und seinem Glanze einige hundert Stunden von uns entfernt; fast nichts haben wir zur Bestreitung seiner Pracht zu zahlen. Er ist unser mächtiger Schirmherr; doch unser wahrer Fürst ist das Gesetz, welches wir uns selbst geben."

Unter solchen Gesprächen wandelten die Freunde durchs Thal während des ganzen Morgens. Staffard zeigte an den Berghöhen seine Heerden. Er hatte dreißig bis vierzig Stück Kühe zweien Pächtern oder Kühern übergeben, welche den Milchertrag vom Vieh in einer gemeinsamen Sennerei zu Butter und Käse verwandeln mußten. Er zeigte ihm die weitläufigen Einhägungen von Wiesenland, wo mit Hülfe des Düngers höherer Graswuchs erzwungen ward, um Winterfutter zu erhalten, oder wo nach dem Schmelzen des Schnees Haber und Gerste in kleinen Aufbrüchen gesäet ward, nie ohne Furcht, daß die Schneewolken des Septembers Alles wieder vernichteten.

13.

Das Haus Bell.

Als der Nachmittag gekommen war, führte Herr Staffard seinen Gast zum Hause der Frau Bell, wohin Georg schon voraus war. Der Weg zog sich zwischen kleinen begraseten Hügeln, vermuthlich nur herabgerollten Felsblöcken, mit Erdrinde überzogen, gegen den Berg und gegen eine nackte, weit umher sichtbare Wand von graulichgelben Kalkfelsen. Man hatte fast eine Viertelstunde dahin. Der alte Staffard erzählte von Claudine, der Braut seines Sohnes, und mit Wohlgefallen von ihrer Wirthlichkeit, ihrem Heitersinn und dem wunderlichen Eigensinn ihrer Mutter, der Frau Bell. „Claudine wäre längst Georgs Weib und meine Schwiegertochter," sagte der Alte, „wenn nicht vor dreißig Jahren der Hochzeittag der Frau Bell am zwölften Oktober gewesen wäre, der zufällig auch ihr Geburtstag, und wieder Claudinens Geburtstag, und der Sterbetag ihres Mannes, und der Himmel weiß, was noch sonst für ein Tag ist. Sie meint, der Himmel knüpfe alle Wichtigkeiten ihres Lebens an diesen Tag, und sie glaubt fest, er werde auch ihr Sterbetag werden. Die Weiber haben allesammt gewisse heilige Grillen, die ihre heimliche Religion sind, und in der sie fester stehen, als in der, die sie beim Pfarrer lernen."

Staffard sagte noch Vieles, aber Florian hörte immer weniger, je näher sie dem Bell'schen Hause kamen, das sich in breiter Bequemlichkeit vor ihnen neben der Einhägung eines Gemüsegartens hinlagerte. Ihm war hier Arkadien, wo unter den Schindeldächern der Hirten Göttinnen wohnten. Ein warmer Schauer umflog ihn, als sie durch die saubere Küche in ein niederes, aber zierliches Zimmer traten.

Frau Bell empfing die Kommenden mit geschäftiger Höflichkeit. Obgleich schon den Fünfzigern nahe, verriethen ihre feinen

Züge, daß sie in den Blüthentagen ihrer Jugend nicht minder reizend, als ihre schöne Tochter Claudine gewesen, die jetzt Hand in Hand in bräutlicher Seligkeit neben einem kleinen Klavier bei Georg stand und den Fremdling Florian grüßend musterte. Frau Bell wischte mit reinlichem Tuche einige Strohsessel, lud die Gäste zum Niedersitzen und fädelte sogleich das Gespräch mit dem Fremden an. Um ihre Haube trug sie ein schwarzes Trauerband, um den Hals ein Tuch von schwarzem Krepp, zum Gedächtnisse ihres vor fünf Jahren verstorbenen Mannes. Mehr als Band und Tuch aber sprach eine milde, wittwenhafte Schwermuth, in welcher sich ihre natürliche Freundlichkeit, wie die heitere Sonne im Regengewölk, brach.

Man hatte sich kaum einige Minuten lang unterhalten, als die Thür aufging und Hermione eintrat im einfachen Hauskleide. Ein schneeweißes Morgenhäubchen, dessen breiter Spitzenschmuck über Stirn und Wangen nebelhaft hinsank, hinderte die Fülle der goldigbraunen Locken nicht, seitwärts an den Schläfen und am Halse spielend hervorzuschleichen. Als sie den Fremdling erblickte, der ihr nicht fremd war, hätte man glauben sollen, ein Strahl der Abendröthe falle durch die Fenster. Alle bemerkten es, Claudine am meisten, Florian gar nicht.

Das Gespräch aber wandelte bald zu den wichtigen Ereignissen des Tages und zu den kriegerischen Unruhen der Nachbarschaft über. Wallenstadt am See, zwischen himmelhohen Felsen, war, der Sage nach, in Flammen verschwunden; der Erzherzog Karl mit den Oesterreichern ins Herz der Schweiz eingedrungen; die Wallliser hatten sich aus ihren Bergen aufgemacht, Russen und Deutsche gegen die Franzosen zu unterstützen; die Glarner, der Abt von St. Gallen, die Rathsherren in Zürich und Schaffhausen wollten unter dem Schutze der österreichischen Bajonette ihre alte Oberherrlichkeit und die alte leibeigene Unterthänigkeit des Landvolks verjüngen, wäh-

rend die helvetische Regierung in Bern, alles Vertrauens verlustig, Miene machte, im Sack und in der Asche Buße zu thun; denn sie verminderte eilfertig ihre eigenen Gehalte, legte ihre außerordentlichen Vollmachten ab, ließ die aufgebotenen Milizen in die Heimath gehen, und wollte keine Todesstrafen gegen politische Verbrechen.

„Ganz billig," sagte Staffard, „denn politische oder religiöse Grundsätze, und die Handlungen, die daraus stammen, lassen sich nach keinem menschlichen Gesetze beurtheilen, wie Todtschlag, Diebstahl oder ein anderes Verbrechen. Oder nach welchem Recht will man das mit dem Tode strafen, was in einem andern Gebiet, einen Büchsenschuß weiter, das höchste Recht ist? Politische Parteien in einem Lande sind freilich gegen einander auf dem Kriegsfuße; aber man muß die Ueberwundenen nicht tödten, sondern gleich Kriegsgefangenen behandeln."

„Ha, Vater," rief Georg, „es ist bei den Schweizern, oder vielmehr bei ihren Regierern, Feigheit vorn und hinten. Sie wollen nur das Messer, welches sie für Andere geschliffen haben, wegwerfen, weil sie fürchten, selber damit abgeschlachtet zu werden."

„Schmach über uns!" seufzte Florian: „Wir Schweizer sind stumme Werkzeuge gegenseitigen Verderbens in der Faust der Fremden geworden. Wollen Franzosen und Oesterreicher nicht, eigenen Vortheils und eigener Gefahr willen, die Schweiz in alter Selbstständigkeit aufrichten, so hat Europa keine Schweiz mehr. Dahin hat es Erbärmlichkeit der Rathsherrenweisheit und kleinstädtische Pfiffigkeit bei entarteten Eidgenossen gebracht."

Die Frauenzimmer sahen die tiefe Traurigkeit, welche aus dem Innern des Gemüths sich über sein Antlitz verbreitete.

„Männer sollten eigentlich niemals wehklagen," sagte Claudine, „sondern nur zürnen oder handeln. Das geziemt den Göttern und allen Starken. Die Thräne und der Seufzer gehört uns

Weibern an, weil nur Ohnmacht eigentlich unsere Stärke gegen Götter und Menschen ist. Und Sie, mein Herr, gehören gewiß zu den Starken, wenn nicht zu den Göttern. Sie haben es Hermionen und mir auf der Höhe von St. Sulpice bei der Kette bewiesen."

„Es ist die Frage, wer droben von uns der Stärkere gewesen!" erwiederte Florian.

„Allerliebst!" rief Claudine: „So hätten wir Mädchen Ihnen wohl gar Furcht eingeflößt? Nein, nein, dies machen Sie uns nicht glauben. Keine von uns hätte den Muth, solchem Kettenspanner den Fehdehandschuh hinzuwerfen."

„Sie haben ihn hingeworfen!" versetzte Florian, und zog den Handschuh hervor, den er in der Kirche von Neuenburg gefunden: „Ich stelle ihn aber der Eigenthümerin in aller Ehrfurcht zurück."

Sobald Claudine Hermionens verlornen Handschuh erkannte, reichte sie ihn der Freundin unter ausgelassenem Gelächter, fiel ihr lachend um den Hals, flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr, und lachte noch unbändiger. Hermione dagegen verbarg ihre Verwirrung unter einem erzwungenen Lächeln. Schämig und mit leisen Worten dankte sie dem Finder, dann setzte sie hinzu: „Wie konnten Sie aber wissen, daß er mir oder Claudinen gehöre? Ich hatte ihn schon in den Straßen von Neuenburg, glaub' ich, verloren."

Florian erwähnte von seinem Gang in die Kirche. Der Zufall und die Wendung, welche Florian im Gespräch der Geschichte gab, belustigte Alle; nur Hermione blieb still, und heftete von Zeit zu Zeit ihre Augen sinnend auf den Handschuh, und beachtete kaum, wie die Unterhaltung munterer wurde.

Frau Bell hatte inzwischen den Abendthee ins freie Grüne tragen lassen. Hier erweiterte sich, wie der Anblick der Natur, das gesellige Gespräch über die Angelegenheiten, nicht des Tages, sondern des Lebens. Selbst Hermione gab ihr Wort dazu, und was

im engen Zimmer einander fremd geblieben, neigte sich nun einander in vertraulicher Offenheit entgegen. Man sieht inner den Stubenwänden mehr auf das, was bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen geziemen muß; im Freien, neben der heitern Hoheit und dem Ernste der ewigen Natur, wird alles Zeremoniel kleinlich und die steife Etikette fast lächerlich.

Schwerlich hätte Florian im Zimmer sich zu Hermionens Füßen gelagert; ihr schwerlich Hand oder Arm zum Lustwandeln geboten; schwerlich allein zu ihr sein Wort gerichtet. Aber im Freien geschah es, als Staffard mit Frau Bell, Georg mit Claudinen vorangingen.

Man trennte sich erst spät. Florian hatte vergessen, daß er auf diesen Höhen des Jura, als Flüchtling, wohne.

14.

Die Erklärungen.

Einförmig und still, wie die Berglandschaft, aber darum nicht minder anmuthig, war die Lebensart auf der Feenhalde. Vater Staffard besorgte den größten Theil des Tages die Geschäfte des Hauses und die Aufsicht über die ländliche Wirthschaft, oder schrieb Handelsbriefe nach Frankreich, Italien und andern Ländern. Denn er beschäftigte manche arme Haushaltung in den benachbarten Thälern des Fürstenthums, die für seine und der Frau Bell Rechnung Spitzen klöppelte. Allwöchentlich reisete Georg durch die Thalschaften, um Arbeiten und Bestellungen anzuordnen, oder die Arbeiter zu bezahlen. Florian dagegen, der sich in Neuenburg mit Büchern versehen, verlebte einen beträchtlichen Theil seiner Stunden bei diesen, oder bei Auflösung mathematischer Aufgaben, die er sich selber gab. Er verließ die Feenhalde nicht mehr, aus Be-

sorgniß, der Polizei verrathen zu werden. Die Nachmittage und Abende wurden gewöhnlich von ihm und den beiden Staffarden bei Frau Bell, oder von der Familie Bell im Staffardschen Hause zugebracht, wo auch in der Regel allwöchentlich einmal, unterstützt von musikalischen Nachbarn, ein Konzert auf Blaseinstrumenten gegeben wurde. Florian spielte die Flöte, und nicht ohne Beifall.

Das Verhältniß, in welches er, bei täglichem Umgange mit Hermione, gerathen mußte, war so traulich, und dabei doch so fremdartig, daß er sich darin selbst nicht begreifen konnte.

Die Leute in der Feenhalde wußten bald, was sich Hermione und Florian einander galten. Der alte Staffard meinte: „Er ist ein rechtschaffener Mann. Laßt ihn seinen Gang gehen. Mische sich Keiner in den Handel!“ Frau Bell hingegen hatte keine geringe Lust, sich in den Handel zu mischen, denn das Loos ihrer Nichte konnte ihr nicht gleichgültig sein. Sie vertrat bei derselben Mutterstelle. Sie hätte gern mehr über den Flüchtling erfahren. Claudine und Georg ihrerseits waren sogleich eins, Florian und Hermione ihrerseits könnten ein Paar geben. Claudine wünschte nicht inbrünstiger, ihre Gespielin glücklich zu wissen, als Georg seinen Freund.

Genug, Alle waren in den Angelegenheiten des oft besprochenen Pärchens schon weiter vorgegangen, als die Hauptpersonen selbst.

„Ei, Närrchen, du liebst ihn!“ sagte Claudine zu Fräulein Delory: „Kannst du es läugnen? Seit du ihn im Garten von Reichenau, dann in den Straßen von Chur gesehen? Denke, wie er dir droben bei der Kette erschien! Denke an deinen Morgentraum vom verlornen Handschuh, und wie dir ward, als er sich erfüllte!“

„Gott entscheide!“ sagte Hermione mit gefalteten Händen und zum Himmel gewandten Augen, wie eine Betende.

„Du machst mir bange, Hermione. Was hat er dir seit gestern Leides gethan?“

„Er kann mir nichts Leides mehr thun. Er hat mich vernichtet. Das Schicksal stieß an mein Leben, und es zerfloß in das seine, wie ein zitternder Thautropfen in den zweiten."

„Nun also verstehen wir uns. Das heißt, du kannst nicht mehr ohne ihn leben?"

„Glaube mir doch, Claudine, was du Liebe nennst, was Andere aus Wahl, aus Neigung, aus Berechnung thun, ist, über Florian und mir, wie Gesetz der Naturnothwendigkeit. Aller eigene Wille endet. Ich mußte mit ihm zusammentreffen; ich mußte ihn allenthalben finden, wenn ich ihn meiden wollte; mußte, um an ihn verloren zu gehen."

„Nun, das heiße ich vernünftig gesprochen, du kleine Philosophin, wenn ich anders Vernunft genug habe, dein Kauderwelsch zu begreifen. Du gibst übrigens zu, hoffe ich, daß jedes Mädchen gern auf diese Art verloren geht, wie du und ich verloren gegangen sind. Man gewinnt sich selbst dabei um hundert Prozent reicher zurück. Ich liebe, du liebst, er liebt, wir lieben, ihr liebet, Alle lieben!"

„Claudine, du verstehst mich falsch. Ich bin wider Willen an ihn gefügt durch höhere Mächte."

„Ach, du armes Ding! — Aber, wenn es nun einmal nicht zu ändern ist, bleibt das Beste, zum sauern Apfel ein süßes Gesichtchen zu machen. O Hermione, Hermione! Denk' an den zwölften Oktober! O Hermione, wenn mein Hochzeittag der deinige..."

Bei diesen Worten drängte Hermione Claudinen mit vorgestreckter Hand von sich ab, während sie das Gesicht tief gegen die Brust senkte und rief: „Nur das, o das sage nicht wieder! Ich könnte jedes Andern Weib werden. Ich mag den Gedanken nicht ohne Abscheu denken, — — nein, brich ab. Wir reden nicht wieder davon."

Claudine lachte laut auf, und doch konnte sie sich nicht enthalten, ihre Freundin voll Mitleiden und Erstaunen anzustarren.

Ungefähr eben so erstaunt war Georg, wenn er mit Florian die gleiche Angelegenheit behandeln wollte. Der junge Bündner sträubte sich, von dieser Liebe zu reden, oder an Hermionens Liebe zu glauben.

„Unter uns gesagt, Florian, du bist ein wunderlicher Kauz. Du liebst sie!“

„Wie alles Schöne und Gute; wie du es liebst, Georg, du selbst.“

„Hm, ich denke, Claudine würde mich doch höflich ersuchen, zwischen Lieben und Lieben einen kleinen Unterschied zu machen. Ich begreife nicht, warum du dich sträubst, Glücklicher?“

„Nenne mich nicht glücklich.“

„Aber ich weiß es durch Claudinen; sie kennt dich und diese ätherische Hermione längst. Schon im Garten von Reichenau hattest du ihre Eroberung gemacht; dann auf dem Platze in Chur, wo du unter Hermionens Fenster einen belasteten Bauernwagen auf die Seite warfst, und dem Bauer aufs Maul gabst, weil er einem Wagen voll verwundeter Franzosen nicht ausweichen wollte.“

„Wie? Unter Hermionens Fenster war es?“

„Sieh, Florian, sie hat nichts vergessen; sogar nicht das braune Muttermälchen da, neben dem Ohrläppchen. Ja, Claudine wußte von dir schon durch sie, ehe ihr euch bei der Kette gesehen hattet. Im Traum sogar sah Hermione dich ihren verlornen Handschuh zurückbringen. Was willst du mehr? Und wenn Alles nicht gelten sollte, so würde das Zeugniß aller Augen und Ohren gelten.“

„Wäre es möglich,“ sagte Florian vor sich hinstaunend: „was ich doch nie glauben werde — wäre es — sie fühlte eine erwachende Neigung für mich — — dann, ja, morgen flöhe ich aus euerm Lande; um eine Heilige nicht zu betrüben. Ich flöhe; durch mich sollte sie nicht unglücklich werden.“

„Unglücklich?“

„Wie sollte es enden?“

„Wie mit Claudinen und mir. Du bist unabhängig; du bist begütert. Fräulein Delory hat unabhängiges Vermögen. Ihr Stiefvater soll ein vortrefflicher Mann sein. Folglich . . .“

„Ach, Georg!“ rief Florian: „Ich sollte es eigentlich nicht sagen, aber ich muß es sagen: hebe dich weg von mir, Satanas! Ich bin ein Geächteter, ein Flüchtling. Das Vaterland hat noch Ansprüche auf mein Blut. Ich denke nicht an Ruhe und Vermählung, bis Graubünden vom Joche der Ausländer frei steht. Und wer ist Bürge, daß man nicht daheim mein väterliches Gut konfiszirt, gleichwie man schon das Vermögen meiner Verwandten im Veltlin konfiszirte? Ich erwarte die Tage des Friedens und der Unabhängigkeit; dann erlaube ich mir's, an häusliches Glück zu denken. Es gibt für den Schweizer kein Hausglück, ohne Vaterlandsglück.“

Georg sah in das flammende Gesicht des Bündners, umschloß ihn mit den Armen und rief: „Du bist ein Mann, wie du sein sollst, Florian; aber du liebst!“

„Nun denn, ja, aber wie der Mann lieben soll, mit Heiligkeit und Seelengröße.“

Seit diesem Gespräch wagte Georg nie wieder, ein ähnliches mit Florian anzuspinnen. Auch Claudine hütete sich, Hermionen auszuspähen. Man ließ die „beiden wunderlichen Leutchen,“ wie man sie hieß, gehen, wie sie wollten.

15.

Fortsetzung der Erklärungen.

Sowohl Florians, als Hermionens Erklärungen wurden bald dem Vater Staffard und der Frau Bell bekannt, und Beide fanden darin Beruhigung. „Florian ist ein Mann!“ sagte Staffard zu

seinem Sohne: „Käme er, als Flüchtling, fände ein hübsches Mädchen, vergaffte sich, spräche von Liebe und Hochzeit: wahrhaftig, er würde ein Geck oder Abenteurer sein." — Frau Bell urtheilte eben so. Am meisten tröstete sie die entschiedene Abneigung Hermionens, sich über Florian auf irgend eine Weise vortheilhaft zu äußern, und daß das Fräulein ihm, wie jedem Gleichgültigen, weder auswich, noch entgegenging, ja sogar eine heimliche stolze Furcht vor ihm blicken ließ.

Der alte Staffard aber lächelte dazu. Sein gesunder, kräftiger Menschenverstand lösete das Räthsel auf andere Weise, als es Frau Bell lösen wollte. „Liebe Nachbarin," sagte er zu dieser: „es ist nicht Alles ohne Gefahr dabei. Ich will mich auf Florian zehn Jahre verlassen, er ist ein Mann; auf Hermione verlasse ich mich keine zehn Minuten, sie ist ein Mädchen. Sie liebt, und ihr Mädchenstolz empört sich gegen ihre Neigung. Die kleine Königin will sich gegen sich selbst rechtfertigen. Sie erklärt: ich liebe ihn nicht, aber ich bin ihm durch die Gewalt übernatürlicher Schicksale, wie zugeworfen. Ihr wisset ja, die Schwärmerin findet Alles übernatürlich. Sie lebt mit ihrem Köpfchen in einer andern Welt. Und so seid ihr Weiberchen alle. Jedes von euch ist Stifterin einer neuen Religion, einer neuen Philosophie, einer neuen Poesie. Die Alltagswelt ist euch zu gemein; ihr müsset sie mit Wundern füllen. Frau Morne geht mit Geistern um. Hermione schwimmt überall im göttlichen Walten. Sie selbst, Frau Bell, haben Ihren geheimnißvollen zwölften Oktober und andere Schicksalstage. Meine Frau, Gott habe sie selig, faßte keinen Entschluß, ohne ihr Orakel zu fragen, nämlich eine Stelle der Bibel, die zuerst im aufgeschlagenen Buche ihrem Auge begegnete. Sogar die leichtsinnige Claudine kann schwersinnig werden, wenn sie einen Traum gehabt, der ihr bedeutsam scheint."

Frau Bell, ein wenig gereizt durch Staffards Unglauben, sagte:

„Lieber Nachbar, Ahnung und Gefühl urtheilen oft sicherer, als der Verstand, welcher sich mit dem begnügt, was das Auge sieht und das Ohr hört. Ich kenne übrigens gar verständige Männer, welche die alte Morne für eine Närrin halten, und doch verplüfft dastehen, wenn sie Offenbarungen aus ihrem Geisterreiche mitbringt, die über den Verstand der Verständigen hinausgehen."

Herr Staffard merkte, daß von ihm Rede sei, und drückte freundlich die Hand der Frau Bell in seine beiden Hände: „Keinen Krieg, liebe Nachbarin! Ich geb' ja zu, daß die alte Morne zuweilen mehr weiß, als unsereins; aber ich denke, sie findet das auf sehr natürlichen Wegen. Denn da sie immer umherfährt, vernimmt sie tausend Sachen, die wir nicht erfahren. Ohne es zu wissen und zu wollen, gesellt sich in ihrem alten, welterfahrenen Kopfe zusammen, was zusammen gehört; sie folgert glücklich, oft kühn; erstaunt über ihr eigenes Wissen, weil es ihr selber nicht klar ist, wie sie dazu gelangte, und hält es für höhere Eingebung. Sie betrübt Niemanden, als auf die treuherzigste Weise sich selbst."

„Also glauben Sie, Freund Staffard," sagte Frau Bell: „die Morne habe es nur aus der Luft gegriffen, als sie an demselben Tage Mittags kam, und mich wegen Hermionen warnte, da Abends Herr Florian bei Ihnen einkehrte? Wie konnte sie wissen, daß er im Lande sei? Wie für Hermionens Herz besorgt sein, die an demselben Tage mit Claudinen in Neuenburg war?"

„Daß Florian im Lande sei," erwiederte Vater Staffard, „griff sie keineswegs aus der Luft. Denn sie hatte ihn auf dem Gipfel des Gros-Taureau gefunden; Florian hat mir's erzählt. Daß er in die Feenhalde und vielleicht zu mir kommen würde, konnte sie vermuthen, weil sie dem Flüchtling selber angerathen hatte, Aufenthalt in der Feenhalde zu nehmen. Daß sie Ihnen den Wink gab, über Hermionens Herz zu wachen, erkläre ich mir daraus,

daß Hermione vielleicht ihr, oder Claudinen, einmal geplaudert und den Mann beschrieben habe, der im Bündnerland auf das Mädchenherz einen flüchtigen Eindruck gemacht hatte. Frau Morne erkannte den Mann ohne Zweifel aus der Beschreibung, sobald sie ihn sah."

Frau Bell erstaunte über die Lösung des Räthsels nicht weniger, als sonst über das Wunder. „Ach!" sagte sie mit unwilligem Lächeln, und zog ihre Hand aus Vater Staffards Händen: „Ihr Männer wisset euch immer den Schein des Rechts zu schaffen. Wir Weiber haben nur das Herz, ihr immer den Verstand. Aber ich liebe den herzlosen Verstand nicht, der die ganze Natur zum todten Uhrenwerk macht."

„Nicht doch, liebe Nachbarin!" rief Vater Staffard: „Stiften wir Frieden zwischen Verstand und Herz. Darum eben sind sich Mann und Weib lieb und unentbehrlich, wie der Reiche und Arme in der Welt, weil nicht Jeder hat, was der Andere. Ich gebe ja gern zu, daß oft das Herz Recht hat; geben Sie aber auch zu, daß sich das Herz ein wenig verirren könne."

„Warum nicht?" erwiederte Frau Bell: „Nur mit dem Unterschiede, daß der Irrthum des Herzens seliger macht, als die größte Wahrheit des Verstandes."

16.

Der Traum.

Während sich die Leutchen in der Feenhalde mit Florians Herzensangelegenheiten beschäftigten, hatte er mit andern Dingen zu thun. Er berechnete seine Baarschaft, die er mit sich führte, und zum Theil auch jeden Augenblick von einem der ersten Handelshäuser in Basel beziehen konnte. An Rückkehr nach Bünden durfte

er nicht denken, obgleich dort die Franzosen aus allen Thälern wieder verdrängt waren. Aber er hatte den Parteigroll seiner Mitbürger zu fürchten. Er fühlte keine Lust, nachdem er den Franzosen entwischt war, sich von den Oesterreichern ins Tirol schleppen zu lassen. Seine Güter, Wiesen und Alpen blieben ihm in der Heimath gesichert. Er hatte die Verwaltung derselben einem redlichen Mann übergeben. Nur blieb die Frage, wohin mit ihm selber?

Diese Frage beschäftigte ihn so sehr, daß er an einem schönen Junius-Nachmittage, da er allein lustwandelte, Weg und Steg verlor. Er fand sich zwischen Tannengestrüpp und Bergtrümmern; vor ihm die schwarzgelbliche Wand der Kalkfelsen, die er bisher nur aus der Ferne gesehen hatte.

Hier, auf einem kurzgrasigen Rasenplatz, den ein Vorsprung des Felsens beschattete, lagerte er sich nieder, in der Nachbarschaft einer Höhle. Die Stille der Gebirgsgegend, durch welche von Zeit zu Zeit aus der Ferne das eintönige Silbergetön der Heerdenglocken klang, lud ihn zum Träumen und Schlummern ein.

„Flüchtling!“ seufzte er bei sich: „und doch kein Verbrecher; vielleicht geliebt von der Liebenswürdigsten, und doch ohne Hoffnung des Glücks.“

So in träumender Ueberlegung, oder in überlegendem Traum, sah er Wälder, Berge und Ebenen, Ströme und Seen vorübergleiten an seinen Blicken. Je fester die weiche Hand des Schlummers ihm die Augenlieder schloß, je reizender wurden die fremden Landschaften, welche um ihn her schwammen. Endlich erblickte er das Meer, wie es längs den Hügeln eines freundlichen, grünen Gestades die blauen Wellen rollte. In der Ferne stiegen, wie auf blauen Grund gemalt, Thürme einer Stadt empor. Er wanderte dieser wohlgemuth entgegen, als ihm eine wohlbekannte Stimme zurief. Und er erblickte seitwärts, von einem Garten umgeben, ein weißes geschmackvoll erbautes Landhaus, umweht von hohen

Pappeln. Auf dem Balkon, welchen vergoldetes Gitterwerk, als Geländer, umzäunte, winkte ihm Hermione. Er floh zu ihr mit Sehnsucht der ersten Liebe. Aber sie trat ihm schon im Garten entgegen, wie durch einen Wald voll Lilien, und sagte: „Nun bind' ich Sie fest." Sie lösete ein breites Seidenband, welches ihren Leib umfing, und wollte ihm dasselbe scherzend überwerfen. Das Band aber ward zur Schlange, welche sich zugleich um ihn und um sie wand, beide fest an einander zog und, ihren eigenen Schwanz mit den Zähnen fassend, einen lebendigen Ring bildete. Hermione that einen lauten Schrei. Er erschrak so heftig, daß er vom Traum auffuhr und die Augen öffnete.

Er sah aber auch im Wachen Hermionen noch. Er sah sie, von ihm abgewandt, mit schnellen Schritten fliehen, und noch einmal das Köpfchen während der Flucht nach ihm zurückwenden. Er sprang bestürzt und schwankend, ob Traum, ob Wirklichkeit, empor, und rief: „Fräulein, warum fliehen Sie?"

Recht schäferlich stand die erröthende Schöne still, mit ihrem tiefgebogenen Strohhut, am Arm ein von Weiden geflochtenes Körbchen, in der Hand einen langen, starken Stab.

„Verzeihen Sie!" stammelte sie: „Ich habe Sie im Schlummer gestört."

„Und ich danke Ihnen, theures Fräulein!" sagte er: „Nichts konnte meinen angenehmen Traum angenehmer unterbrechen und fortsetzen."

„Sie haben wirklich geträumt? Wirklich?" rief Hermione mit Gesichtszügen, worin sich neben ungeduldiger Neugier banger Ernst malte, der an Erschrockenheit grenzte.

Florian, mehr auf die Frage ihrer Gesichtszüge, als ihres Mundes, antwortend, sagte: „Ist's hier oben nicht erlaubt, zu träumen?"

— Das wohl! entgegnete Hermione: Das wohl, aber —

wissen Sie, wo Sie träumten? — Sie zeigte mit dem Stabe gegen die Höhle.

„Warum? Nisten dort Drachen oder Schlangen?“

— Nein, scherzen Sie nicht. Kennen Sie jene Grotte nicht? Wissen Sie, welche Sage davon geht im Lande?

„Kein Wort.“

— Es ist der Eingang zum Feentempel. Hier waltet wirklich etwas Ueberirdisches. Glauben Sie es nur. Und wer hier einschlummert, empfängt weissagende Träume. Sie haben geträumt? wirklich geträumt?

„Wirklich, und ich bin den Feen sehr verbunden.“

— Erschien Ihnen selbst eine?

„Allerdings, und ich glaube, die liebenswürdigste aller Feen, die je in Tausend und einer Nacht erschienen sein mögen.“

— O, lassen Sie mich ein wenig neugierig sein. In welcher Gestalt?

„In der, die mir, so lange ich unterm Himmel wandle, immer die schönste, die unvergeßlichste und die — ach, daß ich's sagen muß! — die gefahrvollste bleiben muß.“

— Ich möchte nur die Gestalt der Fee kennen, die Sie im Traume sahen, und den Traum selbst.

Florian senkte verlegen die Augen: „Ich darf es kaum sagen. Was fragen wir doch Träumen nach! Die Wirklichkeit ist der schönste Traum.“

— Und Sie schlagen mir die Bitte ab? — Wissen Sie, daß dieser Traum mit ihrer Zukunft in enger Verbindung steht? Wissen Sie, daß er belehrend, rathend, warnend sein kann?

„Sie erschrecken mich mit Ihrem Ernste, Fräulein.“

— Sehen Sie! man nennt den Schlaf gewiß nicht ganz umsonst den Bruder des Todes. Er ist wirklich der Bruder. Er ist ein halber Tod. Der Leib ist ohnmächtig, und die Seele nimmt

andere Thätigkeitsrichtung, lebt in einer andern Welt, hat andere Sprachen und Zeichen. Träume sind nur die letzten Strahlen eines Abendrothes in der Seelenwelt, die über den Ozean des Unendlichen und Raumlosen ein Licht gegen das Irdische werfen, wie Schimmer der untergegangenen Sonne gegen die Gebirge. —

Florian lächelte. Denn das schöne Mädchen stand so erhaben lehrend und Glauben gebietend, wie ein philosophischer Graubart, vor ihm da. Er nahm ihre Hand und küßte eine der zarten Fingerspitzen, die aus dem Handschuh sichtbar wurde, als wollte er wegen des Lächelns eine Verzeihung.

— Spotten Sie nur! Spotten Sie nur! sagte sie ein wenig unwillig, und mußte doch selbst lächeln: Sie werden einst an diesen Augenblick zurückdenken, und dann nicht mehr spotten. O, Sie werden an mich denken!

„Gewiß, gewiß, an Sie denken werde ich. Sogar schon halbtodt dachte ich an Sie.“

— Wie, halbtodt?

„Sagten Sie nicht, der Schlaf wäre ein halber Tod?“

— Nein, nur ein Augenblickchen bleiben Sie ernsthaft: Sie sind ein wenig leichtsinnig. Eben jetzt, eben hier, sollten Sie es nicht sein. Erzählen Sie mir von Ihrem Traum.

„Wohlan. Suchen wir Schatten und Kühle. Ich kann Sie unmöglich vom Sonnenstrahl leiden sehen.“

— So kehren wir zurück zur Stätte, wo Sie schlummerten. Dort weht im heißen Sommer ein kühles Lüftchen. —

Sie gingen zurück. In der That bemerkte Florian, daß Hermione Recht habe. Es ging über die Stätte ein sanfter, erfrischender Luftstrom.

„Sie sind eine Allwisserin!“

Hermione deutete auf die Höhle: Von dorther kommt aus dem Feentempel der erfrischende Strom.

„Der auf seinen zarten Wellen die schönen Träume trägt?“

— Allerdings und die bedeutsamen!

„Sie haben Recht, Fräulein. Und bringt diese Stätte immer schöne Träume, zählen Sie darauf, so bett' ich mir hier alle Tage zum Schlafe. Warum denn aber glauben Sie, daß der Traum hier bedeutsamer als anderswo sei?“

— Soll ich's Ihnen sagen, damit Sie mich ausspotten? Sie sind ein gelehrter Mann, aber sind wie die Männer insgesammt. Alles glauben sie, nur das Glaubwürdigste nicht. Sie glauben an die Wirkungen, aber an die Ursachen nicht. Sie glauben an die Erscheinungen, aber an die Kräfte nicht. Eine Kraft ist's, die im Grashalm lebt, eine Kraft in diesem Steine, in jenem Baume. Wer kennt das göttliche Reich, und wer die Heerschaaren der Kräfte darin? Eine unendliche Kette von Kräften oder Geistern senkt sich herab von Gottes Thron auf uns, und wir rühren an diese Kette. Ja, wir sind mit ihr verbunden. Es gibt Zustände, in welchen wir wie mit menschlichen Geistern, auch mit andern, vielleicht höhern, vielleicht auch nur mit untergeordneten in Berührung stehen.

„Meine schöne Geisterseherin, lehren Sie mich doch Ihre Geheimnisse. Einen schönern Geist, als den Ihrigen, werde ich zwar nicht erblicken, aber doch möchte ich's auch mit andern versuchen.“

— Und doch haben Sie den Versuch gemacht. Ist nicht die Macht des Feentempels über Sie gekommen? Haben Sie nicht Ihre Zukunft erblickt? Sie schlummerten hier. Der unsichtbare Strom dieser Grotte floß über Sie und machte Ihre Seele im Traum hellsehender. Anderes war es auch nicht, was die delphische Priesterin auf dem Dreifuße zum Orakel entzückte, als diese geheime, seelenfesselnde Naturkraft. Sie schlummerten hier; die Naturkraft, die in Griechenland Apollo, der Gott der ewigen Jugend, hieß, und hier von den Landleuten Fee genannt worden ist, kam über Sie. Sie selbst sind Ihr Orakel, Ihre pythische Priesterin

geworden. Glauben Sie nun, oder glauben Sie nicht; aber erzählen Sie mir Ihren Traum. Ich muß ihn wissen; er ist mir wichtig.

„Und glauben Sie, er werde erfüllt werden?“

— Wer kann die Zeichen deuten, die im Reich des Uebermenschlichen gelten? Geschwind erzählen Sie. —

Florian wollte nicht länger ungehorsam sein. Er erzählte, mit welchen Gedanken er eingeschlafen sei; dann von den vorüberfliegenden Gebirgen, Ländern und Strömen; dann von dem Meere und dem grünen Gestade voller Hügel; dann wie er die Stadt sah in der Ferne. Er bemühte sich, zu schildern, was er noch in verdämmernden Bildern seines Gedächtnisses hatte. Er sprach von der Stimme, die ihn gerufen aus dem Landhause. Er mußte es, so gut er konnte, beschreiben. Da ward ihre Aufmerksamkeit gespannter. „Nein, nein!“ rief sie, und sah ihn starr an und mit sonderbarem Ernst: „Das ist ja St. Jmar! Das ist mein väterliches Erbgut! Die Stadt ist offenbar Antibes.“

Er sprach von ihrem Erscheinen auf dem Balkon, von dessen goldenem Gitterwerk. „Nein, nein, es ist nicht möglich!“ rief sie wieder: „Meine gute Mutter ließ es so in ihrem letzten Lebensjahre herstellen!“

Florian sah Hermionen fast außer sich; ihm selbst ward dabei wunderbar zu Muth. „Liebes Fräulein,“ sagte er, „Sie wollen mit mir scherzen?“

Sie schüttelte aber ernst den Kopf, und rief: „O ich bitte, ich bitte, fahren Sie fort. Stören Sie sich selbst nicht!“

Nun fing er die Beschreibung des Gartens an, denn alle Kleinigkeiten wollte sie wissen. Als er aber der Menge der weißen Lilien in den Beeten erwähnte, durch welche Hermione gekommen, faltete sie die Hände, senkte mit still bekräftigendem Neigen den Kopf und sagte: „Ich weiß es wohl. Ich spielte unter diesen Lilien in

meinen Kinderjahren. Es waren die Lieblinge meiner verklärten Mutter. Und man nannte unser St. Imar nur den Liliengarten. In der ganzen Nachbarschaft heißt man ihn so."

„Sonderbar, daß ich im Traume noch zum Seher werden muß!" sagte Florian lächelnd, aber mit Erstaunen über die Reden des Fräuleins Delory. „Ich wette, die Einbildungskraft spielt uns Beiden einen Possen!" fuhr er fort: „Sie ist von allen Feen die schadenfroheste. Wir hängen Beide an die nämlichen Wörter die verschiedensten Bilder und Gegenden."

„Erzählen Sie zu Ende!" rief das Fräulein mit ängstlicher Neugier. Er erzählte von dem Bande; dann wie es zur Schlange geworden, und wie er in dem Augenblicke geweckt wurde, als die Schlange mit Kopf und Schweif den Ring schloß. Hermione wandte sich zur Seite, daß ihr breiter Strohhut ihm verbarg, wie erst die Bläße aller Lilien des mütterlichen Gartens ihr Antlitz überfloß, und dann es von der Gluth der jüngsten Rosen umleuchtet wurde.

„Fürwahr," sagte Florian mit leiserer Stimme, in der seine ganze Liebe tönte, „fürwahr, wenn ein Traum irgend eine prophetische Miene hat, so ist es die, welche er zuletzt macht, da er das Band, mit dem Sie, theure Hermione, mich banden, in das Sinnbild der Ewigkeit verwandelte. Hier ließe sich doch etwas deuten, wenn man dürfte."

Mit gesenktem Haupte stand sie, halb seitwärts gewandt, sinnend da, und zog spielend mit dem Stabe Linien im Staube des Bodens. Wie gern hätte er in diesem Augenblick gelesen, was in ihrem Gemüthe vorging!

Plötzlich richtete sie das Haupt gegen ihn, und mit einer Miene voll stiller Ergebung sagte sie zu ihm: „Nun haben wir ein gemeinsames Geheimniß. Offenbaren Sie Niemandem Ihren Traum. Sie wollten den Feentempel sehen? Kommen Sie, ich will Ihre Führerin werden."

17.

Der Feentempel.

Sie ging voran. Als sie an den Eingang der Höhle gekommen waren, zog sie aus dem Weidenkörbchen eine zierliche kleine Laterne und ein chemisches Feuerzeug.

„Ihre Absicht also war, in das Innere dieser Zauberhöhle zu treten?“ rief Florian: „Dazu kamen Sie hierher? Und ohne Begleitung wollten Sie sich in die geheimnißvolle Grotte wagen?“

„Es ist kein Heldenwerk,“ sagte Hermione mit freundlichem Lächeln, „besonders seit der junge Staffard die schlüpfrigen Felsen für Claudine und mich durch überlegte Bretter gebahnt hat. Es läßt sich nun da ohne Gefahr wandeln, und ich besuche diesen Tempel, den die wunderbare Natur selbst gebaut und unter der Erde herrlich gewölbt und geziert hat, ich besuche ihn an schönen Tagen gern. Er wird Ihre ganze Bewunderung erregen und verdienen.“

Bei diesen Worten legte sie den Strohhut ab und wand einen Shawl um ihren Kopf, in Gestalt eines Turbans. Dann verbarg sie ihren und seinen Hut, nebst ihrem Körbchen, unweit dem Eingang der Höhle zwischen Felsen und Gesträuch, und kehrte zurück, um die Wachskerze anzuzünden. Florian betrachtete schweigend ihre Vorrichtungen. In dem blutrothen Turban, unter welchem einzelne ihrer braungoldenen Locken über die zarten Schläfe und den feinen Hals niederquollen, glich sie schon einer Priesterin oder Göttin der Unterwelt. Die Unschuld und Furchtlosigkeit ihres Wesens, während sie sich zu einem grauenvollen Gang anschickte, gaben ihr das Ansehen, als stände sie mit höhern Gewalten im Bunde.

Schnell brannte ein Flämmchen in ihrer Hand und dann die Wachskerze in der Laterne, welche sie am Außenende des mitgebrachten Stabes befestigte.

„Nun denn,“ sagte sie mit anmuthigem Verneigen, und zeigte

auf ein niederes Loch der Felsen, „haben Sie Muth? Der Eingang ist beschwerlich und eng. Er erweitert sich aber dahinter plötzlich.“

Sie breitete ein weißes Tuch auf den Boden, im Grunde der Oeffnung, daß er seine Kleider im Durchkriechen schonen könne, und winkte ihm, vorzugehen. — Er stand schweigend und beobachtete sie, nahm ihre Hand und drückte sie an seine Lippen: „Ja, wär' ich Pluto, und könnte Ihnen in der Unterwelt den ewigen Thron bieten, Sie würden Proserpina!“

Nachdem er die Laterne am Stabe in das Innere der Höhle vorgeschoben hatte, kroch er durch die niedere Oeffnung, die sich bald so erweiterte, daß er aufrecht stehen konnte. Nicht lange dauerte es, da erschien auch das Köpfchen mit dem rothen Turban und den goldbraunen Locken unter den Felsen, und blickte mit rührendem Lächeln zu ihm auf. Sein Herz erzitterte bei diesem Schauspiel. Er kniete nieder, und half der zarten, muthigen Gestalt aus dem Felsenrachen, durch welchen das heitere Gold des Tageslichts glänzte.

Sie nahm zu ihrer Stütze den Stab; er zündete mit der Laterne vor. Sie folgte. Links und rechts spalteten sich die Steine zu finstern Gängen von einander. Es ward Todtenstille. Dann und wann hörte man das Fallen eines Tropfens. Ein finsteres Gewölbe bog sich über ihnen, dessen Ende sie beim Schimmer der Laterne nicht wahrzunehmen vermochten. Nur einzelne, weißgelbliche Klippen streckten, wie gespenstische Bildungen, ihre starren Arme aus der Nacht hervor. Im Hintergrunde erblickte man in der Dämmerung phantastische Gestalten, Säulen und Zierrathen aus Tropfstein. Sie schienen sich zu bewegen und zu regen, zu kommen und zu verschwinden, je nachdem die Beleuchtung und die scharfen Schatten bei jedem Schritte änderten und neue Formen hervortreten oder verschwinden ließen.

Je tiefer sie in die Höhle drangen, je wunderbarer gestaltete

sich die unterirdische Welt um sie her. Der Weg schien kein Ende zu nehmen. Der Gang war geräumig; oft ward er schmäler, oft glich er einer klösterlichen Halle, mit weißen glänzenden Teppichen, Fransen und Schnitzwerken geziert. Der Fuß trat überall sicher. Georg hatte für seine jungen Freundinnen viele Unebenheiten aus dem Wege geräumt, und über die bösen Stellen Bretter geworfen.

Als sie eine Strecke unter dem Felsgewölbe zurückgelegt hatten, blieb Florian stehen, und sah auf die unerschrockene Hermione zurück. Sie lächelte ihn gütig an, ohne ein Wort zu sagen. „Ist es möglich!“ sagte er: „Hierher wagten Sie sich ohne Begleitung? Wie wunderbar und schön auch dieser Riesenbau der Natur ist, er erweckt doch stilles Grauen.“

„Eben dieses Grauen empfinde ich jedes Mal,“ antwortete Hermione, „aber ich liebe es. Das erste Mal, ich läugne es nicht, befiel mich ein Zittern, obgleich Claudine und Georg mit mir waren. Aber seitdem habe ich mich an diese nächtliche Unterwelt gewöhnt. Ich bin schon mit allen Gestalten darin recht vertraut. Wir werden das Ende derselben bald erreicht haben, und es wird Sie überraschen. Man sagt, der ganze Gang habe eine Länge von zweihundert Schuh. Gehen Sie noch einige Schritte vor.“

Und wie er noch einige Schritte gethan hatte, blitzte ihm aus dem finstern Hintergrunde plötzlich ein goldener Strahl entgegen. Er stand betroffen still, — ging weiter, und ein Glanz, welcher seine Augen blendete, empfing ihn.

„Feerei!“ schrie er voller Entzücken: „Wo bin ich? Ich sehe Licht, wie Sonnenlicht; sehe mitten in der Höhle Wolken und Gebirge schweben, unermeßliche Fernen, und Thäler und Waldungen und Höhen! O wunderbares Schauspiel! — Fräulein, nun glaub' ich an Zaubereien. Hier waltet noch eine andere Fee, als Sie!“

Hermione weidete sich an seiner Trunkenheit, als er an das Ende der Höhle vortrat und ins weite Freie hinabsah. Sie lehnte

sich ihm gegenüber an ein Felsstück, von mannigfaltigen Flechten bunt gefärbt. Ueber ihrem Haupte wehten einzelne Grashalme und hängende Zweige. Um sie her hauchte der warme Lebensodem des Tages.

„Sie erblicken da drunten in dem stillen, grünen Thalgelände eine andere Welt!“ sagte sie: „Es ist Val Sainte-Croix. Alle die kleinen, braunen Hütten, die an den Hügeln der Landschaft traulich umher ruhen, gehören zum Dorfe jenes Namens und zu La Braconne. Links erhebt sich La Roche blanche mit ihren Felsen; rechts schwillt die Aiguille de Beaume empor. In der verdufteten Ferne vor uns steht das alterthümliche Granson am See, durch Karls des Kühnen Niederlage berühmt. Aber die vorliegenden Höhen entziehen uns den tiefern Blick in das anmuthige Waadtland, welches sich unter unsern Füßen ausbreitet.“

So fuhr sie noch lange fort, die reizende Landschaft zu erklären. Wenn Florian den Blick hinab in die grünen Tiefen senkte, zu den kleinen, friedlichen Wohnungen der Menschen, zu ihren Heerden an den Halden des Gebirgs, zu den Alpenfirnen des Hintergrundes, und dann wieder in die Nacht der Höhle zurücksah; und dann in der wunderbaren, stillen Einöde neben sich Hermione am bunten Felsblocke, zwischen den beweglichen, stillen Halmen, die gleich grünen Strahlen um sie zitterten, — er hätte niederfallen, hätte mit Inbrunst beten mögen.

Hermionens Augen ruhten auf ihm. Sie verstand und ehrte die Bewegungen seines Gemüthes, und schwieg.

Als er sich endlich nach einer langen Selbstvergessenheit wieder zu ihr wandte, zitterten, ihm selbst unbewußt, Thränen im Auge, und das Lächeln, mit welchem er die Schweigende begrüßte, ward um so rührender. Er drückte beide Hände mit Heftigkeit an seine Brust, als wollte er das hochschlagende Herz zurückdrängen: „O Fräulein!“ rief er: „Sie wollten mir vielleicht Ueberraschungen

vorbereiten; aber Sie haben mir einen Himmel ins Leben gelegt. Ich stand vor Gott. Dieser Feentempel soll mir in heiligem Gedächtnisse bleiben."

Sie senkte die Augen nieder, als schiene sie über das zu denken, was er sagte.

Er fuhr aber nach einer Weile fort: „Wie wenig gehört zum Frieden des Lebens! Ich habe über meine Zukunft entschieden. Mein Vaterland ist durch Sittenverfall, durch Unwissenheit und Rohheit seines Volkes und durch Habsucht, Rachsucht, Ehrgeiz seiner Häuptlinge elend geworden. Gott hat das Land heimgesucht. Er weckt das erschlaffte Volk. Jetzt noch parteiet es sich zwischen Frankreich und Oesterreich, die beide es verderben. Ich kann nichts retten. Selbst mein freiwilliger Opfertod fürs Vaterland könnte nichts retten. Ich mag keiner Partei Knecht werden, und träte ich vermittelnd zwischen beide, würden mich beide verfolgen. — Ich gehe. Ich suche mir eine schönere Einöde. Dank Ihnen, liebenswürdige Hermione, Sie haben mich mir selber wiedergegeben. Ihr Feentempel hat auch auf mich seine Wundermacht geäußert; aber Sie waren die wohlthätige Fee darin."

— Nennen Sie mich nicht so! sagte Hermione: Die große Fee ist die Natur, die unbegreifliche, die göttlichkeitsvolle.

„Wohl weiß ich's, Fräulein, Sie denken erhabener, denn ich; Sie sind frömmer, denn ich. Aber ich Schwacher bedarf noch, wie ein Heide, einer Stütze, eines sichtbaren Bildes, in dessen Anblick ich das Göttliche verehre. So sollen Sie mir die Stellvertreterin der heiligen Natur sein."

— O mein Freund, jeder Grashalm ist ein Stellvertreter der Natur, und jedes Plätzchen, wo unsere Knie Raum finden, ist eine Betbank.

„Aber ich habe nie andächtiger und inbrünstiger gebetet, als hier, in Ihrer Nähe, und mich auch nie dem Himmel näher ge-

fühlt, als an Ihrer Seite. — Ach, ich sollte Ihnen das nicht sagen. Sie nehmen es vielleicht für eine der faden Artigkeiten."

— Warum sollte ich Ihnen nicht glauben, was ich mir selber glaube? Das Leben ist ein unendlich schönes Räthsel. Ich sinne viel darüber, und möchte es mir gern entwirren, und kann es nicht; denn ich kann Gott nicht durchdringen, und er selbst ist eben die Herrlichkeit und das Leben, und ich verwirre mich mit Entzücken in sein Anschauen und Suchen.

„Sie reden dunkle Worte, wie die delphische Priesterin. Doch verstehe ich Sie; und nun zum ersten Mal, meine liebenswürdige Priesterin, wird mir aus Ihren Tönen klar von den Aposteln, was das heißt, mit Zungen reden. Ja, ich hätte Sie vollkommen verstanden, auch ohne Worte. Ihre Stimme, Ihre Miene, Ihr Auge, welches das Innerste der Seele spiegelte, Alles war Rede."

Hermione warf einen zweifelvollen Blick auf Florian, als fürchte sie, er wolle spotten. Allein seine Begeisterung schien so redlich, daß sie nach einer Weile nur freundlich erwiederte: „Ich habe mir die Stelle von den Aposteln längst erklären können. Die Seelen haben eine Sprache zu den Seelen, auch ohne Wort, auch ohne Ton und äußere Zeichen. Ja, es gibt ein geheimes Wirken der Seelen, ich weiß nicht wie, ich glaube, durch das bloße grenzenlose Wollen und Nichtzweifeln am Erfolg des Willens."

„O Fräulein, läge es nur an der Willensmacht, so hätte Ihnen meine Seele in dieser geheimnißreichen Sprache schon viel gesagt. Und doch müssen Sie sie nicht vernommen haben! Lehren Sie mich die Kunst, mit Zungen zu reden, und geben Sie mir damit die wunderbare Macht über Ihre schöne Seele, die Sie seit dem ersten Tage über die meinige übten; Hermione, seit dem Tage in Reichenau, am Fuße der Kalanda, da mein Leben, gleich den beiden zusammenrinnenden Rheinströmen, in Ihr Leben überging."

Er sprach dies mit bebender Stimme und den Blick an den Bo-

den geheftet. Als er aufzusehen wagte, stand sie hochgeröthet vor ihm. Aber der Ernst und die ihr eigenthümliche Würde kehrte eben so schnell zurück. „Wir wollen zurück," sagte sie, „durch den Feentempel. Kommen Sie! Ich weiß nicht, ob Sie sich mit meinen Ansichten nur belustigen wollen, oder ob Sie im Ernste reden. In jedem Falle hätte ich Ihnen Verpflichtung gehabt, wenn sie dem harmlosen Gespräche nicht jene Wendung gegeben haben würden."

„Verzeihen Sie, Fräulein!" erwiederte er: „Ich kann Ihnen keine höhere Ehrfurcht bezeugen. Ich würde geschwiegen haben, hätte nicht diese Stunde und das Wunder des Feentempels in allen meinen Entschlüssen und Entwürfen eine große Verwandlung bewirkt."

„Wollen Sie mich wirklich glauben machen, Sie seien durch die geheime Gewalt dieser Stätte verwandelt?"

„Durch Alles; vielleicht durch den Traum schon; durch Ihr Erscheinen; durch die Grauen der unterirdischen Welt; durch den Anblick des schönen Friedensthales zu unsern Füßen hier; durch Ihr Dastehen in aller Lieblichkeit zwischen den kalten, riesenhaften Felsklippen; durch — ach, wer erräth Alles, was die Seele stimmt und den Willen des Geistes entscheidet? — Genug, unwandelbar ist mein Entschluß, in einer Einsamkeit mir selbst zu leben. Als ich Ihnen dies offenbarte, da durfte ich Ihnen auch das übrige Geheimniß meiner Brust nicht verbergen."

Er schwieg. Schon brannte in ihrer Hand das Flämmchen. Die Laterne ward angezündet. Sie reichte ihm dieselbe mit trübem, freundlichem Blicke hinüber. Er nahm ihre Hand. Sie zitterte in der seinigen. Beide traten schweigend in die Nacht der unterirdischen Halle zurück.

18.

Das Tempel-Abenteuer.

Florian und Hermione verfolgten langsam und still ihren spärlich beleuchteten Weg. Hermione überdachte noch seine letzten Reden. Sein plötzliches, anhaltendes Schweigen betrübte sie. Denn obwohl er, vorzündend, zuweilen nach ihr zurücksah, damit sie auf dem klippenvollen Boden keinen Fehltritt thue, entschlüpfte ihm doch keine Silbe freundlicher Besorgniß oder Warnung, wie das erste Mal, als sie diesen Weg gemacht hatten.

Als beide schon zur Mitte des Feentempels gekommen waren — und beide gingen, ohne auf dessen seltsame Gestaltungen und Verzierungen zu achten, — blieb Hermione stehen. Sein Schweigen ward ihr unerträglich. Sie fühlte, daß diese Mißstimmung zwischen ihnen nicht herrschen dürfe. Sie hatte den Mann nicht beleidigen wollen, den sie eben in dieser Stunde noch hochachtungswürdiger gefunden hatte. Und als er nach ihr zurücksah, reichte sie ihm die Hand und sprach: „Wollen Sie mir zürnen?“

Er wandte sich zurück. Er nahm ihre Hand, schüttelte verneinend das Haupt und ging weiter. Aber reden konnte er nicht. Ihre Stimme, die ihm unendlich mehr sagte, als das Wort, hatte ihn durchbebt. Es klang darin ein Geständniß, welches er sich selber nicht zu gestehen wagte.

Nachdem sie wieder eine Strecke Weges zurückgelegt hatten, hielt Hermione noch einmal an und sagte: „Eben an dieser Stelle ist die Natur des Feentempels am reichsten in allerlei Gestalten. Sehen Sie sich einen Augenblick um. Wir sind von steingewordenen Riesen und Zwergen, von Schlangen und andern Ungeheuern umringt, die der Abgrund hervorbringt, oder ein Fiebertraum. Sehen Sie doch links dort, wie sich der ungestalte Kopf da gräßlich aus der alten Höllennacht hervorstreckt, mit dem geschwollenen

grinsenden Löwenmaul, der breiten schnabelhaften Nase und den tückischen Augen, die uns so finster anglotzen, und im zwitternden Lichte der Kerze sich regen zu wollen scheinen."

Florian zündete mit der Laterne nach allen Richtungen. Jede Aenderung der Beleuchtung änderte auch das verworrene Bild der Gestalten.

Sie verweilten auf dieser Stätte, und waren beide im Entdecken neuer Zerrbilder und Fratzengesichter, so wie der scherzenden Bemerkungen darüber, unerschöpflich. Es schien beiden daran gelegen, sich zu erheitern. Bei jedem Schritte, den sie vorwärts thaten, entfaltete sich rechts und links neue Gaukelspielerei des Lichtes und der Felsen und der Tropfsteine.

Indem leuchtete Florian hoch über sich gegen das Gewölbe. Da hing ein mächtiger, loser Felsblock über ihren Häuptern, wie schwebend, vielleicht nur schwach von Nebengesteinen festgehalten, daß er nicht jeden Augenblick niederstürze. „Kommen Sie, kommen Sie ins Freie!" sagte Hermione: „Unsere Stimme und die Erschütterung der Luft könnte diesen Felsen herabreißen und er uns beide vergraben."

„Ich würde kein prachtvolleres Grab begehren können," versetzte Florian, „und keinen willkommenern Tod, als in der Blüthe des Lebens an Ihrer Seite."

— Sie müssen sich noch nicht zu den Lebensmüden zählen.

„Nein, eben heute zähle ich mich erst zu den Lebensfrohen. Und wenn dieses Gebirg über uns zusammenbräche, was wär's denn anders, als eine frühere Verklärung unserer beider?"

— Lassen Sie das Gebirg, und fliehen wir. Es wandelt mich wahre Furcht an, das Gebirg könnte uns beim Wort nehmen.

„Hermione zittert vor der Möglichkeit des Sterbens?"

— Ach, ich habe in der Oberwelt noch einen theuern Vater. Freilich nur einen Stiefvater noch; aber er ist mir von Herzen lieb.

Ich habe ihn so lange nicht gesehen. Einst mit Freuden auf in die Heimath und ins Reich der Freuden, zu meinem rechten Vater und zu meiner heißgeliebten, heiligen Mutter!

„Stürzte der Fels nieder, dann wäre mein Traum erfüllt, Hermione; dann hätte die Schlange, welche sich um uns beide knüpfte, ihre Bedeutung gefunden; die Ewigkeit vereinte uns beide.“

— Fort! fort! rief sie ängstlich. Fort, ins Freie! — Ungläubiger, warum wollen Sie eben jetzt erst an ihren verhängnißvollen Traum gläubig werden? —

Plötzlich schlug bei diesen Worten ein heftiger Donner durch die Felsenhalle. Man hörte ein Prasseln zusammenfallenden Gesteins. Das Licht der Laterne erlosch von einem scharfen Luftstoße. Der ganze Feentempel schien zu erzittern. Der Wiederhall schnarchte rauschend durch den hohlen Berg. Hermione stieß in demselben Augenblick einen durchdringenden Schrei aus. Florian warf die verlöschte Laterne hin, und tappte mit beiden Händen im Finstern nach Hermionen. Sie sank ihm entgegen, und er hielt die Zitternde mit seinen Armen empor.

„Sie sind doch unbeschädigt?“ rief er hastig.

— Um Gotteswillen, was ist geschehen? Wir sind verschüttet. Nicht so? Die Felsen sind eingebrochen?

„Beruhigen Sie sich. Gefahr für uns kann ja nirgends sein. Ist der Eingang der Höhle geschlossen, kehren wir zurück, und ich klettere über die Felsen ins Val de Sainte-Croix nieder und bringe Ihnen Hilfe.“

— Da hinab führt kein Weg über die schroffen Bergwände. O, lieber Florian, machen Sie sich auf das Schrecklichste gefaßt; wir sind beide verloren.

„O, gläubige Verzweifelnde! Genesen Sie vom ersten Schrecken, dann will ich den Ausweg suchen. Fürchten Sie nichts, denn ich bin mit Ihnen, und mit uns beiden ist der Alliebende.“

Es währte geraume Zeit, ehe sich das Fräulein Delory sammeln konnte. Er fühlte das Schlagen ihres Herzens an seiner Brust. Aber er redete so gelassen, so zuversichtlich von der Gefahrlosigkeit des Ereignisses; er bewies so überzeugend, daß auch schon das Herabfallen eines mäßig großen Felsensteins donnerähnliches, wiederhallendes Getöse in den vielen Krümmungen der unterirdischen Halle verursachen müsse; er wußte es so wahrscheinlich zu machen, daß der vernommene Felssturz nicht einmal in dem Hauptgange, sondern vielmehr in einem der Nebengänge gewesen sei, die sie beim Eingang in den Feentempel gesehen; er bewies selbst aus der Frische der Luft, die sie athmeten, die Nähe und Unverschlossenheit des Ausgangs so überredend, daß Hermione wieder Muth faßte.

„Aber wie finden wir uns aus dieser Nacht zurück?" sagte sie: „Ich habe Feuerzeug, Schwefelstäbchen und Stab verloren. Wir können unter den Füßen das Bett verlieren, und mit einem Fehltritt zwischen den Felsen ausgleiten und verderben."

Auch darüber sprach Florian Beruhigung zu. Indessen war ihm doch nicht so wohl zu Muth, wie er sich stellte. Er konnte jenen erschütternden Knall nicht anders, als durch den Zusammensturz einer großen, vielleicht jeden Ausweg versperrenden Steinmasse erklären. Daher bat er Hermione, einen Augenblick zu verweilen und ihm zu erlauben, den nicht entfernten Ausgang des Feentempels zu suchen.

Als er sie aber fahren ließ und sich von ihr wegwenden wollte, schlug sie mit ängstlichem Schrei ihre Arme um seinen Hals, und beschwor ihn weinend, sie nicht zu verlassen. Noch einmal suchte er mit aller Beredsamkeit, welche die Liebe einhauchen kann, ihren Kummer zu stillen. Er drückte die Weinende an sein Herz. „Hermione," rief er, und fühlte nur die Seligkeit, in dieser Grabesnacht von den Armen des Engels umklammert zu sein, „wir können

Sie das Entsetzlichste glauben? Geben Sie jede Furcht auf. Wir sind nicht verloren. Und müßte ich alle diese Felsen neu durchbrechen, um Sie an das Licht des Tages zurückzuführen, ich würde sie durchbrechen.“

„Verlassen Sie mich nicht!“ sagte sie leise weinend: „Unser Schicksal ist ja erfüllt, ich weiß es. Aber ich glaubte nicht, daß der traurige Tag, der uns verkündet ist, so nahe sei. Wir sollen und werden mit einander untergehen. Trösten Sie sich nicht, und mich nicht, mit eiteln Erwartungen, gerettet zu werden! Die Weissagung über uns ist erfüllt. Sie ist an derselben schrecklichen Stätte erfüllt, wo ich sie empfing. Irr' ich nicht, so war es auf eben diesem Platze des Feentempels, wo wir stehen, daß mir die Morne gebot, Sie zu vermeiden; denn ich würde Sie, und Sie würden mich in einen finstern Abgrund niederziehen.“

„Wie, die Morne?“ rief Florian mit ungläubigem Erstaunen: „Und die Worte dieses alten, halb wahnsinnigen Weibes können Ihrem Gemüthe Besonnenheit und Haltung rauben? Können Ihnen mehr als alle Gründe der Vernunft, als alle Bitten eines Mannes gelten, der tausend Tode für Sie zu sterben bereit wäre?“

— Aber die Worte dieser wahnsinnigen Prophetin sind erfüllt, was nun auch Ihre Vernunft und Ihr Muth dagegen sage! Unglücklicher Florian, Ihr Traum vor der Höhle ist erfüllt! Diese Nacht um uns her ist die Schlange Ihres weissagenden Traums, der uns beide vereint. Ach, und daß ich selbst das Band um Sie werfen mußte, Sie selbst verleiten mußte, mich in dieses gemeinsame Grab zu begleiten! Armer Florian, daß ich die Mörderin Ihres theuern Lebens werden sollte, das hatte mir nicht ahnen können!

„Sie sind es nicht, Hermione, Sie werden es nie sein!“

— O, die Morne warnte dreimal ernst, ich sollte Sie meiden, nur Sie! — Ich habe Sie ja vermieden. Ich erzitterte, so oft ich Sie erblickte. Ich bin Ihnen ausgewichen. Nie ging ich ohne

stilles Grausen in Ihrer Nähe. O, die Morne warnte nicht vergebens, ich würde Sie, Sie würden mich in den Abgrund des Verderbens reißen. Nun habe ich Sie hinabgerissen. Ich wollte Sie vermeiden. Ich konnte es ja nicht. Nun ist's geschehen. Nun ist mein Grausen geendet, nun das finstere Räthsel gelöset. Ich soll den Tod an Ihrer Brust finden. Ich will ihn gern hier nehmen. Ich bin ruhig. Gott ist barmherzig.

Sie sprach mit sanfter, aber fester Stimme, und ihre Arme umschlossen ihn, als wolle sie im Sterben nicht von ihm gerissen sein. Florian fühlte sich von den widersprechendsten Empfindungen erschüttert. Hermionens Reden schienen ihm Worte des Wahnsinns, und hauchten ihm doch die süßesten Töne entgegen. Der Schmerz füllte sein Auge um ihr Verzagen mit Thränen; aber die Liebe, mitten unter den Schrecken des Todes, sein Herz mit Entzücken. Er lehnte sein Haupt an das ihrige, welches seitwärts an seiner Achsel lag. Er berührte mit seinen Lippen den Shawl, den sie um ihre Stirn gewunden hatte, und küßte ihn leise. Sie schien diesen Kuß empfunden zu haben. Ein tiefer Seufzer zitterte von ihren Lippen. Ihre Hände, die sie um ihn geschlungen hielt, erwiederten mit einem matten Druck. „Armer Florian!“ klagte sie leise.

„Hermione,“ sagte er endlich, „warum verzweifeln, ehe wir Gewißheit haben, daß wir ohne Erlösung verloren sind? Geben Sie mir Ihre Hand. Vertrauen Sie Gott und mir mehr, ich beschwöre Sie, als den Faseleien der alten Morne und den sinnlosen Gaukeleien eines Traums.“

— Wir sind verschüttet. Niemand in der Welt weiß, daß Sie und ich im Innern dieses Berges sind.

„So tappen wir uns wieder zurück bis zur Oeffnung gegen Val de Sainte-Croix. Ich will mit meiner Stimme hinunterschreien, sie meilenweit gehört werden soll.“

— Ich gehorche. Führen Sie mich, wohin Sie wollen. Unser Verhängniß hat es vollzogen.

„Und wenn meine Verheißung erfüllt wird, himmlische Hermione, werden Sie mir dann mehr, als nichtigen Träumereien und Prophezeiungen glauben? Ich bitte Sie, wollen Sie das?“

— Ich gehorche Ihnen. Ich bin Ihnen nun einmal hingegeben, lieber Freund. Das Schicksal gab mich hin. In meiner Macht lag nichts.

Noch einmal zog er sie sanft an seine Brust. Die Hoffnung seines Glücks flammte hell in ihm auf. Er ergriff die Hand Hermionens und sagte: „Fassen Sie Muth. Folgen Sie mir!“

Er schritt langsam durch die Finsterniß. Bei jedem Tritte beugte er sich und suchte mit der Hand den Boden, um ihren Fuß sicher zu setzen. Zitternd folgte sie. Es war ein mühseliger, gefahrenreicher Weg, welchen Furcht und Schrecken verlängerten. Schon geraume Zeit waren sie so gegangen. Da rief Hermione ängstlich: „Florian, was ist das? Ich athme Schwefeldünste!“

Florian, der dies für neue Wirkung ihrer geschreckten Phantasie hielt, sprach ihr Muth zu und setzte den Weg fort. Aber er war noch nicht weit, als auch ihm Schwefelgeruch entgegen drang, der bald immer stärker und stärker ward.

„So wahr ich lebe, das ist Pulverdampf!“ rief er: „Ich begreife nicht, wie der in die Höhle gelangt. Kein Erdbeben und kein unterirdisches Feuer hat das gethan.“

„Täuschen wir uns nicht mit eiteln Hoffnungen, lieber Freund,“ seufzte Hermione, „und nicht mit unglaublichen.“

Plötzlich, als Florian, weiter gehend, sich tappend zur Erde beugte, rief er: „Ich sehe Tageslicht! Sie sind gerettet!“

Hermione strengte ihre Augen vergebens an, in der undurchdringlichen Finsterniß den Schimmer zu entdecken. Er zog die Zitternde rascher nach. Sie traten aus der Krümmung des Ganges.

Da erblickten sie den Ausgang der Felsengrotte, durch welchen blendende, dunkelrothe Goldgluth hereinströmte, in der die grünen Halme und Kräuter der Oberwelt mit strahlender Schönheit schwebten.

„Ach Gott!“ schrie sie, und stand von der Ueberraschung wie in ein Marmorbild verwandelt, unbeweglich, mit emporgehobenen Armen, mit starren Blicken. Und als Florian sich mit Entzücken zu ihr wandte, sank sie im Uebermaße der Freude, sich selber unbewußt, an seine Brust, umfing ihn und drückte küssend ihre Lippen auf die seinigen. Dann ward sie bleich, und ihre Züge entstellten sich. Ein heftiger Schmerz schien sie zu durchzucken. Ihre Arme sanken kraftlos. Ihr Haupt neigte sich ohnmächtig auf die Seite. Florian hielt sie erschrocken in seinen Armen empor. Es schien ihr an Luft und Athem zu mangeln. Wie zwischen Tod und Leben ringend, starrte ihr trockenes Auge ängstlich zu Florian auf, bis sich dieser krampfhafte Zustand in heftiges Weinen und Schluchzen lösete. Da genas sie gemach wieder. Unter einer Fluth von Thränen traten die verschwundenen Rosen ihrer Wangen wieder aus der leichenhaften Blässe hervor.

Sobald sie ihrer mächtig geworden war, entzog sie sich den Armen des Jünglings und verhüllte ihr Antlitz in ein Tuch. Wie sie aber ihren Blick wieder erhob, und sah, wie Florian blaß und stumm da stand in ängstlicher Bekümmerniß um sie, durch ihren Zustand geschreckt, lächelte sie ihn mit unaussprechlicher Rührung an. Und sie reichte ihm die Hand und sagte, in Blick und Stimme die reinste Zärtlichkeit, zu ihm: „Guter Florian, was hast du meinetwillen gelitten! Vergib!“

Nun erwachte er zum heitern Leben. Er schloß die Zitternde in seinen Arm. Er drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen, und fühlte ihn erwiedert.

„Mein Gott, ich kenne mich selbst nicht mehr!“ sagte Hermione und wand sich los von ihm. Dann bot sie ihm wieder die

Hand und sagte: „Ach, lieber Freund, verkennen Sie mich nicht. Verlassen Sie mich nicht. Sie wissen es nun, mein Leben ist in Ihnen. Was hilft läugnen? Ich weiß es, mir selbst gehör' ich nicht mehr.“

Dann ging sie Hand in Hand mit ihm zum Ausgang des Feentempels, durch welchen blässere Gluth hereinströmte. Er stieg ins Tageslicht; Hermione folgte. Beide, als sie draußen standen, athmeten schweigend mit tiefen Zügen die reine, warme, erquickende Abendluft.

19.

Der Karpfen.

Schon war die Sonne hinter den Höhen des Gros-Taureau niedergesunken. Milder Glanz schwamm über den Fluren, helleres Widerlicht um die Berggipfel. Durch die blauen Lüfte zogen Vögel und leuchtende Wölkchen. In den grünen Thalgründen glichen die einzelnen Hütten Altären, von welchen perlenfarbene Säulen des Rauchs zum Himmel schwebten. — Florian und Hermione glaubten nie die Welt schöner gesehen zu haben. Alles war geistiger, reiner glänzender vor ihren Augen.

Hermione faltete, mit einem Blick innigen Dankes zum Himmel, die Hände; dann ruhte derselbe Blick wieder in rührender Verwirrung auf Florian, während ihre erröthenden Wangen ein Lächeln voll Liebe überflog. In der That, Liebreicheres war nicht zu sehen, als diese Verschämung, dieses Entzücken und dieses Vertrauen. Aber auch er, in edler Haltung, sinnig und stumm, glich einem Halbgott. Wie zitternder Heiligenglanz wehte im Zuge des Abendhauches das Gold der Haarlocken ihm um Stirn und Nacken. Es sprach Abglanz innerer Seligkeit aus dem Dunkel seiner blauen Augen.

Indem rief eine laute Stimme unfern von beiden: „Oho! da find' ich Sie mir eben recht gelegen. Glück auf! Glück auf!“

Es war kein Anderer, als der Herr Professor Onyx. Er kam den Abhang des Berges herauf von der benachbarten Hütte Le Cret. Er trocknete den Schweiß von der Stirne, und machte schon aus der Ferne zahllose Verbeugungen gegen Fräulein Delory.

„Wahrhaftig,“ sagte er, „mich verfolgt das Unglück wie ein aufsätziger Kobold. Da find' ich Sie, mein Fräulein, unverhofft, und kann Ihnen keine Ihrer niedlichen Namensschwestern, keine meiner Hermionen anbieten. Einen ganzen Strauß hatte ich von den Felsen bei Buttes gestern Abend gebracht nach Le Cret. Aber es war schon zu dunkel, um sie Ihnen zu überreichen. Ich stellte sie sorgfältig in Wasser. Siehe, da kommt diesen Morgen eine verdammte Ziege, und frißt mir die Blumen alle hinweg. Ich gewann bei dem Verluste jedoch so viel, daß ich lernte, die Hermionen wären ein gutes Viehfutter. Wirklich melkt jetzt der kleine Etienne das gefräßige Raubthier. Ich habe die Milch schon bezahlt. Wir wollen sie Alle versuchen; ich vermuthe nicht ohne Grund, die Hermionen können ihr einen aromatischen Beigeschmack geben. Wir müssen versuchen!“

Fräulein Delory lächelte den Gelehrten an. „Ich würde mit Vergnügen Ihr Gast sein; aber drunten erwartet man mich gewiß schon lange!“ sagte sie: „Doch wenn Sie mir morgen einen Strauß von Ihren Blumen . . .“

„Oh,“ rief der Professor, „ganze Kränze versprech' ich Ihnen, schönes Fräulein. Bei Hunderten hab' ich sie diesen Morgen im Schatten eines Granitblockes beisammen blühend gesehen.“ Dann zu Florian gewendet, rief er: „Seelenfreundchen, diesen Granitblock müssen Sie sehen, eben diesen! Er ist von allerhöchster Wichtigkeit für meine Erklärung vom Erscheinen der Urgebirgsfindlinge auf den Jurahöhen. Er ist ein beredter, ein unzerstörbarer, ein un-

widerlegbarer Zeuge, daß ihn, wie die andern, urweltliche Eisschollen von den Gipfeln der Alpen hieher trugen, da dies alles noch Tohu Vabohu, ein unendliches Meer war. Oben und an den Seiten ringsum abgestoßen ist er an allen Ecken, natürlich durch Reibungen und Abprallungen. Unter der Mitte, wie er in die Eisfläche der Scholle gesenkt hing, erblicken Sie ihn unversehrt, scharfeckig, wohlgeschnitten."

Hermione zog, während der Herr Professor fortfuhr, seine Beobachtungen zu entwickeln, den rothen Shawl von Ihrem Haupte und ging gegen den Eingang des Feentempels zurück, wo sie Hut und Körbchen versteckt hatte. Als Onyx ihre Entfernung bemerkte, unterbrach er sich plötzlich und rief: „Kommen Sie, kommen Sie, Herr . . . ich behalte in meinem Leben Ihren Namen nicht . . . zum Feentempel. Ich bereite Ihnen ein Fest. Es ist noch hell genug. Sie werden erstaunen; Sie sind Kenner." Damit führte er den schweigenden Florian, der wenig auf ihn gehört hatte, zum Eingang der Höhle.

„Was haben Sie vor, Herr Professor?" sagte Florian, als er vor dem Loche stand.

„Ich will nichts verrathen, nichts voraus versprechen. Wer weiß, wie der Felsen eben geklüftet war! Ich stehe für nichts, als daß mein Sprengloch gut gebohrt war."

„Wie? Was? Wo haben Sie gesprengt? Mit Pulver?"

„Allerdings, mein Seelenfreund."

„Hier im Feentempel?" rief Florian, dem sich Räthsel löseten.

„Aha! Siehe da! Bin ich Ihnen zuvorgekommen?" rief Herr Onyx lachend: „Haben Sie vielleicht den gleichen Plan gehabt, wie ich?"

„Sie also haben einen Felsen gesprengt, Herr Professor?"

„Was denn anders? Sechs Stunden lang in der Höhle habe ich diesen Morgen am Bohrloche gearbeitet. Unterdessen fraß mir

die verdammte Ziege meine Hermionen rein weg. Dann ging ich zur Hütte, holte Stein, Stahl, Zundel, Schwefelfaden, und hatte Teufelsverdruß mit der Ziege. Vor einer halben Stunde zündete ich an. Es war ein gefährliches Stückchen; aber ich war wie ein Blitz wieder aus dem Schlunde der Höhle heraus. Pumm! — da ging die Mine los. O, sie krachte göttlich!"

„Das danke Ihnen Beelzebub, Moloch und Belial, Herr Professor. Sie haben fast zwei Menschen getödtet."

„Es war weit herum keine Seele."

„Aber Fräulein Delory und ich befanden uns denselben Augenblick eben im Feentempel unter der Erde."

„Wie? Sie kommen jetzt erst heraus? Hat sich der Pulverdampf zerstreut? Er hängt sonst lange in den Stollen fest. Fast wäre ich einmal darin erstickt; er drang mir sauer in die Lunge."

„Aber welcher böse Geist verführte Sie, eben heute Ihre zerstörende Kunst im Unterirdischen zu versuchen?"

„Aus Ihrer Frage, Seelenfreundchen, läßt sich schließen, daß Sie nichts gesehen haben, nichts, gar nichts. Wären Sie in der Grotte ein wenig aufmerksam gewesen, würden Sie sechs Schritte vom Eingang, rechts im Kalkfelsen, unter der abgefallenen Sinterrinde, einen purpurfarbenen Fleck bemerkt haben. Genauer besehen, ist's ein ganzer Fischkopf, halb erhaben, wie der Kopf eines Karpfens. Man sieht deutlich den Einschnitt des Mundes, die Kiefer gerundet, einen zinnoberrothen, runden, erbsengroßen Punkt an der Stelle des Auges. Ich, sobald die Entdeckung gemacht ist, verfolge die Richtung, schlage die Sinterkruste ab, und, ich bitte Sie um Gotteswillen! erblicke anderthalb Schuh weit vom Kopfe einen schwarzröthlichen Streif im Felsen, ganz von der Größe der Schwanzflossen."

Florian wandte sich mit verdrießlichem Lachen zu Hermionen, die herbeigekommen und Zuhörerin gewesen war. „Danken Sie

Gott, Herr Professor, daß Ihr Karpfen uns nicht das Leben gekostet hat!"

„Sie scherzen, vortrefflicher Freund. Aber ich mußte dieses Wunderkind der vorsündfluthlichen Welt heraushaben aus den Felsen, und hätte ich unter den Felsen sammt dem Karpfen begraben werden sollen. Allein, erlauben Sie, ehe es dunkel wird, kann ich eine kleine Nachsuchung halten. Ich sage Ihnen, es ist kein Fischabdruck, wie etwa in Sandstein- und Thonschiefern; nein, ein vollständiger Fisch mit Fleisch und Gräten, — der einzige in seiner Art, wie ihn bis jetzt kein Kabinet hatte."

Mit diesen Worten schlüpfte er in die Höhle, und schrie noch drinnen: „Herr, ist mir der Schuß gelungen, ich gebe den Fisch nicht um zweitausend Gulden. Haben Sie Acht!"

Florian hatte aber nicht Acht, sondern wandelte, Hermionen am Arm, längs den Felsen die Höhe abwärts, der Bell'schen Wohnung entgegen, die fast eine halbe Stunde von ihnen entfernt lag.

20.

Die Prophetin.

Beide eilten nicht. Sie hatten sich Vieles zu sagen. Von Zeit zu Zeit blickten sie zu einander seitwärts mit glänzenden Augen hin, und jeder Blick erzählte von dem Himmel, der in beiden wohnte.

„Es ist wahr," hob Florian an, „dieser wunderliche Professor hätte uns mit seiner naturforscherischen Thätigkeit im Feentempel begraben können. Aber ich bin ihm zu viel Glück schuldig, als daß ich nicht gern den kleinen Schreck verzeihen sollte, den er uns gemacht hatte."

„Und nicht er, vielmehr meine Zaghaftigkeit und Angst, war Urheberin Ihres Schreckens, lieber Florian."

„Wenn wir es strenger nehmen, auch Sie nicht, theure Hermione, sondern die, welche Ihre reizbare Einbildungskraft mit Schreckbildern, darf ich sagen, des Aberglaubens? mit Traumbedeutungen und Weissagungen überfüllten?“

— O Freund, verdammen Sie nicht Alles, wie Pöbelglauben, was aus dem Gebiet der Seele hervorgeht.

„Indessen müssen Sie zugeben, daß diesmal die untrüglichste Erfahrung von der Richtigkeit aller Vorhersagungen gemacht worden ist. Jene Tropfsteinhöhle ist eine Tropfsteinhöhle, und mehr nicht. Hätte man ihr nicht den Namen des Feentempels gegeben, würde man sie schwerlich für die Herberge geheimer Mächte gehalten haben. Sie, theure Hermione, hätten meinen Traum vor der Höhle nicht für ein zauberartiges Einwirken dieser Mächte gehalten. Sie hätten jenen unglücklichen Zufall in der Höhle nicht mit dem Traum in Verbindung gebracht.“

— Ich will Ihnen einräumen, daß ich den Traum und die Prophezeiung der Morne falsch deutete; darum könnten ja doch aber noch Traum und Morne Recht behalten. Schon bedeutsam sind in Ihrem Traum Meer, Landhaus, Liliengarten. Finden Sie das nicht?

„Wenn man von Reisen träumt, treten wohl auch Meere und Landhäuser hervor. Und daß mir die Menge Lilien erschien, erkläre ich leicht, weil ich an Sie dachte, schöne Hermione, und von den Freunden wußte, daß Sie die Lilien vor allen Blumen ehren. Darum sah ich Sie im Traume mitten unter ihren Lieblingen und Ebenbildern.“

— Zuletzt verstehen Sie sich aufs Traumdeuten besser, als ein Chaldäer. Ich räume die Möglichkeit von Allem ein, was Sie sagen. Aber die Möglichkeit höherer Beziehungen eines Traums können Sie eben so wenig verwerfen.

„Nun denn, Möglichkeit gegen Möglichkeit! Warum uns mit Furcht und Möglichkeiten quälen?“

Unter dergleichen Gesprächen war der dunkle Abend herangekommen; mit allen seinen Sternen leuchtete der Himmel herab, an den Hügeln umher das röthliche Licht der Hütten aus der Ferne, und schon sah man im Vordergrund die erhellten Fenster der Frau Bell hinter den Bäumen.

Traulicher, und Hand in Hand, wurden Abreden für den folgenden Morgen genommen. Indem sie noch mit einander flüsterten, gaukelte ihnen durch die sternenhelle Nacht zwischen den Bäumen ein finsterer Schatten entgegen. Er schwebte mit seltsamen Schwüngen und Bewegungen auf dem Pfade von der Wohnung der Frau Bell. Es rauschten Schritte. Vor ihnen stand die lange Gestalt der Morne, die ihre Arme hoch aufstreckte und rief: „Von hinnen, Flüchtling! Noch sind die Blutflecken nicht von Ihren Kleidern gefallen.“

„Meinet Ihr mich, Frau Morne?“ sagte Florian betroffen und unwillig.

„Morgen oder übermorgen erfahren Sie mehr!“ erwiederte die Alte: „Und immer zu früh!“ — Dann erhob sie abermals die Hand hoch in die Luft und rief: „Auch der Himmel hat Augen, mein Herr!“

Hermionen überfiel bei diesen seltsamen Worten ein unwillkürlicher Schauder. Sie drängte sich näher an Florian, als suche sie Schutz gegen das gespensterhafte Wesen des Weibes. Er bemerkte ihre Aengstlichkeit, und sagte: „Fürchten Sie nichts, Fräulein, Mutter Morne hat mich selber gescholten, als ich ihr einmal eine Weissagung abforderte. Sie behauptete, nur Gott kenne die Zukunft.“

„Das sagte sie,“ rief die Alte, „und sagt es auch heut'. Aber auch sagt sie: Der Mensch soll die Gegenwart kennen; und Sie,

mein Herr, kennen Sie nicht, sonst wüßten Sie, daß Sie heute ein frommes Lamm zum Altar der Reue geführt haben."

— Und Ihr, Mutter Morne, wenn Ihr die Gegenwart verständet, würdet Ihr nicht frohen Menschen mit Euerm Geschwätze lästig fallen. Gehabt Euch wohl!

„Gehabt Euch wohl! Gehabt Euch wohl!" schrie die Alte: „Der Wunsch ist nicht für mich, sondern für Sie und Fräulein Delory vonnöthen. Gehabt Euch wohl, denn Ihr gehabt Euch übel. Sah ich nicht Blut auf dem Gipfel des Gros-Taureau? Nun sehe ich das blutende Haupt. Herr, im trockenen Bette des Stromes La Combe habe ich gewarnt, und auch die Jungfrau gewarnt in den stillen Schluchten unter Longaigue. Wer hat mich gehört?"

— Ziehet Eurer Straße in Frieden, und lasset uns friedlich unsers Weges gehen. Was haben wir mit Euch zu schaffen? Gute Nacht.

„Halt!" schrie mit heiserer Stimme die Schicksalsschwester, und fuhr mit beiden Armen in die Höhe, und blieb lange, in dieser Stellung einer Wahnsinnigen, vor ihnen stehen: „Lassen Sie ab vom Fräulein, und beflecken Sie Hermionens Gewand nicht mit dem Blute, das zum Herzen Hermionens schreit; ja, ja, ja, das zum Herzen Hermionens schreit, das ich auf dem Gros-Taureau sah und Sie in der Waldquelle abwaschen konnten. Entweichen Sie aus diesen Jurathälern, denn der Morgen wird Ihnen Herzeleid und der Abend Jammer bringen."

— Verstehen Sie von dem Alten ein Wort? — sagte Florian lachend zu Hermionen.

„O, ich habe für das Fräulein die Auslegung unter drei ins Kreuz gelegten Schwertern, mit einer Dornenkrone umfaßt!" rief die alte Morne, fuhr dann hastig suchend in ihren Kleidern umher und zog einen Brief hervor, den sie Hermionen reichte.

„Also von meinem Vater einen Brief?“ rief das Fräulein Delory, nahm der Morne den Brief ab, flüsterte Florian eine gute Nacht, und flog davon zur Wohnung ihrer Freundinnen. In demselben Augenblick wanderte auch die Morne in entgegengesetzter Richtung mit langen Schritten den Berg hinan durch die Nacht. Florian stand allein. Er sah Hermione hinter den Bäumen verschwinden. Heiter eilte er den bekannten Pfad zum gastlichen Hause Staffards zurück.

21.

Verwandlungen.

Vater Staffard war eben von einer Reise nach der Hauptstadt zurückgekommen. Er brachte seinem bündnischen Gastfreunde frohe Botschaft mit, nämlich eine vom königlichen Statthalter zu Neuenburg unterzeichnete Aufenthaltsbewilligung. Er selbst hatte sich zum Statthalter begeben, ihm Florians Verhältniß und Geschichte erzählt und für den Verfolgten gut gesprochen. Besonders hatte er die völkerrechtswidrige Verletzung des neuenburgischen Gebiets durch jene Franzosen geltend gemacht, welche zwischen den Bayards und Brevine Florian und Georg überfallen hatten. Der Statthalter war wegen des Frevels sehr entrüstet gewesen.

„Nun genießen Sie in unsern Bergen vollkommene Freiheit und Sicherheit!“ sagte der würdige Greis, als ihm, nach dem nächtlichen Mahle, Georg zum gefüllten Weinglase die Tabakspfeife gereicht hatte: „Wehe dem, der Ihnen ein Haar krümmt! Das Schicksal des Bündnerlandes, wie der ganzen Schweiz, nun einmal an das Schwert der Ausländer hingegeben, wird noch lange zwischen diesen schwanken. Trösten Sie sich, gedulden Sie sich. Schon sind wir über des Sommers Mitte hinaus. Bald wird der-

Herbst in unsern Höhen einziehen, wo er, statt des süßen Obstes und der Trauben, Schnee und Reif an die Zweige der Bäume und Gesträuche hängt. Aber desto erquicklicher wird es in unsern warmen Zimmern. Die Thäler spenden uns ihre schönsten Früchte und Gaben. Es wird Ihnen nicht an Unterhaltung fehlen. Sie sind einer von den Männern, die auch mit sich selbst in guter Gesellschaft sind. Richten Sie sich ein für den langen Winter bei uns. Denn wo fänden Sie mehr Freundschaft, mehr Sicherheit und Freiheit? Nicht so, werther Bundesgenosse, Sie bleiben uns getreu?"

Mit diesen Worten bot Vater Staffard herzlich seine Hand an Florian, der sie mit Rührung ergriff und sagte: „Es wäre an mir, zu bitten. Glücklicher, als in dieser Heimath des Friedens und der Tugend, könnte ich ja nirgends sein. Nicht einmal in mein zerstörtes Vaterland zurück sehne ich mich. Betrachten Sie mich als Ihren Sohn, wie mein Georg mich als seinen Bruder betrachtet. Dann kann ich Ihnen doch, früher oder später, wie einem Vater erkenntlich sein. Wir wollen dann den Winter Plane machen, wie ich hier mein Vermögen aus Graubünden am vortheilhaftesten anlege."

„O Florian," rief Georg, „wir sind schon an ganz andern Planen! Wir stehen schon im Handel, unser hiesiges Heimwesen aufzugeben und vielleicht im nächsten Frühling in mildere Landschaften zu ziehen. Denn dieser rauhe Himmel will doch meinem Vater nicht zusagen, eben so wenig der Frau Bell, die häufig kränkelt. Wir haben hier keine Aerzte in der Nähe."

„Und wohin wollet Ihr ziehen, Ihr Glücklichen? Verstoßet mich nicht. Ich wandere mit Euch!" sagte Florian.

„Ha!" rief der Vater: „Mir wäre unser rauhe Berghimmel noch lange mild genug, und des Arztes bedarf der nicht, den einfache Lebensart, Arbeit und froher Muth gegen Krankheiten verwahren. Aber das sind Weiber-Revolutionen, die mich Alten von

hinnen treiben. Meine Frau Nachbarin Bell, ihrer Gesundheit wegen, will ins südliche Frankreich, in die Gegend von Antibes, zu ihrer Nichte Hermione. Dort ist ein weitläufiges Nationalgut feil, worauf Georg spekulirt, weil Claudine ihrer Mutter nahe bleiben möchte. Und so muß ich Alter hintennach. Was soll ich allein hier in den Bergen?“

„Und du, o Florian, du mit uns ins gelobte Land nach St. Imar!“ rief Georg: „Wie, du erröthest? Was sollen wir auf der düstern Feenhalde, wenn unsere Feen entwichen sind? Die Hand her! Sagtest du mir nicht, du ständest einsam im Leben, ohne Aeltern, ohne Geschwister, ohne Freunde? Alles, Alles geben wir dir in der Nähe von St. Imar und Antibes wieder. Willst du? Mache mich glücklich! Die Hand her!“

„Könnte ich sie dir verweigern, dem ich sie auch geben würde, wenn ich ihn in eine Wüste begleiten sollte?“ sagte Florian, und schloß Georg an sein Herz.

Sie plauderten noch lange. Sie waren selig in den Vorbildern ihrer Zukunft. Und was sie im Gespräch ergötzt hatte, das umgaukelte sie schöner noch in der Zauberwelt des Schlummers.

Aber der folgende Tag verwandelte Alles. Die Freude, welche der Himmel den Menschen spendet, ist vergänglicher, als ein Sonnenblick zwischen Regenschauern. Georg, der schon am Morgen im Vorbeigehen die Familie des Bell'schen Hauses gesehen hatte, brachte die Nachricht heim, daß er die Frauenzimmer in unerklärlicher Stimmung und Verwirrung gefunden habe, nämlich Claudine und ihre Mutter. Hermione sei unsichtbar, das heißt, in ihrem Zimmer verschlossen gewesen, und, wie man gesagt hätte, unwohl.

„Aber,“ sagte Georg, „die insgesammt da drückt ein Geheimniß. Man sieht in ihren Gesichtern den Umhang, welchen sie vorgezogen haben, damit Niemand schaue, was dahinter wohne. Frau

Bell spricht wenig, macht sich viel mit Tischen und Stühlen zu thun, wischt von Fenstern und Spiegeln den Staub, um aufmerksamer zu hören, was man redet. Steht sie aber im Gespräch vor einem: so nickt sie, nicht bejahend, nicht verneinend, mit dem Kopfe, und sieht ernsthaft und überlegend drein, auch wenn man eben nur so ins Blaue hinein, nichts für die Ueberlegung plaudert. Und die närrische Claudine sagt mir mit dem einen Blick: ich bin dir gut! und mit dem andern: nähere dich nicht! mit dem einen: ich hätte Lust, eins mit dir zu plaudern! mit dem andern: aber frage mich nichts! — Doch Geduld! Ehe vierundzwanzig Stunden durchs Land gehen, hab' ich Alles heraus."

Florian, wegen Hermionens Gesundheit ein wenig bekümmert, die vielleicht unter den Schrecken des Feentempels gelitten haben konnte; theils nicht ohne Unruhe, daß die Warnungen der alten Morne und deren Treiben auf des Fräuleins Einbildungskraft gewirkt, begab sich Nachmittags zur Wohnung der Frau Bell. Er fand Claudinen und ihre Mutter; aber Hermione blieb unsichtbar. Die sonst so freundlichen Freundinnen nahmen gegen ihn gar bedächtliches, höflich-kaltes Wesen an. Wie erzwungen dies auch immerhin, besonders bei Claudinen, erschien, war es dem bestürzten Bündner darum nicht minder kränkend. Er glaubte sogar zu bemerken, daß er in diesem Hause, in welchem er sonst willkommen gewesen war, ein etwas überflüssiger Gast geworden sei.

Eine Weile stand er unentschlossen und verlegen; aber, statt empfindlich, wandte er sich mit offenmüthiger Frage an die Frauenzimmer: „Alles trägt hier das Zeichen Ihrer Ungnade: was denn hab' ich gesündigt?"

„Nicht das Geringste!" sagte Claudine höflich.

„Aber besser, Fräulein, wir gehen offen mit unsern Erklärungen hervor!" entgegnete Florian: „Vielleicht ists ein Mißverständniß, das sich zwischen uns drängen will. Ich liebe Sie alle zu sehr,

als daß ich ohne Schmerz von der Achtung einbüßen könnte, deren Sie mich bisher zu würdigen schienen. Hab' ich gefehlt, so beschwör' ich Sie, mir das Vergehen anzuzeigen, damit ich entweder meine Unschuld rechtfertigen könne, oder die Strafe meiner Schuld mit Erkennung derselben büße."

„Wie kommen Sie zu diesem sonderbaren Verdacht gegen uns oder sich selbst?" sagte Frau Bell, und faltete am Umhang des Fensters.

„Ihre Worte, Ihre Gesichtszüge, Ihr Thun und Lassen führen zu diesem Verdacht!" erwiederte Florian: „Sie werden dies nicht mir, noch weniger sich selber abläugnen wollen. Warum mir also verhehlen, was für Ihre und meine Ruhe wichtig ist und vielleicht entscheidet, ob ich . . ."

„Wir haben Ihnen nichts darauf zu erwiedern!" versetzte Frau Bell: „Wir haben gegenseitig nichts zu schlichten, nichts zu richten. Erlauben Sie also, dieses Gespräch abzubrechen, das uns allen gleich peinlich werden muß."

„Ich will gehorchen. Nur eine Frage gestatten Sie mir: würde Fräulein Delory mir gewähren, sie nur auf einige Augenblicke zu sehen?"

„Nein!" rief Claudine heftig: „Nein, sie bedarf der Ruhe. Sie hat eine erschreckliche Nacht durchlebt."

„Sie bringen mich zur Verzweiflung, liebes Fräulein, wenn Sie nicht sagen, ob ich als Urheber von den Leiden Ihrer liebenswürdigen Freundin angesehen werde."

„Nun ja; wenigstens — Sie haben — Sie werden es . . ."

Frau Bell unterbrach heftig ihre Tochter und rief: „Still, Claudine! Wer gibt dir Erlaubniß zu plaudern? Kannst du dich selbst so ganz vergessen?" Und dann zu Florian gewandt setzte sie hinzu: „Verzeihen Sie. Wir müssen ein Gespräch enden, das für Keinen angenehm sein kann. Hermionen ist nicht wohl. Gönnen

Sie dem armen Mädchen so viel Zeit, daß es sich über sein Schicksal erheben könne; dann werden Sie vermuthlich erfahren, was Sie wissen wollen, und was wir kein Befugniß haben, Ihnen wider Hermionens Willen zu verrathen."

Mit dieser Erklärung ward Florian entlassen, der davon eilte, um sich auf einem einsamen Lauf durch Berg und Wald zu zerstreuen, oder vielmehr zu sammeln. So viel er umhersann, ließ sich nicht errathen, wie er zu Hermionens Unglück beigetragen habe. Es ward ihm die Sibylle von Gros-Taureau verdächtig. Sie hatte ohne Zweifel Hermionens Liebe entdeckt und Hermionens Brust mit abergläubiger Angst erfüllt. Ein eigenes Bewandtniß mochte es auch mit dem geheimnißreichen Briefe haben, den die Wahnsinnige in der Dunkelheit des gestrigen Abends gebracht hatte.

Als er in der Dämmerung nach langem Wandern zu Staffards Haus kam, eilte ihm Georg entgegen längs dem Hag des Gartens und sagte: „Es muß Außerordentliches im Bell'schen Hause begegnet sein; denn die Natur der Frauenzimmer ist ganz und gar verwandelt. Sie alle sind stumm wie Fische. Mutter Bell erschien allein. Claudine durfte sich nicht zeigen. Hier waltet ein Geheimniß, es muß deine Person betreffen. Leite mich auf die Spur. Das Uebrige weiß ich morgen."

Florian erzählte ihm die Geschichte des gestrigen Tages. „Vielleicht ist es Reue in Hermionen," setzte er hinzu, „daß das Herz, von der Gewalt seltsamer Zufälle überwältigt, zu viel verrieth. Vielleicht ist es weiblicher Stolz, Herz und Hand einem Flüchtling und Abenteurer leichtsinnig hingegeben zu haben. Vielleicht ist es Furcht vor den Weissagungen der alten Morne, die mich zu hassen scheint. Vielleicht alles zugleich!"

„Nichts!" rief Georg: „Hermione liebt dich. Und wäre er ein Bettler, sagte sie einst zu Claudinen, und wäre er der Verworfenste unter den Männern, er würde nicht minder Gewalt über

mich üben. Mein Leben hängt an seinem. Aber ich weiß, ich werde mit ihm und durch ihn untergehen, und er mit mir und durch mich."

22.

Der Nebenbuhler.

Georg legte sich auch folgendes Tages auf die Lauer. Aber ärgerlich kam er zurück und rief: „Ich glaube, der Teufel treibt seinen Spuk in diesem Hause. Hermione und Claudine saßen auf dem Gartenbänkchen, als ich ankam. Gut, dachte ich, nun sollt ihr mir Rede stehen. Wie mich aber die Mädchen in der Ferne erblickten, standen sie auf und gingen ins Haus. Ich fand Niemanden, als die Mutter. Ich mochte fragen und sagen, was ich wollte, ich bekam keine Antwort, als ein Kopfschütteln, ein Achselzucken und allerlei Redensarten und Sprüchwörter, die ich nicht verstand; z. B.: Trau, schau, wem; — am Abend weiß man mehr, als am Morgen; — man muß nicht alle Ahnungen verwerfen."

„Und sahst du Claudinen nicht?" fragte Florian.

„Allerdings. Höre nur. Sie kam. Die Mutter ließ uns sogar beide allein. Nun hoffte ich, gewonnenes Spiel zu haben. Ich fing sogleich an. Sie aber ließ mich nicht zu Wort kommen, sondern sagte: „Lieber, goldner Herzens-Georg, ich darf Hermionen nicht länger, als drei Minuten verlassen. Also geschwind laß mich reden und dir eine Bitte thun." — Ich antwortete: „Auf der Stelle erfüll' ich sie!" Nun denn, sagte sie, du bist ein liebes, wackeres Söhnchen. Also bitte ich dich, du sollst keine Frage thun, um dies und das zu wissen, was deine Neugier vielleicht gern wissen möchte. Ferner, sage dem guten Florian, er thue mir leid. Er solle den Tag im Feentempel vergessen, und Alles, was zu dem Tage gehört; er solle, der Ruhe Hermionens willen, nicht,

ohne eingeladen zu sein, in unser Haus kommen. — So sagte Claudine. Ich fragte ärgerlich: Warum? — Sie schüttelte das Köpfchen und rief: Das ist die Frage, die du nicht thun sollst. — Dann seufzte sie: O der arme Florian! Aber es sind unglaubliche Dinge geschehen; ich sage dir, unglaubliche Dinge, und von der schrecklichsten Art. — Ich wollte noch einmal fragen. Sie aber rief: Die drei Minuten sind vorbei! und sprang davon, wandte sich unter der Seitenthür noch einmal, warf mir ein Kußhändchen zu und verschwand. Da stand ich allein. Ich wartete. Niemand kam zum Vorschein. Da ging ich meines Weges."

Dieser Bericht des treuen Georg war vollkommen geeignet, die Neugier der beiden Freunde noch mehr zu entzünden. Sie beichteten beim Abendessen Alles dem Vater Staffard.

„Kinder," sagte der Greis, „zerbrecht euch über Weibergeheimnisse den Kopf nicht. Weiber haben keine wichtigern Angelegenheiten, als mit ihrem Herzen, und da ist's, wo ihre unglaublichsten Dinge geschehen. Wer weiß, ob Fräulein Delory nicht einen Traum gehabt hat, der für dasselbe merkwürdiger, als die Bestimmung der Toulouer Flotte unter Bonaparte ist? Oder ob nicht für Mama Bell der Tag von vorgestern ein Loos-, Glücks- und Unglückstag im Kalender gewesen? — Laßt die Weiberchen gehen; sie werden von selbst kommen und euch die unglaublichen Dinge der Reihe nach verrathen. Was den Brief betrifft, enthält er etwas Merkwürdiges, können wir es morgen wissen. Ich habe die Frau Bell zu sprechen. Sie wird sich freuen, ihr Herz gegen mich vom Geheimnisse erleichtern zu können."

Wirklich begab sich Vater Staffard des folgenden Tages zu seiner Nachbarin. Die jungen Leute daheim brannten vor Ungeduld nach seiner Rückkehr und Botschaft. Als sie ihn endlich aus der Ferne wieder ankommen sahen, gingen sie ihm beide entgegen.

Der Alte lachte. „Hab' ich's doch gedacht," sagte er: „ihr

würdet die Qual des Fegfeuers leiden, bis ich euch erlöse. Nun denn, das Unglaubliche, was geschehen ist, habe ich mit meinen leiblichen Augen gesehen, und der Schlüssel zu dem großen Räthsel kam mir schon unter der Hausthür der Frau Bell zu Gesicht."

— Und das wäre? rief Georg.

„Ei nun, der Hauptmann Larmagne ist's. Er hat sich im Bell'schen Hause einquartirt."

— Oho! rief Georg: Ist's nur der? Warum machen Sie daraus ein Geheimniß? Etwa weil er bei Fräulein Delory seit etlichen Jahren den unglücklichen Liebhaber spielt?

„Hm!" versetzte Vater Staffard: „Glücklich oder unglücklich; ein Anbeter ist für ein Mädchen immer ein Anbeter. Und verstößt Hermione auch seine Huldigungen, du weißt ja, ihr Vater begünstigt ihn, und Hermionen gilt des Vaters Wort über Alles."

— Sie hat aber bestimmt erklärt, sie liebe den Hauptmann nicht.

„Mir gleich. Aber bei dem Allen sind doch die Unglaublichkeiten klar. Die Weiber fürchten zwischen den Nebenbuhlern unfreundliche Auftritte, vielleicht Blutvergießen. Sie wissen ja durch dich und mich, wie Florian mit eben diesem Hauptmann schon ob den Bayards unsanft an einander gerathen ist."

„Wie?" rief Florian: „Ist's derselbe, der mich droben angreifen wollte, als wir von Brevine kamen?"

„Allerdings!" erwiederte Georg: „Ich mag den Menschen nicht. Er war das erstemal in der Feenhalde, als er Hermionen auf Befehl ihres Vaters hieher begleiten mußte. Denn Oberst Desvars, Hermionens Stiefvater, ist der vertrauteste und innigste Freund des Hauptmanns Larmagne. Er blieb damals mehrere Tage bei Frau Bell; aber ich hatte seiner in der ersten Stunde satt und kam nicht mehr zu Claudinen, so lange er dort lebte; sah ihn auch nicht wieder, bis wir ihn diesseits Brevine fanden. Fängt er hier wieder Händel an, so soll er von Glück sagen,

wenn ich ihm im ganzen Leibe einen einzigen Knochen ungebrochen lasse."

„Halt!" rief Vater Staffard: „Keine Unfugen! Lasset den Hauptmann in Frieden; verderbt nicht, was die Weiber Gutes zu thun denken."

23.

Alte Bekanntschaft.

Florian war so gehorsam, daß er sogar beschloß, im Hause zu bleiben, um seinem Nebenbuhler nicht einmal auf einem Spaziergange aufzustoßen.

Er saß also auf seinem Zimmer, unter Büchern und mathematischen Zeichnungen und Berechnungen, als bei ihm angepocht ward. Siehe, da trat der Herr Professor Onyx herein.

„Bester, einziger Mann!" rief dieser, und stand mit einem großen Sprunge vor Florians Arbeitstisch: „Ich hätte Sie billig längst besuchen sollen; aber Sie wissen, man hat seine Geschäfte, man bleibt seiner Zeit nicht Meister, und unter Freunden und Männern rechnet man nicht nach. Also nichts für ungut. Sie sind unter Büchern vergraben. Nun, ich bleibe nicht lange. Ich halte mich unterdessen still, wie ein Fischchen. Ad vocem Fisch — Sie wissen, wie es mit meinem vorsündfluthlichen Fische ergangen ist? Es war ein sündliches Unglück! Alles in zehntausend Granatstücken zersprengt. Keine Spur mehr zu sehen."

— Ich beklage den Unfall, Herr Professor. Allein . . .

„Erlauben Sie, Seelenfreundchen, ich bemerke mit Entzücken, Sie sind Mathematiker. Ich sehe da nichts als algebraische Formeln bei Ihnen. Freund, wir haben uns nicht vergebens gefunden. Wir treten mit einander in Societät. Ich gebe Ihnen meine Lokal- und technischen Kenntnisse; Sie geben mir Ihre Mathe-

matik. Ein Mann, wie Sie hat mir gefehlt, um das wichtigste Räthsel zu lösen. Sind Sie zu Lons=le=Saunier gewesen? Oder zu Salins?"

— Nein.

„Sie müssen hin mit mir! Sie müssen hin!"

— Darf ich wissen, warum?

„Sie sollen erstaunen. Ich werde Ihnen dort, wo die salzhaltigen Quellen aus der Gypsformation hervorgehen, sämmtliche darüber liegende Gebirgslager zeigen, und — ja, springen Sie deckenhoch! — ich zeige Ihnen dann die nämlichen Formationen in der Gegend des Neuenburger Sees. Frage: wie tief müssen wir bohren, um das Salzlager zu erteufen? wenigstens die gesalzenen Quellen aufzuschließen? Das können Sie mit Ihren algebraischen Formeln berechnen, sobald Sie das geognostische Verhalten bei Salins und Lons=le=Saunier kennen. Dann ist uns beiden geholfen, uns und dem Fürstenthum und der ganzen Schweiz. Noch vor einer Stunde sagte ich zum Fräulein Delory . . ."

— Sie haben das Fräulein gesprochen?

„Drei Worte. Also ich sagte . . . was sagte ich? Was hatte ich sagen wollen? Sie haben mich unterbrochen."

— Von Fräulein Delory sprachen Sie.

„Vom Fräulein? — Ich brachte ihr frische Hermionen. Sie nahm eine einzige und steckte sie an ihren Busen. Der Hauptmann war etwas unartig dabei."

— Hauptmann Larmagne?

„Ei nun, von dem nachher. Denken Sie, Seelenschatz, wie wir zur Saline die unerschöpflichen Torfgruben dieser faulen Thäler zu Gute machen können; welcher neue Gewerbsfleiß und Verkehr eingeführt wird! Der Genfer und Neuenburger See werden besser verbunden. Wallis muß uns seine Urwälder senden. Durch die Thiele, zum Bieler See und zur Aare, sind wir Meister der vor-

nehmsten Wasserstraßen, um den Verschleuß unseres Kochsalzes mit Leichtigkeit zu betreiben. Wir können ohne Mühe die ganze Schweiz besalzen."

— Ich wollte lieber, Sie hätten dem Hauptmann die Unart gegen Fräulein Delory versalzen.

„Gegen das Fräulein war er artig; er küßte ihm vor meinen Augen die Hand. Ich hätte das an des Grobians Stelle in meiner Gegenwart nicht gethan. Aber gegen mich betrug er sich ungeschliffen, als ich . . ."

— Er that also vertraulich?

„Verstehen Sie mich wohl. Ich und der Hauptmann sind alte Freunde und Bekannte. Man sagt einander seine Meinung und läßt es dabei bewenden."

— Und der Hauptmann und das Fräulein auch alte Bekannte?

„Verzeihen Sie, Bester, ich habe eben nicht Acht darauf gehabt. Wie ich mich dunkel erinnere, war das Fräulein sehr einsilbig."

— Wie? Sie erinnern sich dessen nur dunkel? Und erst vor einer Stunde waren Sie bei Hermionen?

„Allerdings. Aber eine verwettert große Kreuzspinne, die sich vor dem Fenster am unsichtbaren Faden schwebend hielt, nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie hätten die schöne Bestie sehen sollen!"

— In Gesellschaft eines schönen Mädchens, Herr Professor, würden mich schwerlich die Reize einer Kreuzspinne angezogen haben.

„Wer spricht von Reizen? Was den Punkt betrifft, Freundchen, haben wir einerlei Meinung, und ich gestehe, Hermione war schöner, als die Kreuzspinne. Allein die Kreuzspinne ist nicht ohne hohes Interesse für den Beobachter. Ich gebe für unsere gesammte künstliche Witterungskunde keinen Sous. Spinnen, Spinnen sind die wahren Propheten der Natur, die untrüglichen Zeiger an der atmosphärischen Uhr! Ehe man nicht einen Spinnenkatechismus,

einen Auszug der Arachnologie in den Schulen lehrt, ehe man nicht in jedem Bauernhause die Spinnen für heilige Thiere erklärt und sie schont, wie die Störche auf den Dächern, wird der Landbau, und kann er nicht, den Gipfel seiner Vollkommenheit erreichen."

— Ihre Kreuzspinne ließ Sie also von Allem nichts sehen und hören, was der Hauptmann und das Fräulein . . ."

„Mein Gott, das Fräulein hatte uns beide, den Hauptmann und mich, längst allein stehen lassen, als mich der beim Arm nahm, zur Stube und zum Hause hinausführte und zu einem Spaziergang einlud. Da kam denn das Gespräch auf Sie, ich weiß nicht wie? Er fragte mich um tausend Dinge. Ich erzählte, was ich wußte. Ich schwöre, der Schnurrbart ist verliebt in Sie. In seiner Begeisterung schleppte er mich wieder auf seine Stube zurück; da schrieb er ein Briefchen für Sie, ein wahres Liebesbriefchen. Ich hätte das Ding fast vergessen. So ist's, Freundchen, wenn Sie ins Plaudern kommen. Sie machen einem Alles vergessen."

Mit diesen Worten überreichte Herr Onyx den Brief. Florian erbrach und las ihn.

„Gelt, der Hauptmann ist entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen? Hätt' ich ihm aber noch erzählt, was ich nun von Ihren mathematischen Kenntnissen weiß, — ad vocem Mathematik: wie steht's mit unserm Versuch auf Steinsalz am Neuenburger See?"

— Der Hauptmann erwartet meine Antwort, Herr Professor.

„Ich habe versprochen, sie ihm auf der Stelle zu bringen. Leben Sie wohl! Gut, daß Sie mich daran mahnen. Leben Sie wohl!"

— Sie kennen ja meine Antwort nicht. Einen Augenblick Geduld.

Florian schrieb auf ein Zettelchen: „Ich werde die Ehre haben, mein Herr, Ihre Wünsche zu erfüllen." — Professor Onyx nahm den Zettel und sprang davon, indem Georg eben ins Zimmer trat.

Florian gab diesem den Brief des Hauptmanns, der also lautete:

„Wenn Sie, mein Herr, derselbe Abenteurer aus Bünden sind,

der sich zwischen den Bayards und la Brevine so bäurisch-tapfer gegen französisches Militär betrug, so haben Sie Ihr Wort, als Mann von Ehre, zu erfüllen, und mir Genugthuung zu leisten. In dem Fall erwarte ich Sie genau nach Sonnenaufgang auf dem Fußwege nach la Brevine, am Eingang des Tannenwäldchens an der Halde. Ich habe Niemanden, als meine Ordonnanz bei mir, und nur meinen Degen. Ich erwarte Ihre Antwort. Lassen Sie mich am bestimmten Orte nicht zu lange zögern. Meine Geschäfte rufen mich nach Pontarlier. L. Larmagne."

Georg machte beim Lesen ein zorniges Gesicht. „Was antwortest du?" fragte er.

„Wir gehen morgen mit einander hin!" erwiederte Florian.

Dem treuen Georg schien der Handel, wegen seines Ausgangs, bedenklich. Denn Sieger oder besiegt, war, wenn es blutig ablaufen würde, Florian entweder gezwungen, sich flüchtig zu machen, oder übel zugerichtet und verwundet längere oder kürzere Zeit das Schmerzenlager zu hüten. Wiewohl ihm Florian Muth einsprach, sandte Georg dennoch Florians unentbehrlichste Reisebedürfnisse noch in der Nacht durch einen Boten gen La Brevine, und ließ dort einen leichten Wagen zur Flucht bereit halten. Er sollte aber vor der Hand nicht weiter, als bis zu einem Freunde nach Boudry.

24.

Der Zweikampf.

Noch sah man im Osten nur blasses Licht, und die Sterne hingen wie strahlende Kränze und Ketten am Himmel umher, als die beiden Freunde schon auf dem Wege zur Halde waren. Florian erheiterte den bedenklichen Georg durch muthwillige Scherze.

Die Sterne verloren sich gemach über ihren Häuptern; es ent-

brannte eine dunkle Gluth am Horizont. Da kamen sie zum Eingang des Tannenwaldes. Das prachtvolle Vorspiel des Sonnenaufgangs und des Welterwachens entschädigte sie für das Verzögern ihres Feindes. Sie sprachen von ihrer Zukunft; sie schwärmten auf den Flügeln ihrer Einbildungskraft im Zauberlande erfüllter Wünsche. Da streute die Sonne ihr Erstlingsgold auf die begeisterten Jünglinge. Die Gebirgswelt stieg im Licht auf; an den Grashalmen des Wiesenteppichs blitzten mit spielenden Farben die Diamanten des Thaues; stille Nebelmeere rollten sich über die Tiefe der Thäler auf.

Indem vernahm man Stimmen. Der Hauptmann war's, begleitet von einem Soldaten, der einiges Gepäck trug.

„Verzeihung, meine Herren," rief er: „daß ich Sie vielleicht warten ließ. Aber eben erst steigt die Sonne hinter dem Berge hervor. Gehen wir frisch ans Werk. Da seitwärts im Gebüsch zwischen den Tannen ist bequemer, freier Platz!"

Sie folgten ihm dahin. Georg versuchte friedfertige Unterhandlungen. Der Hauptmann wies ihn kurz und derb ab. „Mit Ihnen, junger Mensch, der mir seine Weisheitspredigt mit der Miene eines Großpapa halten will, hab' ich nichts zu schaffen. Ich suche den da, der eine kleine Züchtigung verdient."

„Herr Hauptmann," sagte Florian: „Sie werden wenigstens bemerken, daß ich Sie nicht fürchte. Ich gestehe aber, daß ich keine Lust habe, mich mit Ihnen zu schlagen, weil ich's für Albernheit halte. Sie mögen ein ganz achtungswerther Mann sein; aber drüben auf dem Berge, den Sie von hier sehen, waren Sie der muthwillige Urheber des Gezänks. Lassen Sie uns unsere Sache, als vernünftige Leute, abthun. Trotz dem, daß Sie mich dort zur Nothwehr zwangen, bitt' ich Sie deswegen um Verzeihung. Ich that Ihnen vielleicht weher, als ich wollte."

„Damit wird's nicht abgethan!" erwiederte der Hauptmann:

„Sie haben sich wie ein Meuchelmörder benommen. Ich will Ihnen nur ein Denkzettelchen geben.“ Damit zog er den Degen.

„Und wenn einer fallen sollte?“ sagte Florian: „Welchen Gewinn hätte der Sieger? Ich kenne Ihre Verhältnisse im Bell'schen Hause.“

Der Hauptmann ward feuerroth und sagte mit funkelnden Augen: „Eben das hab' ich bedacht! Ein signalisirter Landstreicher Ihrer Art muß nicht die Rechte der Gastfreundschaft entweihen.“

„Wo entweiht?“ rief Florian auffahrend.

„Darüber hab' ich keine Rechenschaft zu geben. Aber Blut um Blut. Fräulein Delory soll mir danken. Wohlan denn, Bursche, gezogen!“

„Nein!“ sagte Florian: „Ich verlange Erklärung. Sie sind zornig. Das taugt nicht zum Fechten. Beruhigen Sie sich, sonst geben Sie mir zu viel Ueberlegenheit.“

„O du Strolch und Rebell und Mörder meiner tapfern Kameraden in Disentis, dein Stündlein hat geschlagen. Bereite deine Seele! Zieh!“

„Geben Sie Erklärung! Uebrigens bin ich weder ein Rebell von Disentis, noch Mörder Ihrer Kameraden!“

„Zieh!“ brüllte der Hauptmann.

„Zieh!“ schrie jetzt Georg: „Wie kannst du da so gelassen stehen? Ich wollte, du hättest dem Kerl schon ob Brevine das Genick gebrochen!“

Der Hauptmann versetzte Georgen, statt der Antwort, einen Streich mit der Degenklinge über den Rücken. Jählings sprang Florian dem Hauptmann entgegen. Die Klingen waren sogleich im Gemenge, und nach anderthalb Minuten flog der Degen des Hauptmanns, ihm mit einem Schlage und Wirbel aus der Hand gedreht, seitwärts gegen einen Baum. Florian setzte ihm die

Spitze seines Degens auf die Brust und sagte: „Herr Hauptmann, Sie sind in meiner Gewalt. Ich verlange Erklärung!“

„Das ist ein Fechterstückchen!“ schrie der Hauptmann: „Nun, mach's fertig, stoß zu!“

„Nimmermehr!“ erwiederte Florian: „Ich verzeihe Ihnen!“ — Mit diesen Worten trat er zurück; aber mußte sich eben so schnell wieder zur Wehre stellen, weil der Hauptmann seinen Degen durch den Soldaten wieder empfangen hatte.

„Wenn ich dich gezeichnet habe, Bösewicht!“ brüllte der Hauptmann, indem er das Gefecht erneuerte.

„Willst du Blut sehen, so sieh' es! Achtung gegeben! Achtung! Besser noch! Besser!“ rief Florian, und in demselben Augenblick war der Hauptmann mit Blut übergossen. Florians Klinge war ihm zwischen Achsel und Hals durchs Fleisch gefahren. Der Soldat sprang mit Geschrei herbei, eben so Georg. Florian warf den Degen fort. Man legte den Hauptmann ins Gras und untersuchte die Wunde. Georg hatte sich mit allem Nöthigen zum Verband versehen. Es währte lange, ehe man den Strom des Blutes stillen konnte.

„Das war ein rauher Stoß!“ sagte Larmagne, indem man ihm das Blut von den Kleidern trocknete: „Ich kann nicht weiter. Bringen Sie mich zur Frau Bell zurück. Und du,“ fuhr er zum Soldaten fort, „laufe nach Brevine, bestelle den Wagen ab; sage, mir sei ein Unfall begegnet. Ich überlasse mich diesen Herren. Es sind, hoff' ich, Männer von Ehre.“

Georg gab dem Soldaten einen mit Bleistift geschriebenen Zettel, um einen Wundarzt herauf zu bescheiden.

„Meine verdammte Hitze!“ sagte der Hauptmann zu Florian, der ihm den Mantel des Soldaten umwarf: „Meine verdammte Hitze und — und — Ihr verdammtes Glück! Aber ich muß bekennen, Sie sind ein Mann von Ehre und Großmuth. Behalt' ich

das Leben, werd' ich Ihr Freund. Sie schlagen sich brav. Sie haben kaltes Blut. Ich bin Ihnen Achtung schuldig. Also Hand her!"

Florian reichte die Hand; eben so Georg, den der Hauptmann um Verzeihung bat. „Ich bin ein Glühkopf mein Lebetage gewesen!" sagte Larmagne: „Ich glaube, so wahr ich lebe, ich muß sterben."

Georg bemerkte, daß dem Verblutenden eine Ohnmacht bevorstehe, und wusch ihm Stirn und Schläfe mit Kirschwasser. Der Hauptmann that einige Züge aus der Flasche, und fühlte sich bald stärker. Als er aber aufstehen wollte, um am Arm der jungen Männer zurückzugehen, ergriff ihn ein Zittern. „Der Teufel soll mich holen!" rief er, und sank wieder nieder, „ich komme nicht von der Stelle. Mit mir ist's einmal aus."

Sie beruhigten ihn; machten einen Sitz aus einem Zaunpfahl, trugen ihn zwischen sich, bis sie beim ersten Haus bessere Hilfe erhielten. Dann ward er mit Bequemlichkeit weiter gebracht.

25.

Die Verbannung.

Frau Bell kam mit Claudinen und Hermionen und allem ihrem Hausgesinde dem Trauerzuge schon vor dem Hause entgegen. Georg hatte Fürsorge getragen, vorauszueilen und die Frauenzimmer durch Erzählung des Vorfalls auf den Anblick zu bereiten.

„Zanken Sie doch ja nicht mit mir, Theuerste," rief Larmagne der Frau Bell zu: „daß ich wieder komme. Und noch weniger machen Sie dem Mann hier" — er nahm Florians Hand freundlich in die seinige — „ein böses Gesicht. Er ist, beim Himmel, ein Mann wie ein Engel, und schlägt sich wie ein Teufel. Hätte

er's gewollt, säße ich jetzt, statt vor ihrer Hausthür, vor der Höllenpforte. Vorwärts!"

Die Frauenzimmer standen schaudernd um den blutigen, bleichen Mann. Hermione heftete einen düstern Blick auf Florian. Man trug den Hauptmann ins Haus. Alle folgten. Auch Florian wollte hilfreich nachgehen. Aber eine zarte Hand ergriff die seinige. Hermione zog ihn seitwärts in ein Zimmer.

Sie wollte ihn anreden, und vermochte es lange nicht. Ihre Lippen bebten leise. Sie hob die gefalteten Hände empor, als fordere sie Stärke von oben her. Dann sprach sie: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, was haben Sie wieder gestiftet?"

Er bemühte sich, sie zu beruhigen, und gab zu seiner Rechtfertigung die einfache und treue Erzählung der Begebenheit.

„O," rief sie, mit jammervollem Blick auf ihn, „ich glaub' es ja. Aber was hilft alle Rechtfertigung? Unser Schicksal erfüllt sich. Sie haben mich schon in den Abgrund niedergerissen. Es ist schon vollbracht. Sie können mich nicht mehr retten. Fliehen Sie, denn ich bin bestimmt, Sie in gleich großes Verderben niederzureißen."

— Hermione, ich beschwöre Sie, Ihrer Ruhe und meiner Ruhe willen, keine abergläubigen Besorgnisse. Gedenken Sie Ihres Verheißens im Feentempel.

„Was hilft's mir? Ich bin ja schon um alles Glück des Lebens gebracht. O wären die Felsen im Feentempel über uns zusammengestürzt, ich hätte ein Leben an Ihrer Seite ausgehaucht, das nun ein endloser Schmerz geworden ist."

— Sie erschrecken mich. Was ist geschehen? In welcher Verbindung vielleicht stehen Sie mit dem unglücklichen Larmagne?

„Mit ihm in keiner. Aber zu Ihrem Verderben, Unglücklicher, bin ich an Sie gebunden. Ich liebe Sie, Florian, und Ihnen muß ich den Kelch der Verzweiflung reichen? Zweifeln Sie nicht,

es geschieht. Ja, es geschieht, so wahr es geschehen ist, daß ich durch Sie elend geworden bin!"

„Durch mich?" rief Florian erblassend.

„Lesen Sie. Mögen Sie Alles wissen!" sagte Hermione, indem sie einen erbrochenen Brief wies, der auf dem Tische lag. Das Siegel mit drei ins Kreuz gelegten Schwertern und einer Dornenkrone herum, erinnerte ihn an die Morne.

Er las. Der Brief war aber schon über ein Vierteljahr alt, und von Bellinzona geschrieben durch einen Freund von Hermionens Vater. Jener bereitete die Tochter auf die Nachricht vor, daß Oberst Despars an seinen in einem bündenschen Bauernaufruhr empfangenen Wunden schwer darnieder liege; daß man noch Hoffnung hege, ihm durch Abnehmung seines rechten Arms das Leben zu erhalten. Die Wunde sei jedoch durch Mangel an nöthiger Pflege gefährlich geworden, weil der Oberst bald, beim Vordringen der österreichischen Uebermacht, mit andern Verwundeten von Thal zu Thal und über die höchsten Gebirge geschleppt worden sei, die damals noch mit tiefem Schnee bedeckt gewesen. Nun ward von dem Briefsteller umständlichere Auskunft gegeben, wie der Oberst, und bei welchem Anlasse, und an welchem Tage er die Verwundung empfangen habe. Der Schluß des Schreibens enthielt besondere Aufträge des Obersten an seine geliebte Hermione, im Fall er die Welt verlassen müßte.

Florian glich fast einer Leiche, als er in der Beschreibung vom Mörder des Obersten Despars sich selber erkannte. „Mein Gott," sprach er mit kaum hörbarer Stimme: „mußte es eben nun der sein!" Der Brief entfiel seiner Hand.

Nach einer Weile trat er zu Hermionen, die am Fenster mit verhülltem Gesicht saß, und sprach: „Fräulein, zwar ist mir unbekannt, woher Sie wissen, daß ich's bin, der das Blut Ihres Vaters vergoß. Aber, ich gestehe, ich war es. Unter ähnlichen

Verhältnissen würde ich auch heute nicht anders handeln können. — Fräulein, Sie haben Recht; wir sind geschieden. Nie können Sie dem Mörder Ihres Vaters Hand und Herz geben; nie, wie schuldlos ich auch bin, würde ich den Muth haben, diese heilige Hand zu fordern. Doch eine Frage noch: haben Sie keine spätere Nachricht, als diesen Brief?"

„Ein Soldat, der nach Besançon ging und diesen Brief trug," antwortete Hermione: „hatte denselben in Belinzona empfangen. Eben dieser Soldat aber, damals befehligt, mit einer Abtheilung des Bataillons Gefangene nach Frankreich zu begleiten, erhielt nachher andere Bestimmungen, und konnte vom Loose meines Vaters nichts sagen, als — das Traurigste. Beim Abmarsch aus Bellinzona ging die Sage unter den Soldaten, der Oberst sei gestorben, weil er sich den Arm nicht habe wollen abnehmen lassen. Die vielen Treffen, Schlachten und Rückzüge unterbrachen seitdem alle Verbindungen. Vielleicht sind Briefe verloren gegangen."

„Wohin aber," fragte Florian: „ist das Bataillon oder die Brigade Ihres Vaters gekommen? Wo der jetzige Aufenthalt des Generals Menard?"

Hermione erwiederte traurig und leise: „Mutter Morne, welche dem Soldaten den Brief zu Couvet abnahm, forschte vergeblich. Wäre mein guter Vater am Leben, er hätte mir mehr denn schon ein Zeichen von sich gegeben."

Florian stand in finsterer Betäubung vor der Unglücklichen, und unglücklicher, als sie.

„Nun denn," sprach er nach einer langen Stille: „so sei es! Ich habe Lust, die Tugend für eitel, das Schicksal für blind, die gesunde Vernunft für überflüssige Waare und den Aberglauben für die höchste Weisheit zu halten. Wer hätte ahnen können, daß die Fabeleien eines alten Weibes voll tiefen Sinnes und die pflichtvollsten Handlungen zuletzt verderbenvoll sein könnten! Sie sind

unglücklich, Hermione, ja, Sie sind's durch mich geworden. Ich habe Ihren Vater getödtet. Sie haben ihn geliebt, und ich habe Sie, ohne mein Wollen und Wissen, in den Abgrund aller Schmerzen niedergerissen."

Hermione weinte still vor sich hin. Er erzählte ihr darauf einfach das Unglück, wie es sich in seiner Heimath zugetragen.

„Ich wußte es längst durch Claudine und Georg!" sagte sie: „Damals, als ich nicht ahnen konnte, wen Ihr unglückliches Schwert traf, bewunderte ich Ihren Muth und Ihr Glück. Der Mensch soll keine That preisen; er weiß nicht, ob sie sein Fluch wird. — Ach, schrecklicher Mann, Sie haben meinen Vater erschlagen, und nun auch den Hauptmann Larmagne, den Jugendfreund meines Vaters! — Leben Sie wohl. Ihr Arm, der mich schützen sollte, hat mich tödtlich verwundet. Ich werde Sie ewig lieben, und Sie ewig fliehen. Verlassen Sie diese Gegend bald — heute — jetzt! Ach, das Entsetzlichste wartet meiner noch. So wahr erfüllt ist, daß ich durch Sie die Elendeste werden müsse: so wahr wird erfüllt, daß ich das Werkzeug Ihres Verderbens bin."

Florian stand in einer innern Zerrissenheit seines Wesens, wie er nie gewesen. Er konnte sich in seinem Loose nicht finden. Er fühlte mit dem Ausspruch ewiger Trennung von Hermionens Lippen zum ersten Male die ganze Gewalt seiner ungeheuern Leidenschaft.

Nach langem Schweigen ermannte er sich. Er nahm Abschied. Er fragte: ob sie ihm erlaube, ihr aus der Ferne schreiben zu dürfen. Sie antwortete nichts. Er bot ihr zum Lebewohl die Hand. Die ihrige aber zuckte zurück, und er bemerkte, wie Hermionens ganze Gestalt in einem Schauder erbebte.

Da stürzten die ersten Thränen aus seinen Augen. Da wandte er sich, mit der Hand sein Gesicht bedeckend, von ihr hinweg und ging zur Thür. Aber wie er diese öffnen wollte, flog ihm Hermione nach, und mit der ganzen Ausgelassenheit ihres Schmerzes warf

sie sich an seine Brust, umstrickte sie mit ihren Armen seinen Hals und rief: „Lebe wohl, du mein Erstes und Letztes, Mann meines Segens und Fluchs, Mann meiner Liebe und meines Entsetzens, meiner Sehnsucht und meines Schreckens. Lebe wohl, ewig; und hasse mich nicht, wenn ich dir Untergang und Elend bringen muß! — Lebe wohl! mein Herz ist nun gebrochen.“

Mit diesen Worten riß sie selbst die Thür auf und drängte ihn von sich. Er ging. Die Thür flog schmetternd hinter ihm zu. Er stand draußen im Freien und eilte, sich seiner selbst kaum bewußt, wie ein Verzweifelnder mit raschen Schritten durch die Felder.

26.

Die Rache und der Tod.

Schon war er geraume Zeit gerannt, als hinter Tannen hervor eine Stimme rief: „Zurück! Zurück, Sohn des Verderbens!“

Er sah auf und erblickte die alte Morne, die ihren Stab gegen ihn schwang und, mit allen Zeichen der Angst in den Geberden, sich bewegte, als könne sie ihn wie ein schüchternes Kind in die Flucht treiben. Sie stand zwischen Tannen, keuchend, den Schweiß im Antlitz, mit fliegendem Athem. Florian sah Blut zu ihren Füßen. Er erkannte den Ort. Es war die Stätte, unweit welcher er sich mit Larmagne geschlagen hatte. Es schüttelte ihn unwillkürliches Grausen.

„Zurück!“ schrie die Alte noch einmal.

„Unglückselige!“ rief Florian: „Mußt du die Letzte sein, die ich in diesen Höhen erblicke, wie du die Erste warst, die mir auf dem Gros-Taureau entgegenkam? — Fort, laß mich meines Weges ziehen. Was hab' ich mit dir zu schaffen, daß du dich in meine Verhältnisse mengst?“

„Keinen Schritt weiter!“

„Warum?“

„Man sucht Sie.“

„Wer sucht mich?“

„Die Rache und der Tod . . .“

„Desto besser!“ schrie Florian, und schleuderte die Alte, die ihm den Weg vertreten wollte, so ungestüm auf die Seite, daß sie zu Boden stürzte. Er aber ging abwärts durch den Wald. Es war der Weg von der Feenhalde nach Les Verrieres. Er empfand eine Art von Zufriedenheit, diesen Weg gefunden zu haben. Ihm lag darin Wink der Vorsehung, seine Flucht auf der Stelle zu vollziehen. Noch harrte seiner in Verrieres der Wagen, den ihm Georg zur Reise nach Boudry bestellt und mit den dringendsten Nothwendigkeiten versehen hatte.

Noch war er nicht weit gegangen, hörte er im Gebüsche drunten menschliche Stimmen. Er erkannte deutlich die Stimme des Professor Onyx. — Bald zeigten sich, den Weg heraufkommend, mehrere Männer, mit Gepäck beladen. Sie gingen grüßend an Florian vorüber. Nach einer Weile zeigte sich daherschreitend Professor Onyx an der Seite eines Offiziers, der, in seinen Mantel gehüllt, das Reitpferd am Zügel durch einen Bedienten nachführen ließ.

„Ei, sieh da unser Seelenfreundchen!“ rief der Professor, und zeigte auf Florian: „Lupus in fabula! Kommen Sie, bester Schatz! eben haben wir von Ihnen gesprochen. Hat Ihnen nicht Mutter Morne gesagt, daß wir kommen? — Das Weib ist wie toll und närrisch vorausgelaufen, um uns anzukünden, glaub' ich. Aber hat die Morne nicht einen Hexenritt auf dem Besen gemacht, kann sie unmöglich schon bei dem Hause Bell oder Staffard angelangt sein. Also bringt Sie der Zufall zu uns. Desto besser. Sehen Sie hier, theurer Freund, einen Herrn, der sich nach Ihrer Bekanntschaft

sehnt. Ich habe Sie fast in Verdacht, Sie sind ein mir unbekannter berühmter Mann."

Bei diesen Worten, die Herr Onyx schon aus der Ferne rief, war Florian zu den Menschen und Pferden gekommen. Er und der Offizier grüßten sich höflich-kalt.

„Dies ist also der Herr aus dem Bündnerlande, der nach Besançon hat geführt werden sollen, und entsprungen ist?" fragte der Offizier den Professor.

„Allerdings! Allerdings!" rief Onyx, und dann zu Florian gewandt setzte er hinzu: „Das lasse ich mir nicht ausreden, Sie sind ein berühmter Mann. Denn wem ich von Ihnen spreche, der will zu Ihnen. Sagen Sie mir doch, worüber haben Sie Ihr bestes Werk geschrieben?"

„Erlauben Sie, Herr Professor," fiel der Offizier ihm ins Wort, „daß ich mit Ihrem Freunde einige Worte unter vier Augen rede. Haben Sie die Güte, die Leute mit meinem Gepäck zum Bell'schen Hause zu führen und meine Ankunft zu melden. Ich komme Ihnen bald nach."

„O, droben können Sie wieder zu Pferde sitzen," sagte Herr Onyx, „denn es ist ziemlich eben dort. Und lebten wir nicht hier zu Land unter einer Art Halbwilder, könnte von Verrieres bis zur Feenhalde hinauf der bequemste Fahrweg angelegt werden. Landstraßen entwildern das Land. Man sagt, erst der Handelsverkehr baut Straßen, weil er ihrer bedarf. Falsch gesprochen! Erst Landstraßen, die den Verkehr erleichtern, bringen Verkehr und Handel ins Land. Aber man predigt tauben Ohren. Hopfen und Malz ist hier verloren."

„Gut, trefflich, Herr Professor!" sagte der Offizier: „Aber wir machen das in der Feenhalde besser ab. Erweisen Sie mir die Gefälligkeit, eilen Sie den Trägern nach, die schon weit voraus sind, und begleiten Sie dieselben zur Frau Bell. Darf ich bitten?"

„Mit Freuden künd' ich Sie an!“ antwortete Herr Duhr: „Sobald Sie ankommen, setze ich Ihnen meine Theorie vom Gebirgsstraßenbau auseinander.“ Damit eilte er davon.

Florian unterdessen hatte den Offizier betrachtet, der ihm durchaus fremd war. Er war ein großer, starker Mann, von breiter Brust und breiten Schultern; ein Mann in den Fünfzigern; das von der Sonne gebräunte Gesicht voller Adel und Ausdruck; die Stimme wohltönend, aber rasch und gebieterisch.

„Wir kennen uns!“ sagte er zu Florian, sobald der Professor eine gute Strecke Weges voraus war.

„Ich erinnere mich nicht, die Ehre gehabt zu haben!“ erwiederte Florian.

„Ich desto besser!“ antwortete der Offizier, und schoß einen trotzig-drohenden Blick auf Florian; wandte sich dann zu seinem Knecht und sagte: „Nimm mir den Mantel ab, er wird mir zu warm.“ Der Knecht gehorchte.

Indem der Mantel abfiel, erkannte auch Florian den Fremden, der nun in der Uniform eines französischen Brigadechefs vor ihm stand, den rechten Rockärmel, worin aber der Arm fehlte, vorn auf die Brust, mit dem Außenende an die Knöpfe des Fracks befestigt. Florian war betroffen.

„Sie sind der Oberst Despars!“ sagte Florian.

„Also erkennen Sie mich? Sie haben mir ein lebenslängliches Andenken zurückgelassen. Wohlan, vorwärts. Hier ist kein Platz, unser Geschäft abzuthun. Ich fordere Sie auf, mich zu begleiten.“

„Wenn Sie es verlangen.“

„Ich verlange, ich gebiete es!“ sagte der Oberst, und riß eine Pistole aus den Hulftern des Pferdesattels: „Sie entwischen mir nicht, oder ich jage Ihnen, beim Teufel, die Kugel durch den Leib.“

„Weder Sie, noch Ihre Kugel fürchte ich, Herr Oberst!“ versetzte Florian, und ging wieder mit ihm den Weg hinauf durch

den Wald zur Feenhalde: „Aber ich selbst habe viel mit Ihnen zu reden. Ich beklage mein Mißgeschick, das mich in die Nothwendigkeit versetzte, Sie zum Krüppel zu machen. Ihretwillen verlor ich Freiheit, Vaterland und mein höchstes Glück. Aber ich freue mich, daß ich nicht unschuldiger Weise ihr Mörder geworden bin. Ich freue mich — denn man hatte Sie todt gesagt — daß Sie noch leben."

„Sie haben's nicht Ursache!" murmelte Despars zwischen den Zähnen.

„Mehr, als Sie glauben."

„Das wäre!"

„Fräulein Delory, Ihre Tochter ist in Verzweiflung. Sie hält mich für den Mörder eines Vaters, den sie über Alles liebt. Eben jetzt, eben darum bin ich auf dem Wege, dieses Land zu verlassen, aus dem mich ihr Befehl verbannt hat. Gottlob, daß Sie leben! Ich gehe ruhiger von hinnen."

Der Oberst wollte mehr von seiner Tochter und Florians Bekanntschaft und Verhältniß mit derselben hören. Der Bündner redete furchtfrei und mit der Hochachtung und Offenheit, die dem Manne gebührte, welchen Hermione Vater nannte. Der Oberst musterte finstern Blickes den Bündner vom Wirbel bis zur Sohle. Dann schritt er weiter, that einige Fragen, und Florian erzählte unbefangen fort.

„Das ist ein Roman!" sagte der Oberst, und blieb wieder stehen. Aber sein Auge war schon minder düster. Er betrachtete den Erzählenden lange. Die Kraft, Furchtlosigkeit und Schönheit des jungen Mannes, das Gepräge des Wahren in seinen Worten, die Festigkeit in seinen Entscheidungen mußte auf das Gemüth des Kriegsmannes Eindruck machen.

„Es ist gut! Ich halte Sie für einen Ehrenmann!" sagte der Oberst: „Meine Tochter kann Ihre Achtung an keinen elenden

Menschen verschwendet haben. Es sei; ich will Sie als Mann von Ehre behandeln. Mein Vorsatz war, Sie von der Ortsobrigkeit verhaften zu lassen, und Ihre Person von der neuenburgischen Regierung zu reklamiren, weil Sie entsprungen sind und vor ein französisches Kriegsgericht gehören. Sie sind einer der Meuchelmörder von Disentis."

Florian bewies, daß er weder an der Niedermetzlung der Franzosen, noch am Landsturm gegen Ems und Chur Theil gehabt habe; daß, obwohl er gegenwärtig unter dem Schutze des Statthalters von Neuenburg stehe, er dennoch kein Gericht fürchte.

„Aber mich, Herr," rief der Oberst, „und diesen linken Arm, der den rechten im Grabe zu rächen hat! Sind Sie ein Ehrenmann, so werden Sie mir Genugthuung geben. Ich habe Ihnen zehntausend Male den Tod geschworen, und ich hätte einen einzigen Schwur schon mit Freuden gehalten. Ihr Unstern führt Sie in meine Hand. Können Sie mit Pistolen umgehen?"

„Allerdings. Aber ich schlage mich nicht mit Hermionens Vaters."

„Junger Mensch, ich werde Sie gehorchen lehren. — Sind Sie ein feiger Bursche, so schieße ich Sie wie einen tollen Hund zu Boden."

Mit diesen Worten ließ er die Pferde halten. Er nahm zwei Paar Pistolen aus den Hulftern; das eine Paar mußte der Knecht in Verwahrung nehmen, das andere bot er seinem Gegner. „Wählen Sie; beide sind von gleicher Güte, beide wohl geladen! Wählen Sie, fassen Sie zu, oder ich behandle Sie wie den gemeinsten Troßbuben."

„Ich erlaube Ihnen, mich niederzuschießen; aber ich lege nicht auf Sie an!" sagte Florian gelassen: „An meinem Leben liegt mir nichts, an dem Ihrigen Alles."

„Wie hat Hermione einem Menschen Aufmerksamkeit gönnen mögen, der keinem Ehrenmanne Rede steht, und nicht Genugthuung zu geben den Muth hat!"

„Sie haben Recht, Herr Oberst. Sie fordern Genugthuung für Ihren verlornen Arm. Sie verloren ihn aber im rechtlichen

Kampfe. Sie fordern Genugthuung. Gut, jagen Sie mir die Kugel durch den Kopf." Er nahm eine der Pistolen. Der Oberst ging mehrere Schritte seitwärts durch das offene Gebüsch. Es war dieselbe Stätte, wo schon diesen Morgen der Zweikampf vorgefallen war. Despars sah das Blut, stutzte. „Was ist das hier?" sagte er: „Ich sehe frisches Blut."

„Es ist das Blut Ihres Jugendfreundes, des Hauptmanns Larmagne. Er zwang mich vor einigen Stunden zum Zweikampfe, wie Sie, und auf eben dieser Stelle, wie Sie."

„Wo ist er?" rief Despars erblassend.

„Er liegt verwundet im Bell'schen Hause."

„Nun denn, Verdammter, so gilt es doppelte Rache, und deinen oder meinen Tod!" schrie der Oberst, und stellte sich: „Halloh, vorwärts. Ich stehe. Sie haben den ersten Schuß. Keine Flausen. Legen Sie an."

„Ich schieße nicht auf Hermionens Vater."

„Ich schieße mit Ihnen zugleich."

„Sie zwingen mich nicht!" sagte Florian, hob die Pistole gegen den Gipfel einer Tanne, schoß, und die Nadeln fielen von den Zweigen. „Jetzt ist der Schuß an Ihnen."

„Junger Mensch, bete deine Vaterunser; du hast ausgelebt."

Der Oberst senkte die gehobene Pistole wieder, schien sich zu besinnen, hob sie wieder und zielte. Florian sah ihn zielen und sagte: „Fehlen Sie nicht. Grüßen Sie das Fräulein von mir."

Der Oberst drückte ab. Die Kugel pfiff dem Bündner am Kopfe vorüber. „Sie treffen schlecht!" sagte Florian.

„Was?" schrie Despars: „Auf zwanzig Schritte fehlen? — die andern her!"

Er nahm aus den Händen des Knechts das zweite Paar Pistolen, ließ Florian noch einmal wählen und nahm seinen vorigen Platz. Der Oberst gebot, den Schuß zu thun.

Menschen verschwendet haben. Es sei; ich will Sie als Mann von Ehre behandeln. Mein Vorsatz war, Sie von der Ortsobrigkeit verhaften zu lassen, und Ihre Person von der neuenburgischen Regierung zu reklamiren, weil Sie entsprungen sind und vor ein französisches Kriegsgericht gehören. Sie sind einer der Meuchelmörder von Disentis."

Florian bewies, daß er weder an der Niedermetzlung der Franzosen, noch am Landsturm gegen Ems und Chur Theil gehabt habe; daß, obwohl er gegenwärtig unter dem Schutze des Statthalters von Neuenburg stehe, er dennoch kein Gericht fürchte.

„Aber mich, Herr," rief der Oberst, „und diesen linken Arm, der den rechten im Grabe zu rächen hat! Sind Sie ein Ehrenmann, so werden Sie mir Genugthuung geben. Ich habe Ihnen zehntausend Male den Tod geschworen, und ich hätte einen einzigen Schwur schon mit Freuden gehalten. Ihr Unstern führt Sie in meine Hand. Können Sie mit Pistolen umgehen?"

„Allerdings. Aber ich schlage mich nicht mit Hermionens Vaters."

„Junger Mensch, ich werde Sie gehorchen lehren. — Sind Sie ein feiger Bursche, so schieße ich Sie wie einen tollen Hund zu Boden."

Mit diesen Worten ließ er die Pferde halten. Er nahm zwei Paar Pistolen aus den Hulftern; das eine Paar mußte der Knecht in Verwahrung nehmen, das andere bot er seinem Gegner. „Wählen Sie; beide sind von gleicher Güte, beide wohl geladen! Wählen Sie, fassen Sie zu, oder ich behandle Sie wie den gemeinsten Troßbuben."

„Ich erlaube Ihnen, mich niederzuschießen; aber ich lege nicht auf Sie an!" sagte Florian gelassen: „An meinem Leben liegt mir nichts, an dem Ihrigen Alles."

„Wie hat Hermione einem Menschen Aufmerksamkeit gönnen mögen, der keinem Ehrenmanne Rede steht, und nicht Genugthuung zu geben den Muth hat!"

„Sie haben Recht, Herr Oberst. Sie fordern Genugthuung für Ihren verlornen Arm. Sie verloren ihn aber im rechtlichen

Kampfe. Sie fordern Genugthuung. Gut, jagen Sie mir die Kugel durch den Kopf." Er nahm eine der Pistolen. Der Oberst ging mehrere Schritte seitwärts durch das offene Gebüsch. Es war dieselbe Stätte, wo schon diesen Morgen der Zweikampf vorgefallen war. Despars sah das Blut, stutzte. „Was ist das hier?" sagte er: „Ich sehe frisches Blut."

„Es ist das Blut Ihres Jugendfreundes, des Hauptmanns Larmagne. Er zwang mich vor einigen Stunden zum Zweikampfe, wie Sie, und auf eben dieser Stelle, wie Sie."

„Wo ist er?" rief Despars erblassend.

„Er liegt verwundet im Bell'schen Hause."

„Nun denn, Verdammter, so gilt es doppelte Rache, und deinen oder meinen Tod!" schrie der Oberst, und stellte sich: „Halloh, vorwärts. Ich stehe. Sie haben den ersten Schuß. Keine Flausen. Legen Sie an."

„Ich schieße nicht auf Hermionens Vater."

„Ich schieße mit Ihnen zugleich."

„Sie zwingen mich nicht!" sagte Florian, hob die Pistole gegen den Gipfel einer Tanne, schoß, und die Nadeln fielen von den Zweigen. „Jetzt ist der Schuß an Ihnen."

„Junger Mensch, bete deine Vaterunser; du hast ausgelebt." Der Oberst senkte die gehobene Pistole wieder, schien sich zu besinnen, hob sie wieder und zielte. Florian sah ihn zielen und sagte: „Fehlen Sie nicht. Grüßen Sie das Fräulein von mir."

Der Oberst drückte ab. Die Kugel pfiff dem Bündner am Kopfe vorüber. „Sie treffen schlecht!" sagte Florian.

„Was?" schrie Despars: „Auf zwanzig Schritte fehlen? — die andern her!"

Er nahm aus den Händen des Knechts das zweite Paar Pistolen, ließ Florian noch einmal wählen und nahm seinen vorigen Platz. Der Oberst gebot, den Schuß zu thun.

„Sehen Sie über sich!“ rief Florian. Es flog ein Rabe. Der Bündner schoß. Der Rabe stürzte senkrecht aus der Luft.

Despars betrachtete das blutende Thier, das am Boden umherzappelte. „Gut geschossen!“ sagte er.

„Ich würde Ihnen aber auch den Thaler zwischen den Fingern weggeschossen haben, ohne Ihre Haut zu verletzen. Ich erwarte nun Ihren Schuß. Grüßen Sie Fräulein Delory von mir.“

Despars schien verlegen. Er legte an, zielte lange. Der Schuß fiel, zugleich auch rückwärts von Florians Kopf dessen Hut. „Sie zielten zu hoch!“ sagte Florian gelassen, und hob den Hut auf, der von der Kugel durchlöchert war.

„Teufel! Hätt' ich den rechten Arm noch!“ rief der Oberst bestürzt: „Bin ich behext, oder sind Sie kugelfest?“

„Laden Sie noch einmal!“ sagte Florian kaltblütig: „Wir stehen zu weit aus einander. Legen Sie das nächste Mal mir die Mündung dicht aufs Herz.“

Der sterbende Rabe schlug mit den Flügeln die Füße des Obersten. Er stieß das Thier von sich, winkte dem Knecht und befahl ihm, eine Feder aus dem Rabenflügel zu ziehen. Florian eilte hinzu, riß selbst die Feder aus und reichte sie dem Oberst.

„Er starb für mich!“ sagte Herr Despars: „Darum behalte ich die Feder zum Andenken. Sie müssen ein braver Mann sein. Sie haben mich zum Krüppel gemacht. Ich wollte Genugthuung für meinen rechten Arm. Sie haben sie mir gegeben. Begleiten Sie mich zum Bell'schen Hause. Ist Larmagne übel verwundet?“

„Nicht gefährlich; aber er litt anfangs bedeutenden Blutverlust!“ antwortete Florian. Der Oberst fragte um die nähern Umstände, und empfing ausführlichen Bericht.

„Begleiten Sie mich!“ sagte Despars: „Hermione ist eine Schwärmerin. Sie hat Sie verbannt, als den vermeinten Mörder

ihres Vaters. Ich will ihr aber sagen, daß ich mein Leben noch zum Denkmal Ihrer Großmuth trage."

Florian sträubte sich einige Zeit, änderte aber bald den Sinn und gehorchte dem Obersten. Man steckte die Pistolen ein. Der Knecht führte die Pferde voraus; die Versöhnten folgten zu Fuß.

Despars erkundigte sich nach Florians Verhältnissen in Bünden. Sie sprachen viel von den Aufruhren und Gefechten daselbst; dann wieder von Hermionen. Despars blieb oft stehen, um Bewunderung oder Beifall zu äußern, oder in derben Kraftsprüchen und Flüchen seinem Aerger über sich selbst, über Larmagne, über den Professor Onyx und dessen Felsensprengen in dem Feentempel Luft zu machen.

„Junger Mann," schrie der Oberst, und blieb wieder stehen, „Sie haben einen verzweifelten Roman gelebt! Ich allein bin darin am schlimmsten gefahren, und zum verkrüppelten Einarm geworden. Aber ich kann Ihnen meine Achtung nicht versagen. Wir wollen einander noch besser kennen lernen."

27.

Der Ausgang.

Sie waren nicht mehr weit vom Bell'schen Hause. Da sahen sie fast alle Bewohner desselben daher eilen, Frau Bell mit ihrer Tochter und Nichte, Georg, den Vater Staffard und Professor Onyx. Allen flog Hermione mit freudeglühenden Wangen voran, mit zuckenden Lippen, mit der Thräne im Auge. Und unter einem Ach! aus dem Tiefsten der Brust: umklammerte sie den Stiefvater, den alle als einen Wohlbekannten und Vertrauten mit Glückwünschen umringten und bewillkommten.

„Laßt sich die Leutchen satt freuen!" sagte endlich Vater Staffard zu Georg und Florian: „Wir gehen unterdessen heim, wo wir Drei einander genug zu erzählen haben. Hier sind wir überflüssige und störende Figuren."

„Nimmermehr!“ rief Frau Bell: „Nimmermehr, lieber Nachbar. Haben uns Entsetzen und Schrecken zusammengeführt, soll uns die Freude nicht trennen. Wir bleiben beisammen. Es gibt ein einfaches Mahl, aber das froheste im ganzen Fürstenthum. Fort, beginnen wir Alten den Zug!“ So sprach sie, und gab dem Vater Staffard den Arm und wanderte mit ihm dem Hause zu. Die Andern folgten langsam. Florian stand im Hintergrunde.

„He!“ rief Despars, und sah sich nach ihm um: „Und der Verbannte soll verbannt bleiben? Hermione, er scheint auf gutem Wege zu sein, mein rechter Arm zu werden. Er darf unserm Feste nicht fehlen. Geh', Hermione, und führ' ihn, und mit Gewalt, wenn er in Güte nicht will.“

Hermione ging zu Florian. Sie folgten beide stumm den Uebrigen ins Haus.

Nun erst verbreitete sich in zahllosen Fragen und Antworten, Erzählungen und Unterbrechungen Licht über alles Geschehene. Despars nahm Hermionen, führte sie ins Freie, und redete lange mit ihr. Als er sie zurückführte, nahm er den Vater Staffard auf die Seite; so einzeln Jeden, selbst den Professor Onyx.

„Ich merk' es wohl,“ rief er, „er selbst muß mein rechter Arm werden.“ Und da man sich zum Gastmahl niedersetzte, ordnete er, daß Hermione an seiner und Florians Seite blieb. Und als die Gläser ihm zu Ehren erklangen, rief er: „Nein, der Held des Tages bleibt der Flüchtling im Jura. Freund Larmagne und ich sind ihm das Leben schuldig. Und wär' er minder reich an Gütern, Hermione, er wäre deiner Liebe nicht minder würdig. Selbst als er mich in seinem Dorfe zum Krüppel machte, hatte er Recht! Küsse ihm den Brautkuß!“

Da steckte die alte Morne den grauen Kopf durch die halb offene Thür, und musterte mit schnell umherfliegenden Blicken die Gäste am Tische. Dann nickte sie freundlich und rief: „Gott hat Alles wohl gelöset!“

Die Gründung von Maryland.

(Aus den Baltimorischen Familienpapieren.)

1.

Master Athlon an Cecilius Calvert Esq. in Neapel.

London, 1632.

Erschrecken Sie nicht, statt von der Hand Sr. Herrlichkeit, einen Brief von mir zu empfangen. Ihr Herr Vater ist seit einigen Wochen kränklich. Weder den Aerzten noch uns Andern scheinen seine Umstände irgend gefährlich. Nur er selbst gefällt sich, zu glauben, es könne gefährlich werden.

Als ich diesen Morgen die Ehre hatte, von Sr. Herrlichkeit gerufen zu werden, befahl er mir, Ihnen zu melden, er verlange Ihre baldige Rückkunft nach London, wie leid es ihm auch thue, Sie in Ihren Genüssen zu stören. Ihre Briefe aus Sizilien und dem übrigen Neapel machten ihm immer die unaussprechlichste Freude. Wo möglich noch größeres Vergnügen aber gab ihm ein Brief, den ihm unlängst Lady Sidney mittheilte, und welchen sie von einer ihrer Bekannten aus Neapel erhalten hatte. Eine Stelle dieses Briefes betraf Sie. Se. Herrlichkeit gab mir den ausdrücklichen Auftrag, diese Stelle abzuschreiben, um Ihnen seine ganze Zufriedenheit auszudrücken.

Hier folgt diese Stelle:

„Sie fragen mich um Cecil Calvert, den Sohn des Lord Georg Baltimore? Ob ich ihn kenne? Ja wohl, Mylady, kenne ich ihn. Und würden Sie mich auch nicht gefragt haben, hätte ich Ihnen doch von ihm erzählt. Er hat mich sehr angezogen, so wie auch sein Freund Harry Otham. Beide sind gleich liebenswürdige Sonderlinge; beide gleich schöne Männer; beide haben beinahe einerlei Tugenden und Fehler. Es ist Schade, daß man beider so selten habhaft werden kann. Sie schwärmen fast beständig umher auf Reisen. Ihre Reisen machen sie größtentheils zu Fuß. An Muth, körperlicher Stärke, oder in Leichtigkeit, alle Mühseligkeiten zu ertragen, thut es ihnen nicht leicht Einer zuvor. Die haben schon manche Nacht unter freiem Himmel geschlafen. Denken Sie sich, Mylady, nicht nur den Vesuv und Aetna haben sie bestiegen, sondern vorigen Winter waren sie beide sogar nach Afrika hinüber, um die Ruinen von Karthago zu suchen. Es war wohl ein närrischer Einfall, aber sie haben nun einmal einen Stich von Gelehrsamkeit.

„Ich zweifle nicht, Cecil Calvert werde einst bei uns eine glänzende politische Rolle spielen. Er hätte alle Anlagen dazu, und übertrifft vielleicht seinen Vater, den ich doch als Staatsmann zu unsern ersten rechne, und der als Staatssekretär das Wunder vollbrachte, die Achtung aller Parteien ohne Ausnahme zu fesseln.

„Der junge Mann wird hier allgemein geschätzt. Seine Kenntnisse, sein Zartgefühl für die Werke der Kunst, seine seltene Gabe der Unterhaltung im Umgange, wo er Allem, auch dem Bedeutungslosesten, sinnreiche Deutung zu geben weiß, edler Abscheu gegen Schlechtigkeit jeder Art, selbst gegen jene Leichtfertigkeiten, welche bei einem jungen Manne seines Alters, seines Reichthums, oft als Tugenden gelten, machen ihn, wohin er kommt, und ohne daß er's will und sucht, zum Ausgezeichneten in den Gesellschaften.

Die Weiber sehen ihn nicht ohne Bewunderung; die Männer mit demjenigen Vergnügen, mit welchem man irgend ein Ideal sieht, dem man sich gern nachbildet. Er, wie Sir Harry Otham, könnten wohl manche angenehme Verbindung haben, wenn sie wollten. Aber die reizendste Italienerin verzweifelt, in diesem nordischen Eise Feuer anzufachen.

„Sie werden denken, Mylady, ich sei verliebt in ihn. Nein, ich sehe auch seine Fehler. Er ist zuweilen unartig, ungesellig und trocken. Er hat keinen Geschmack an gewissen Unterhaltungen, die man nun doch im geselligen Leben mitmachen und gutheißen muß. Er hat manchmal den Ton eines Reformators. Er ist in seinem Aeußern zu einfach, man könnte sagen, etwas vernachlässigt, wiewohl ich recht gut weiß, und wahrscheinlich weiß er's auch, daß eben diese Sorglosigkeit seinen Werth oder die Gefälligkeit seiner Gestalt zu vermehren scheint.“ — —

Dies ist die Stelle, welche Ihrem Herrn Vater so viel Vergnügen gemacht hat. Er läßt Ihnen sagen, Sie sollen nicht zu stolz darauf werden.

Damit habe ich meinen Auftrag erfüllt. Sie werden also wohl thun, in Gemäßheit des Willens Sr. Herrlichkeit, sobald als möglich Neapel zu verlassen; oder abzureisen, wo Sie irgend dieser Brief antreffen mag. Beschleunigen Sie Ihre Reise.

Ich füge wenige Zeilen noch hinzu, nachdem ich so eben den Doktor Horbeth gesprochen habe. Ich fragte ihn ernst, ob er die Krankheit Seiner Herrlichkeit, die ein schleichendes Fieber zu sein scheint, für gefährlich halte? Er antwortete: sie ist's noch nicht, kann es aber nach Bewandtniß der Umstände werden. Wenn ein Doktor so spricht, weiß man schon, woran man ist. Mir selbst wird etwas bange. — Kommen Sie eiligst.

2.

Cecilius Calvert an Harry Otham.

Paris, 1632.

Lebe wohl, mein Harry, du athmest noch den ewigen Frühling Italiens; ich fühle schon die rauhe Herbstluft des Nordens. Dich erwarten die Wunder der unvergänglichen Roma, dich die Geister aller Heroen des Alterthums unter den Trümmern ihrer Schöpfungen; mich ein zärtlicher, ach! vielleicht sterbender Vater, und tausend widerliche Verhältnisse in Stadt und Land und bei Hof.

Meine Reise längs der tyrrhenischen Küste bis Genua war glücklich und rasch. Ein freundlicher Wind schwellte beständig die Segel. Ueber Nizza kam ich ohne Unfall nach Paris. Ich ruhte nur zweimal unterwegs, sonst fuhr ich Tag und Nacht. Daher konnte ich dir nicht so früh schreiben, als du verlangtest. Auch diese Zeilen schreibe ich nur im Flug; denn in einer Stunde reise ich ab. Aus London melde ich dir mehr.

Gern oder ungern werde ich nun in Geschäfte treten müssen. Meine Flitterjahre sind zu Ende. Ich kenne die Absichten meines Vaters. Ich fürchte die Arbeiten nicht; aber fürchte, unnütz zu sein. Mir wäre am wohlsten in einer schönen Einsamkeit bei dir, gleichviel wo. Ich tauge gewiß zu dem heutigen Menschengeschlecht nicht; nicht zu den Fadheiten, in denen man sich reizend findet; nicht zu den artigen Heucheleien, mit denen man beständig Karneval spielt, nur keinen von lustiger Art; nicht zu dem selbstsüchtigen Verkehr, in welchem jeder sein eigener Abgott ist, sich im Stillen anbetet und nach Anbetung von Andern schmachtet; nicht zu den leidenschaftlichen Umtrieben für falsche Grundsätze, für abergläubige Hirngespinnste in Politik, wie in Religion.

Gewiß, Harry, wir sind um ein Jahrhundert, oder mehr, zu früh geboren. Wenn wir beide unser Innerstes aussprechen wollten,

man würde uns ohne Gnade für reif zum Narrenhause halten. Und doch, bei Gott! wollen wir nichts anderes, als was die gesunde Vernunft, als was die Edelsten der Alten wollten.

Ich nahm von Lyon hierher ein Parlamentsglied in meinem Wagen mit. Es war uns beiden um Gesellschaft auf der Reise zu thun. Wir zankten von Lyon bis Paris. „Aber können Sie läugnen," sagte ich zu ihm, „daß meine Behauptungen gerecht, tugendhaft, vernünftig sind?" — „Gar nicht," antwortete er, „Sie haben an sich recht, wahr und vernünftig gesprochen; aber das paßt für unsere bürgerlichen Verhältnisse durchaus nicht. Ich gebe Ihnen zu, es sollte so sein; aber weil es nicht so ist, wird Ihr Recht Unrecht, Ihre Wahrheit falsch, Ihre Tugend staatenzerstörend, Ihre gesunde Vernunft verdammungswürdig, weil sie alle bestehende Ordnung auflösen will."

Was sagst du zu dem eingefleischten Unsinn? Ich sah den Parlamentsherrn an, ob unter seiner Perücke nicht ein Spaßvogel sitze. Er war aber erstaunlich ernsthaft. Also weil die Welt in ihrer verkehrten Erziehung, in ihren verkehrten Religionsbegriffen, in ihren verkehrten Staatseinrichtungen Alles unnatürlich auffasset, muß das Schändliche gut und die Weisheit aller Zeiten tollhäuslerisch heißen.

Der alte Parlamentsherr war von einer uralten berühmten adelichen Familie. Ich gab mir nicht die Mühe, seinen Namen zu behalten. Daß ein Edelmann von göttlichen Rechts wegen Bürgern und Bauern auf den Nacken zu treten habe, daran zweifelte er gar nicht. Höre nur seinen Einfall, als ich ihm sagte, der Adel sei eine unnatürliche Stiftung, die man vor tausend Jahren nicht gekannt habe. Er erwiederte: Die Menschheit hat sich veredelt, und wird sich immer dem göttlichen Ebenbilde mehr nähern, daß die Erde zuletzt Abbild des Himmels wird. Im Himmel ist ein Gott, dann Erzengel, dann Engel, dann Heilige, dann fromme Seelen. Auf Erden ein König, dann Prinzen von Geblüt, dann

hoher Adel, dann niederer Adel, dann Bürger, Bauern und anderes Pack. — Welche Verschrobenheit und Verruchtheit im gleichen Augenblick, den Himmel sich gut aristokratisch nach hiesiger Rangordnung zu schnörkeln!

Siehe, ich gehe Wetten ein, wenn ein Edelmann aus alter Familie gesunden Menschenverstand hat, ist er ein uneheliches Kind. Denn gleichwie körperliche Krankheiten von den Vätern auf die Kinder gehen: so erben auch Geistesverzerrungen und Gemüthsgebrechen fort.

Mein Wagen ist schon angespannt. Harry, schreibe mir bald. Aus London schreibe ich dir einen zwölf Bogen langen Brief. Mir ist nicht mehr wohl, als bei dir. Harry, ich möchte weinen, wie ein Kind. Aber . . .

Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem!

Ich kann den göttlichen Horaz bald auswendig. Ich küsse dich im Geist; o, warum kann ich's nicht mit den irdischen Lippen! Harry, ich habe dich zu lieb. Es ist gut, daß wir geschieden werden, damit wir uns nicht verwöhnen. Frei von Lust und Schmerz nicht, aber erhaben sollen wir über beide sein. Ich wäre zuletzt doch nur Sklave meiner Liebe für dich geworden. Ich freue mich, von dir getrennt zu sein. Lebe wohl, o du mein Schutzengel!

3.

Der Schiffbruch.

In einer Fischerhütte an der Küste, unweit Lewes,
am 4. Oktober 1632 Morgens.

Mit gelber Tinte, auf grauem Papier, mit dicker Feder, am wackelnden Tisch, in schlechter, baufälliger Hütte eines Fischers'

schreibe ich dir, Harry. Wenn du mich sähest, Harry, du würdest lachen. Ich bin halb nackt, baarfuß, habe ein grobes Hemd des alten Fischers, meines Wirthes, an, und dazu sein Wamms. Zeit zum Schreiben ward mir im Ueberfluß. Jetzt ist's Morgen. Schwerlich kann ich heut' hier weg. Der Tag ist lang.

Schiffbruch habe ich gelitten und Abenteuer seltener Art erlebt. Laß dir's recht umständlich erzählen. Ich bin heiter, selig bin ich, wie ein Gott. Weißt du, Harry, wie oft ich mich schon in Noth und Gefahr wünschte? — Ich danke Gott wahrhaftig herzlicher für das Unglück, das er mir sendete, als für alles Glück. Jenes hebt gen Himmel, dieses zieht zur Erde.

In Calais hörte ich, es seien mehrere Engländerinnen auf dem Boot, um mit über den Kanal zu setzen. Ich liebe keine Empfindeleien, die in solchen Fällen den Frauenzimmern eigen zu sein pflegen. Jede will die schüchternste scheinen, um das meiste Interesse zu erregen; noch unausstehlicher sind auf einer kleinen Seefahrt die Heroinnen. — Also mußte mir der Hauptmann ein kleines Gemach geben, wo ich einzig mit einem Buch sein konnte.

Wir waren noch keine zwei Stunden aus dem Hafen, als das Paketboot von plötzlichen Windstößen überfallen wurde. Von Augenblick zu Augenblick wuchs der Sturm. Das Meer ging hohl, und bald in solche Empörung über, daß man hätte glauben sollen, die Tiefen des Ozeans würden von einem langen Erdbeben in gewaltigen Schwingungen geworfen. Man hat mich versichert, die ältesten Leute erinnerten sich solches Aufruhrs der Natur nicht, wie an diesem Tag im Kanal.

Ich spürte es wohl, wollte mich aber nicht stören lassen, nicht einmal von Neugier anfechten lassen, hinaus zu sehen. Ich versuchte eine metrische Uebersetzung der Ode: **O navis, referent in mare te novi fluctus?** die dir wohl besser zu lesen angestanden wäre, als mir. Ich aber deutete sie allegorisch auf meine Zukunft.

Jählings ward das Schiff so hart auf die Seite geschleudert, daß Tisch und Stuhl und ich selbst vom Sessel auf den Boden umgestürzt lagen. In demselben Augenblick erhob sich fürchterlicher Schrei der Matrosen. Das kündete Unglück an. Ich glaubte, der Wind habe das Schiff zurück zu den französischen Küsten und an einen Felsen getrieben. Bald fühlte ich aber, daß das Schiff seine rechte Lage wieder annahm, und auf den Wogen weiter tanzte.

Ich trat aus meinem Kämmerlein hervor. Harry, du fehltest. Ein unbeschreibliches Schauspiel. Die Küste von Frankreich war verschwunden. Am Horizont vor uns leuchtete matt das weiße Gestade von England. Der Himmel wehte düster, wie ein graues Tuch. Der Wind rasete, aber kein Tropfen des Regens fiel. Ein Mast lag gebrochen. Die Wellen wandelten wie glänzende Berge, und donnerten zerschäumend. Einige Matrosen schrien und fluchten, andere standen wie stumme Todesbilder. In der Mitte des Fahrzeuges erblickte ich einen Greis in schwarzen Kleidern, mit schneeweißen Haaren, die der Sturm zerriß; eine hohe, majestätische Gestalt. Mit der einen Hand hielt er sich an einem Schiffsseil, die andere hatte er auf das Haupt eines jungen Mädchens gelehnt, welches auf den Knien neben ihm halb ohnmächtig hingesunken war und seine Beine umklammerte. Sein Blick war ruhig gegen den Himmel gewandt, und mit langsamer aber starker Stimme hob er plötzlich an: „Siehe, der Tag, siehe, er kommt daher, er bricht an! Alle Hände werden dahinsinken, und alle Knie werden so ungewiß stehen, wie Wasser. Und werden Säcke um sich gürten, und mit Furcht überschüttet sein, und Aller Angesicht jämmerlich sehen, und Aller Häupter werden kahl sein. Sie werden ihr Silber hinaus auf die Gassen werfen, und ihr Gold als einen Unflath achten, denn ihr Silber und Gold wird sie nicht erretten am Tage des Zorns des Herrn."

Ich schauderte bei diesen Worten des Ezechiel. Der Alte selbst

schien mir einer der ehrwürdigen Propheten zu sein. Seine Furchtlosigkeit und dazu seine Rede waren entweder etwas Uebermenschliches, oder Wahnsinn. Indem überrannte mich fast ein Matrose. „Wo ist der Kapitän, wo der Steuermann?“ fragte ich, da ich keinen von beiden sah. — „Ueber Bord. Eine Welle schlug über. Das Steuer ist gebrochen. Fünf Mann sind verloren.“

Jetzt erst ward mir unsere Gefahr hell. Ich sah noch einmal auf die Verwirrung im Schiffe, sprang über zum Steuerruder, fand es noch ganz unversehrt, bemächtigte mich desselben, und gab dem Schiffe in seinem Fluge festere Richtung. Der Wind trieb gegen die englischen Küsten. Ich hatte Riesenarbeit und Riesenkraft. Viermal, fünfmal überschlug mich eine Welle. Ich bekümmerte mich nicht um Alles, was vorging. Mein Auge hing an der Küste und am Wogen des Meeres.

Als wir nicht mehr weit vom Gestade waren, sprangen einige Matrosen, die mich nun erst am Ruder sahen, herauf, und befahlen mir abzulenken, daß das Fahrzeug nicht an den Felsen zerschelle. Die Kerls glichen Rasenden. Ich wies sie gebieterisch zurück, und befahl ihnen, Alles bereit zu halten, sich und was Lebendiges auf dem Paketboot war, zu retten, wenn das Boot in Stücken gehe. Sie wollten sich meiner bemächtigen. Ich ergriff einen neben mir liegenden Holzpflock, hielt ihn, wie eine Pistole, gegen sie, und schrie: Flieht, oder ich drücke ab, und schieße den ersten von euch Rebellen nieder! — Die Kerls erschraken. Sie zogen sich fluchend und eilfertig zurück. War mein toller Einfall oder die blinde Furcht der armen Teufel lächerlicher?

So lenkte ich gegen die tobende Brandung, nur bemüht, einem Felsen auszuweichen, und auf ein flaches, sandiges Uferstück zu treiben. Zetergeschrei heulte durch den Sturm. Alles stürzte zusammen. Die Wellen fuhren über den Wrack. Wir saßen fest. Ich sprang auf, die Matrosen waren am Lande; Alles eilte über

Bord. Nur das junge Frauenzimmer, welches ich vorher zu des Propheten Füßen gesehen, lag wimmernd am Boden. Ich trug es aus dem Schiff auf den Sand zu einer gefahrlosen Stelle. Die Matrosen waren sehr thätig, das Boot durch Seile und Anker am Ufer zu befestigen. Ich ermunterte andere, mir ins Fahrzeug zu folgen, um, was noch darin sei, in Sicherheit zu bringen. Wirklich fand man sogar in der Kajüte noch zwei ältliche Frauenzimmer, halbtodt im Wasser schwimmend. Man schleppte sie ans Land, hoch ans Ufer, wo sie vor nachfahrenden Wellen geborgen waren. Ich gebot meinen Bedienten umherzusuchen, ob wir in der Nähe eines Dorfes wären, und diese Frauenzimmer sogleich hinzutragen, während wir Andern noch die Pakete und Waaren zu retten suchten. Dies geschah nicht ohne Lebensgefahr. Denn Sturm und Wogen wütheten ohne Unterlaß fort. Einen Matrosen riß die überschlagende Welle davon. Man suchte ihn vergebens.

In diesem Augenblick fühle ich meine Knie gehalten. Das junge Mädchen, welches ich aus dem Schiffe getragen hatte, und welches mit den davongeschleppten Frauenzimmern gegangen war, lag athemlos und in bleicher Angst vor mir. Es wollte reden. Die Lippen zuckten nur. Die Augen starrten mich an. Ich versuchte, die Unglückliche aufzuheben. Sie sank immer wieder zusammen. Es war ein wunderbarer, schauerlicher Anblick. Sie glich einem Marmorbilde. Aber ihr Busen flog ungestüm, und ihr langes Haupthaar floß im Sturm, wie ein schwarzer Nebel. Ich redete sie vielmals an, ohne Antwort zu erhalten.

Endlich schien sie alle Kräfte in sich zu versammeln, und mit großer Anstrengung brachte sie die Worte hervor, indem sie aufs Schiff zeigte: „Mein Großvater! mein Großvater!"

Ich erinnerte mich in diesem Augenblicke des Greises wieder, und daß ich ihn nirgends am Lande gesehen. Ich rief den Ma-

trosen. Keiner wollte gehen; keiner mir ins Fahrzeug folgen. Ich schrie umsonst, es sei noch ein Mensch im Schiffe. Aber da ich Geld bot, willigte ein junger Bursch ein, mit mir zu gehen. Wir kamen glücklich ins Boot. Wir suchten lange umsonst. Ich erblickte endlich unter einigen leeren Fässern einen Theil des schwarzen Gewandes im Wasser schwimmend. Der Alte lag mit geschlossenen Augen, einem Todten ähnlich, aufrecht sitzend an der Schiffswand; den Untertheil seines Leibes im Wasser. Wir zogen ihn hervor. Glücklich ward er auf den Sand gebracht. Da schlug er die Augen auf. In demselben Augenblick ergoß sich heftiger Regen über uns. Dieser schien die Kraft des Alten zu erfrischen. Auf seine Enkelin und mich gelehnt, ging er landeinwärts mit uns. Das Schiffsvolk floh unter die Felsen.

Einer meiner zurückkommenden Bedienten meldete die Nähe einiger Fischerwohnungen, und führte uns in eine derselben. Die nächste war schon von den Frauenzimmern und einigen unserer geflüchteten Unglücksgefährten angefüllt. Vom Meerwasser und Regen triefend und durchkältet traten wir zu einer andern ein. Der Eigenthümer der Hütte, sein Weib und seine Kinder umringten uns mitleidig. Am vernünftigsten war der Einfall der Frau, daß sie sogleich Betten in einer Nebenkammer bereitete; in eins derselben ward der Greis gelegt, ins andere dessen Enkelin. Beide wurden mit reinlicher, wenn gleich rauher Wäsche versorgt, und unterdessen deren durchnäßte Kleider ans Feuer zum Trocknen gehangen. Dann kam die Reihe auch an mich. Ich empfing ein Strohlager in der warmen Wohnstube, eine grobe Wollendecke, ein Hemd des Mannes. Man brachte warme Suppe an unser Lager. Ich fühlte mich bald erquickt, doch schwer ermüdet. Wirklich schlief ich, trotz des Lärmens der Kinder und des Hin- und Herrennens im Hause und des Sturmes draußen, der die mürbe Hütte wegzublasen drohte, so fest ein, ungeachtet es erst Nachmittag war, daß ich nie süßer

geschlafen habe im Leben. Achtzehn Stunden hatte ich geschlafen, und es war schon hoher Tag wieder, als ich erwachte.

Unser ehrlicher Philemon theilte mir von seiner Fischertracht mit; seine Baucis bediente den Greis und dessen Enkelin in der Kammer. Ich erfuhr, daß diese beiden noch den Abend vorher heftiges Fieber gehabt, und erst gegen den Morgen den Schlaf gefunden hätten. Draußen regnete es unaufhörlich; der Wind hatte sich gemäßigt. Meine Bedienten kamen; mit ihnen zwei Leute des Greises. Sie hatten in einer andern Hütte Herberge gefunden. Ich vernahm nun, der Alte mit dem Prophetengesicht sei, was auch schon seine Sprache verrieth, ein Schotte, Namens Dun-Ofallin, und einer der reichsten Güterbesitzer Schottlands; Miß Mary, seine Enkelin, seine einzige Erbin; er selbst der letzte seines Stammes.

Ich sandte meine Leute in den Burgflecken Lewes, er ist nur zwölf Meilen von hier, um Wein und Lebensmittel für unsere Schiffbrüchigen mit Eile herbeizuschaffen; desgleichen eine Miethkutsche. — Die Fischer holten die Waaren vom Meeresufer; besonders die Gepäcke der verunglückten Reisenden.

Während dies Alles geschieht, und meine Schotten noch ruhig schlafen, schreibe ich dir. Nun aber gehe ich ans Morgenessen. Vor mir dampft aus irdener Schüssel eine brodreiche, schwarze Spartanersuppe.

Abends.

Alles geht über Erwartung gut. Ausgenommen das Uebelbefinden eines der beiden ältlichen Frauenzimmer (beide sind Gesellschafterinnen oder Kammerfrauen der Miß Mary), hat das garstige Abenteuer der Gesundheit keines Einzigen geschadet. Selbst Sir Ofallin, ungeachtet seines hohen Alters, ist frisch auf. Speise und Weine kommen aus dem Burgflecken im Ueberfluß, ein ganzer

Wagen vollgepackt. Nur unser Kleiderzeug in den Kisten ist vom Meerwasser und vom Regen, in welchem Alles die ganze Nacht gelegen war, durchfeuchtet. Wir behelfen uns indessen mit dem Gewand. das wir beim Schiffbruch getragen hatten, und hinlänglich getrocknet worden. Bloß Miß Mary genoß dieses Vortheils nicht. Durch Unvorsichtigkeit war beim Trocknen der beträchtlichste Theil ihrer Kleidung verbrannt, und sie mußte, bis ihre Reisegepäcke vom Strand gebracht, geöffnet, ausgesucht und das Nothwendigste zum Trocknen aufgehängt und wirklich wieder tragbar war, in der bäuerlichen Sonntagstracht unserer Wirthin erscheinen. Sie machte ein äußerst seltsames Bild. Denke dir, Harry, eine zarte Hebe von sechszehn Lenzen, eben erst zur Jungfrau aufgeblüht, in die europäische Kleidung einer ehrbaren Fischerfrau versteckt, die feine, durchsichtige Haut vom gröbsten Tuch berührt; eine reine, klare Lilie in rauhe Schilfmatten gewickelt, aus denen sie blendend hervorprangt.

Die junge Schottin blühte und glühte aber wie eine Rose, die sich nach Gewitterregen aufgeschlossen hat. Sie wußte mir viel Verbindliches für meine Heldenthaten am Meerufer zu sagen, und behauptete sehr artig, sie und der Großvater wären mir das Leben schuldig. Ich sagte vergebens, daß jeder Matrose, statt meiner, das Heldenstückchen hätte vollbringen können. Sie ist unaufhörlich mit ihrem Großvater beschäftigt, das Entzücken strahlt in ihren Augen, so oft sie ihn ansieht. „Ich hielt dich ja schon für verloren," sagte sie wohl zwanzigmal den Tag über zu ihm, „und dann wäre ich auch nicht mehr."

Sir Ofallin ist eine herrliche, große Gestalt, mit breiter Brust, starker Stimme, ungeachtet des hohen Alters sehr kräftig und rührig. Seine schlichten, weißen Haupthaare und die weißen Augenbraunen geben ihm patriarchalisches Ansehen. Die Züge seines Gesichtes sind sehr fein, sehr edel und ernst. Er spricht fast beständig biblisch.

Er ist ein eifriger Presbyterianer. Aber seine fromme Schwärmerei steht ihm wohl.

Als er aus seiner Kammer trat in unsere Stube, traf es sich, daß der Fischer eben zunächst der Thüre stand. Die Fischerin sagte: dies ist mein Mann. Dun-Ofallin wandte sich langsam zu ihm, der ehrerbietig die Kappe vor dem Greis abzog. Dann legte der Alte die Hand auf des Fischers Stirn und sagte: „Das Haus der Gottlosen wird vertilget; aber die Hütte der Frommen wird grünen. Der Herr segne dich und behüte dich." — Es war rührend zu sehen, wie der Fischer voll Ehrfurcht niederkniete, um den Segen des Alten zu empfangen, der sich dann von ihm wandte, auf mich zuging, mir die Hand entgegen streckte und sagte: „Die Säulen des Himmels zittern und entsetzen sich vor meinem Schelten. Vor seiner Kraft wird das Meer plötzlich ungestüm, und vor seinem Geist erhebet sich die Höhe des Meeres. Siehe, also gehet sein Thun; aber davon haben wir ein geringes Wörtlein vernommen. Wer wird den Donner seiner Macht verstehen? Du aber hast meine Klage verwandelt in einen Reigen und mich mit Freuden umgürtet." Nach diesen Worten küßte er mir die Stirn. Ich wußte nicht, wie mir ward.

Sir Ofallin ist übrigens ein geselliger, angenehmer, welterfahrner und kenntnißreicher Mann. Die presbyterianische Prophetensprache stimmt mit dem Ernst, der ihn auch bei heitern Gesprächen nicht verläßt, und mit den strengen Grundsätzen seiner Frömmigkeit, die sich in allen seinen Worten und Werken offenbaren, sehr wohl zusammen. Irdische Geschäfte und was das Häusliche oder die Bedürfnisse seiner Person betrifft, thut er immer mit den wenigsten Worten, mit kurzen Befehlen, oft mit bloßen Winken ab. Hingegen sobald von Geschichten des Alterthums, von Staatsverhältnissen, von kirchlichen Sachen, von fremden Ländern, von berühmten Personen die Rede ist, weiß Niemand so viel zu sagen,

als er. Ich erfuhr auch, daß er schon in Asien gewesen sei. Und unerschöpflich war er an mancherlei und merkwürdigen Erinnerungen von daher.

Ueberhaupt ich lebte in der Fischerhütte einen der interessantesten Tage, abgesondert von der übrigen Welt, beschränkt auf die beiden äußerst sonderbaren Gestalten aus Schottland. Miß Mary ist wahrhaft schön; die entstellende Tracht der Fischerin macht eben erst ihre Zartheit und den Adel ihres Gliederbaues auffallender und abstechender. Ja, es ist etwas Bezauberndes in ihrem feinen, gutmüthigen Lächeln; etwas Einnehmendes im Klang, im eigenthümlichen Ausdruck ihrer Stimme, und in ihren Urtheilen etwas Großes, Gedachtes.

Sir Osallin lud mich ein, ihn in London zu besuchen, wo er den Winter bleiben werde. Den Sommer ist er gewohnt, in Schottland auf seinen Gütern zuzubringen. Als ich ihm den Namen meines Vaters sagte, reichte er mir freundlich die Hand, und sprach: „Ein Mann im Lande Uz, schlecht und recht, gottesfürchtig und meidet das Böse.“ Er kennt meinen Vater nur dem Namen nach, aber schätzt ihn sehr.

Die Nacht übereilte uns zu früh. Ich will dir, sobald ich in London Ruhe habe, noch das Wesentlichste aus den Unterhaltungen in diesem armen Fischerhause aufzeichnen. Nie habe ich ein merkwürdigeres und anziehenderes Paar gefunden, als den Greis und seine geist- und seelenreiche Enkelin. Morgen trennen wir uns.

Gute Nacht, mein Harry. Wärst du doch bei mir!

4.

Der Tod.

London, den 21. Oktober 1632.

Er hat ausgelebt. Mein guter Vater war der erste der Menschen, den ich sterben sah. Sein Tod brach mir Augenblicke lang das Herz; dann verklärte er mich. Nun weiß ich, was das Leben ist.

Ich war meiner mächtig genug, die Einsamkeit zu fliehen, mich zu zerstreuen, um beim Bewußtsein zu bleiben. Das muß man in solchen Lagen thun; denn wie stark auch der Geist ist, der Leib hält's nicht mit ihm aus, und unterliegt. Ich fühle mich wie zermalmt in den Gebeinen, und wundere mich über meine Schwäche. Morgen thue ich eine Reise nach Irland und auf meine Güter. Harry, ich meine, ich sei ein Anderer geworden. Meine Seele hing bisher bloß mit dem Staube zusammen; nun auch mit dem Himmel ist sie eins. Glaubst du, ich leide? Ich bin glücklicher als je. Der Geist hat keine Thränen. Es ist Seligkeit im Ernst und Schauern, wenn Gott zum Menschen spricht.

Nur diese einfache Nachricht wollte ich dir vor meiner Abreise geben. Menge dich nicht in den gemeinen Troß der Menschen, die aus Freude und Leid und den allerheiligsten Dingen des Lebens spießbürgerlich-albern und albern-höflich Komplimentenstoff machen, und mit derselben Herzlosigkeit gratuliren und kondoliren, wie sie gedanken- und herzlos zu Gott zu beten gewohnt sind.

Tröste mich nicht; denn ich bin glückselig, wenn ich auch Thränen auf den Wangen habe. Freue dich, wenn auch mit Schrecken, auf den Tag, da dir dein Allerliebstes hinwegsterben muß; denn da wirst du Gott und das Leben, die Bibel und die Natur, die Stimme des Alterthums und deiner Brust, wie eine neue Offenbarung, vernehmen. Selbst die Worte in diesen Zeilen wirst du erst dann verstehen. Lebe wohl, mein Freund.

5.

Das Privilegium.

London, den 7. Dezember 1632.

Der Ausflug that mir wohl. Auch dem geistigen, größten Menschen kleben die irdischen Hefen an. Weinte nicht selbst der Gottmensch? Der Jüngling, der Mann, der Greis sind darin nicht vom Kinde unterschieden. Sie sind so schwer von dem Gewohnten, Irdischangenehmen zu entwöhnen, als der Säugling von der Mutterbrust. Zerstreuung ist das wohlthätigste Mittel. Ich empfehle sie dir in ähnlichen schmerzvollen Herzverhältnissen.

Nun will ich dir erzählen, Harry, wie ich den Urheber meines Lebens aus dem Leben scheiden sah.

Als ich in London ankam, hatte er schon seit drei Wochen das Krankenbett bewohnt. Die Freude des Wiedersehens beseelte ihn von neuem. Alle versicherten, seine Krankheit sei nicht gefährlich. Alle Aerzte versicherten es. Er glaubte es selbst. Ich glaubte es auch.

„Man muß aber auf ein Menschenleben nicht zu viel bauen!“ sagte mein Vater: „Trotz der Ehrenworte unserer Doktoren könnte ich einmal unversehens über Nacht von hinnen fahren. Und wenn sie sich schon hintennach darüber ärgerten, oder aus ihren dicken Büchern des Breiten bewiesen, wie das gegen ihren Willen so und nicht anders hätte kommen müssen: wir würden nichts davon haben. Darum besser, das Haus zur rechten Zeit bestellt. Du wirst Alles in bester Ordnung nach meinem Tode finden, Cecil, und mehr, als du erwartest. Ich habe sogar dafür gesorgt, mein Sohn, daß du einen ruhigen Winkel auf Erden finden könnest, wenn dich das gährende Vaterland ausstößt, oder du dich einmal freiwillig verbannen willst.“

Diese Worte waren mir dunkel. Er befahl mir, einen der

Schränke zu öffnen, und eine Schrift, die er bezeichnete, zu bringen. Es war eine königliche Urkunde, erst vor Kurzem ausgestellt in aller Form, wodurch dem Lord Baltimore und seinen Erben in Amerika der Besitz des unbewohnten, doch äußerst fruchtbaren Landes im Norden des Potowmakflusses mit dem wichtigen Privilegium zugesichert ward, Zivil- und Kriminalgesetze zu geben, Taxen zu erheben und Stellen zu vergeben. Se. Majestät, zu dieser Schenkung aus Liebe zur Verbreitung der christlichen Religion bewogen, hat sogar, für sich und die Erben seiner Krone, angelobt, diesen neuen Ländern zu keinen Zeiten eine neue Taxe auflegen zu lassen.

Mein Vater sah das zweiflerische Lächeln, mit dem ich die Urkunde des uns geschenkten Königreichs betrachtete.

„Cecil," sagte er, „ich will wünschen, daß du nie in den Zwang gesetzt werdest, von diesem Privilegium Gebrauch zu machen. Aber ich sehe, es kommen stürmische Tage über die Welt, und was in Frankreich und Deutschland gährt, und dort Alles mit Bürgerblut färbt, wird früh oder spät auch über England kommen. Sind wir Katholiken, die wir nicht feig genug sind, den alten Glauben unserer Väter fahren zu lassen, sind wir nicht schon jetzt in unserm eigenen Vaterlande verspottet, verdrängt, verstoßen, verfolgt? Die Mehrheit der Nation ist vom neuen Glauben bethört; der König selbst auf dem Thron nicht mehr sicher. Es kommt zum blutigen Bruch zwischen den Meinungsparteien, glaube mir; und wir Katholiken werden in diesem Kampfe unterliegen; denn wir fechten mit allzuungleichen Kräften und Waffen. Schon sind wir an Zahl die Schwächern in England und Schottland. Auf Seiten unserer Gegenpartei stehen die bessern Köpfe. Sie hat den Eifer aller jungen entstehenden Gesellschaften; wir haben die Schlaffheit derer, die im Schatten ihrer Lorbeern ruhen. Jene Partei predigt Freiheit der Meinungen; die unsrige Gehorsam und Glauben. Jene

lehnt sich auf das vermeinte ewige Recht der Geister; wir sprechen von altehrwürdigen Uebungen, von Rechtsamen, die unserer Kirche gehören, und in alten Zeiten wohl erworben sind. Ich fürchte, wir unterliegen. Nein, ich sollte nicht sagen, daß ich fürchte. Denn, wenn wir unterliegen, ist es der Beschluß der Vorsehung. Die Welt soll ein neues Kleid anziehen. Es ist eine große, geistige Verwandlung. In vielen Dingen haben die Protestanten Recht; aber in vielen Unrecht. Inzwischen, daß der größere Theil Deutschlands, Preußens, Polens, Böhmens, Schwedens, Dänemarks und selbst unseres Vaterlandes sich der Reformation so jählings zugewandt hat, ist ein bedeutungsvolles Zeichen."

So sprach mein Vater. Es kann dir, Harry, nicht anders, als wichtig sein, wie dieser tiefblickende, erfahrne, vielseitig durch Schicksal und Schule gebildete Staatsmann die gegenwärtigen allgemeinen Bewegungen der Welt ansieht. Darum will ich dir noch eine seiner Aeußerungen mittheilen.

„Die heutigen, durch Meinungsstreit entstandenen Uebel und Verwirrungen, zum rohen, mörderischen Fanatismus gesteigert, müssen allerdings, als Folge der wissenschaftlichen Fortschritte Europa's und der dadurch bewirkten größern Aufklärung der Nationen, betrachtet werden. Es mußte dazu kommen, sobald die Völker zum Selbstdenken gelangten. Aber die der höhern Bildung entsprechenden Verbesserungen hätten ohne Gräuel zu Stande kommen können. Daß diese eintraten, daran sind Kurzsichtigkeit, stolzer Eigensinn und Ueberschätzung eigener Weisheit von Seiten unserer Geistlichkeit, besonders des römischen Hofes, und unserer Minister und Fürsten allein Schuld. Sie kannten den Geistesstand und das Bedürfniß der Unterthanen nicht. Sie träumten, das menschliche Geschlecht, wie ein Erbgut, bewirthschaften zu können; nur Befehle geben, nur drohen zu müssen, um Alles ins alte Geleis zurückzuschrecken. Sie irrten in der Ansicht der Völker. Diese

hatten aufgehört, Maschinen zu sein. Unsere Großen kannten die Gewalt der Meinungen nicht. Sie beförderten wider ihren Willen den Sieg durch die Mittel, welche den Untergang derselben bewirken sollten. Sie handelten so kurzsichtig, so unbesonnen und zeitlos, wie die Fürsten zur Zeit des ersten Christenthums, als sie dieses ausrotten wollten. Darum ward ihnen das gleiche Schicksal. Ich habe immer zu milden Maßregeln gerathen. Nichts bleibt unterm Monde ewig einerlei. Es entwickelt sich Alles zum Bessern; aber wozu, wohin? Das ahnet kein Sterblicher. Bischöfe, Fürsten und Minister sind einzelne, ohnmächtige Personen, wenn die Völker nicht mehr mit ihnen, oder sie nicht mehr mit den Völkern gehen wollen. Kein Hof ist stark, er halte es denn jederzeit mit der Mehrheit des Volks. Gustav Adolf, der schwedische König, hat mehr Verstand, als die meisten der übrigen Staatsmänner. Er kennt seine Zeit. Dieser kleine Fürst ist auf dem Weg, Herr und Meister von Deutschland zu werden. Unser König hat die Liebe der Nation verloren, weil er mit Frankreich Frieden schloß, ohne das Schicksal der dortigen Protestanten zu sichern, und mit Spanien, ohne sich um das Loos seines eigenen Schwagers, des Pfalzgrafen, zu bekümmern. Der König meinte es gut; aber er ist in den Händen des leidenschaftlichen Erzbischofs Laud. Seine verschwenderische Hofpracht, seine willkürlichen Auflagen, sein Sträuben gegen Zusammenberufung des Parlaments bringen ihn und den Thron in die schrecklichste Gefahr. Denke an meine Worte, Cecil! — Die gleichen Ursachen haben in der Welt noch immer die gleichen Folgen gehabt. So lange ich um den König sein durfte, habe ich ernst, aber vergeblich gewarnt."

„Durch die Fehlgriffe unserer Staatsmänner," fuhr Lord Baltimore fort, „wird Europa ein Raub blutiger Verwirrungen, und wird das öde Amerika bevölkert. Ich habe die besten Berichte vom Aufblühen unserer dortigen Kolonien. Während der Regie-

rung des vorigen Königs sind viele Tausend Menschen aus England, Schottland, Irland, Frankreich und Deutschland dahin ausgewandert. Die Auswanderungen dauern fort. Es sind gegenwärtig zahllose Menschen im Begriff, in die neue Welt einzuschiffen, die des fanatischen Glaubenshasses und der Verfolgungen müde sind. Ich habe wegen meiner Treue am Bekenntniß der katholischen Kirche viel leiden müssen. Sollte ich genesen, so verlasse ich mit dir England, und suche mir jenseits des Weltmeers am Potowmak eine Freistätte. Darauf richte dich ein. Dies Privilegium, aus der Hand unsers Königs, sichert unserer schwerverfolgten Familie Leben, Ehre und Eigenthum, die in Europa jeden Tag gefährdeter sind."

6.

Der Abschied.

Ihm ward die ersehnte Freistätte nicht am Ufer des Potowmak, sondern in jenen Gefilden des unendlichen Weltalls, wo wir sie Alle einst finden.

Seine Schwäche nahm zwar sichtbar zu, aber die Aerzte hatten dieselbe, als Vorzeichen des beginnenden Genesens, vorausverkündet. Wie ich ihn eines Morgens besuchte, fand ich ihn zu meinem Erstaunen außer dem Bette in seinen gewöhnlichen Morgenkleidern. Gelehnt auf zwei Bediente war er zum Fenster gegangen. Er ließ sich zum Lehnsessel zurückführen. Ich war voller Entzücken über dieses seltene Wohlbefinden. Er lächelte gutmüthig zu meiner Freude, und sagte, als wir mit einander allein waren: „Uebermorgen, Cecil, wirst du anders reden. Hoffe von meinem Leben nichts. Es ist gebrochen. Ich weiß es, daß ich nun meiner Auflösung nahe bin. Mein Gefühl sagt's."

„Wie können Sie das wissen!“ erwiederte ich: „Ihr Gefühl kann täuschen, und täuscht Sie.“

Er schüttelte den Kopf. Er schien eine Weile über sich selbst nachzudenken, lächelte und sagte: „Nein, mein Sohn, es täuscht nicht. Es ist kein körperliches Gefühl, sondern ein bestimmtes Ueberzeugtsein, ohne daß ich sagen kann, wie ich zu demselben komme. Es ist mir mein innerer Zustand klar, und doch kann ich nicht sagen, wie? Ich bin schon diesen Augenblick im Anfang des Sterbens, und habe ein deutlicheres Bewußtsein meiner selbst, als sonst. Nie im Leben ist mir alles Vergangene, nie die Gegenwart heller gewesen. Es ist dabei eine ruhige, ich möchte sagen, angenehme Empfindung. Nun weiß ich das, was mir oft unbegreiflich gewesen, aus Erfahrung, daß Sterbende genau ihre Auflösungsstunde voraus erkennen. Die Körperbande fallen eine um die andere ab; die Seele wird freier. Sie ist größer und wunderbarer, als ich ehemals wußte.“

Wie Lord Baltimore so sprach, glaubte ich schon ein Wesen aus andern Welten zu hören. Ich sank weinend zu seinen Füßen. Er legte die Hände auf mein Haupt und segnete mich. „Bleibe dir selbst treu, Cecil!“ sagte er: „Handle nach Ueberzeugungen, nach Pflicht und Recht, nicht nach gemeinen Begriffen von Ehre. Wer fromm zu leben versteht, ist schon halb gestorben, und hat in Wahrheit schon den Tod besiegt. Um Gold, Ehrenstellen, Ruhm, Macht und andere Kleinigkeiten, die der Leidenschaft gemeiner Sterblichen schmeicheln, hat er weder Kummer noch Freude. Das Wohlthätige, Gerechte und Wahre sind zusammen das höchste Gut. Lebe wohl, mein Freund. Gott ist mit dir, wenn du mit ihm bist. Lebe wohl, mein Sohn; es ist für einen Augenblick; wir bleiben dennoch ungetrennt. Lebe wohl, Cecil; nun gehe. Störe mich mit keiner Frage mehr. Ich lege mich, um nie wieder vom Bett aufzustehen. Ich will mit mir allein sein, und mein Abscheiden

aus dem Leibe belauschen. Keine Arznei mehr. Man soll mir nur geben, was ich selbst verlange."

Ich küßte seine väterlichen Hände Ich mußte aufstehen, und ihn verlassen. Das war sein Abschied. In der That redete er mit Niemandem mehr, ausgenommen, wenn er etwas begehrte. — Am dritten Tage des Abends nach jenem Abschiede ward ich, auf seinen Befehl, gerufen. Ich stand vor seinem Bett. Er schien mich wohl zu kennen. „Siehe mich!" sagte er einige Male, als wollte er mir zeigen, wie süß das Sterben sei. — Dann sprach er nach langer Pause wieder: „Bald, bald!" Was er meinte, war nicht zu bestimmen. Weil er aber den Vorsatz hatte, sich im Tode selbst zu belauschen und zu behorchen, vermuthete ich, er fühle, es sei bald vollendet. Er lächelte nachher sanft, und sagte mit leiser Stimme: „Also das ist das Sterben? sonst nichts?" Er schien noch mehr zu sagen. Ich lehnte mich über ihn. Er schlug die Augen auf und sagte ganz leise: „Stille, stille!" Und in derselben Minute gab er den Geist auf.

Ich habe dir diese scheinbar geringen Umstände erzählt, Harry; sie scheinen mir von hoher Wichtigkeit zu sein. Wer kann sich des neugierigen Vorwitzes ganz erwehren, zu wissen, wie es der Seele ist, wenn ihr an den Schwellen der Ewigkeit das alte Kleid abfällt.

Daß Lord Baltimore die Zeit seiner Auflösung mehrere Tage voraus wahrnahm, ist auffallend. Und man weiß Aehnliches auch von vielen Andern, die verstorben sind. Es scheint, die Seele, wenn sie sich von den Sinnenwerkzeugen des Körpers allmälig zurückzieht, konzentrirt ihre wunderbare Macht, gehört sich mehr selbst an, als sonst, da sie mit dem Leben des Leibes verbunden, von ihm befangen und gehemmt war, und auf die Sinne sich, um gehen zu können, wie auf Krücken, lehnen mußte.

Ich möchte das Sterben der Menschen ein Insichzurückkehren der Seele zu ihrer Einheit und Selbstheit nennen, und im

Gegensatz das Geborenwerden eine wahrhafte Auflösung der Seele in mancherlei andere Naturkräfte nennen, mit denen sie aufs allerinnigste verschmolzen wird, um, vermittelst derselben, thätig auf einen Theil der Körper-Welt zu wirken. Im unentwickelten Kinde ist sie noch ganz versunken in die Tiefe und vorherrschende Macht der irdischen Kräfte, und von ihnen verschlungen. Je mehr sich die Lebenswerkzeuge entfalten, je selbstthätiger wird sie; und sie wird gegen die Außenwelt, mit dem Absterben der Werkzeuge, zwar in diesen am ohnmächtigsten, aber wird dann ihrer am selbstmächtigsten.

Wenn im hohen Alter manche Greise Kinder werden, ist ihre Seele darum nicht geringer geworden, sondern sie sind, die sie sonst waren, nur verstehen wir sie nicht mehr. Die Seele ist nicht mehr der abgestorbenen Nerven mächtig, durch welche sie sich in ihrem Glanz gegen die Außenwelt offenbaren konnte. Die niedrigsten der Lebenskräfte, welche sich beim Kinde zuerst laut machen, bleiben wieder auch am letzten die wirksamern. Die ganz gemeine, irdische Pflanzenkraft verharret ja noch in Leichnamen, denen Haupthaar und Bart noch im Grabe wachsen. — Bei sogenannten wahnsinnigen Menschen ist's wie bei kindisch scheinenden Alten. Wir verstehen sie nur nicht, weil ihre Seele in den Werkzeugen, durch welche sie sich der Außenwelt kund zu thun hat, Zerstörung und Verwirrung findet. So thut sie sich zerstört und verwirrt kund, während sie sehr folgerecht und vernünftig in sich selbst ist. Sie gleicht einem vortrefflichen Harfenspieler, welcher, wenn er auf einer Harfe, deren Saiten verstimmt sind, das herrlichste Tonstück spielt, uns doch nur Unsinn hören läßt. Wir erkennen in seinem Spiele dann und wann Sinn für uns, wenn er mit den Fingern eben weniger verstimmte Saiten berührt. Daher kommt, daß Wahnsinnige in vielen Dingen sehr vernünftig urtheilen, während sie

irre reden, sobald sie sich auf ihren falsch tönenden Gemüthssaiten laut machen.

Und so, nimm's mir nicht übel, Harry, sind mehr oder minder wohl die meisten Menschen, mit Ausnahme der Weisesten und der Naturmenschen, wahnsinnig in den barbarischen oder zivilisirten Ländern. Ihrer Seele feineres Werkzeug ist mehr oder minder, bald durch körperliche Ausschweifungen und Unmäßigkeiten, bald durch Leidenschaften, bald durch anhaltende Verwöhnungen, bald durch Erziehung hie und da verstimmt. Sind im Grunde nicht alle Vorurtheile, alle Grundsätze der Leidenschaftlichkeit, oder der bloßen Unwissenheit, ein Wahnsinn? — Gibt es nicht Menschen, die den Diebstahl schändlich heißen, und doch sich nicht überwinden können, zu stehlen? Gibt es nicht vernünftige Menschen, die die Wollust an sich verabscheuen, und sich ihr dennoch überlassen, und unvernünftig handeln? Sie sind in den Augenblicken vom Wahnsinn befallen, wie von einem Rausch, und verfluchen hintennach ihre That, wie sie sie vorher verfluchten.

Auch die heutigen Religionskriege in Deutschland und Frankreich, und die Verfolgungen bei uns sind Wahnsinn. Die Menschen handeln schnurstracks aller Vernunft, aller Lehre Christi entgegen, und bilden sich ein, recht vernünftig, recht christlich zu sein. Allerdings sind sie in ihrem Innern folgerecht; aber wie sie sich offenbaren, ist's Widerspruch und Unsinn. Ich verzeihe ihnen; sie wissen nicht, was sie thun.

Et mihi dulces
Ignoscent si quid peccaro stultus, amici;
Inque vicem illorum patiar delicta libenter,

sagte der holde Freund Horaz.

Und so verzeihe du mir, daß ich, nach meiner leidigen Gewohnheit im Schreiben und Plaudern, mich zu Dingen verirre, von denen ich mir gar nicht vornahm, mit dir zu reden; gleichwie ich

hinwieder dir verzeihe, daß du mich seit vier Wochen ganz ohne Nachricht gelassen hast. Bist du noch in Neapel, mein Harry, oder in Rom? Rede! male mir dein Zimmer, deine Aussicht vom Fenster aus, deine neuen Bekannten, damit ich durch dich sehe, was du siehest, und ganz in dir leben könne.

7.

Der Neujahrsbesuch.

London, im Jänner 1633.

Ich saß am zweiten Tage des neuen Jahres im Zimmer einsam. Da ward mir ein Fremder gemeldet. Die Thür öffnete sich. Der Prophet Ezechiel trat herein. Diese Erscheinung machte einen wunderbaren Eindruck auf mich. Ich hatte seiner nicht ein einziges Mal wieder gedacht, seit ich in London war. Meines Vaters Krankheit und Tod, dann eine Last mannigfaltiger Geschäfte hatten mir den Gedanken an alles Vergangene, nur nicht an dich, mein Harry, geraubt.

Das erste Wort des Greises war: „Mylord, der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gelobet! Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Ja. Segne Gott und stirb.“ — Ich umarmte ihn. Er fuhr fort, mit oft seltsamer, oft treffender Einmischung biblischer Redensarten vom Tode meines Vaters zu reden. Der Mann hatte mitunter große Ideen. Er wollte mich nicht trösten; er wollte mich erheben. Wir verloren uns in sinnreiche Gespräche über das irdische und ewige Sein.

Sein Besuch war eine bloße Handlung der Dankbarkeit. „Sie haben,“ sagte er, „Ihr Leben für das meine gewagt. Der Herr wird vergelten. Ich bin zu arm. Aber auch ich, auch Maria,

würden das Leben für Sie wagen und opfern. Wir können Ihnen nicht die geringste Freude für Ihre That bieten. Gott gab Ihnen, wessen Sie bedürfen, und das Beste: ein Herz voller Güte dazu. Möge er auch Ihre Augen erleuchten, daß Sie den wahren Weg des Lebens erkennen, und aus der Finsterniß des alten Irrthums in das Morgenlicht des reinen Glaubens treten."

„Sir Offallin," sprach ich, „meinen Sie nicht, ich könne in meiner Kirche so gerecht sein vor Gott, als Sie in der Ihrigen?"

„Wie mag der Mensch gerecht sein vor ihm?" antwortete er. „Siehe, der Mond scheint noch nicht rein, und die Sterne sind noch nicht rein vor seinen Augen: wie viel weniger ein Mensch, die Made, und ein Menschenkind, der Wurm?"

So leitete er das Gespräch auf einen Gegenstand, der ihm sehr am Herzen zu liegen schien, nämlich auf den Versuch, mich zu bekehren, und, wie er es nannte, mich von der Abgötterei des Papstthums in die Zionshallen der Presbyterianer zu leiten. Es war vergebens, daß ich dieser Art der Unterhaltung andere Wendung zu geben trachtete. Immer kehrte er dahin zurück. Nur die Herzlichkeit, mit der er sprach, und die Liebe, welche zu mir hervorleuchtete, versöhnte mich mit den Zumuthungen. Er sagte auch, daß sowohl er, als Maria, ohne Unterlaß Tag und Nacht für die Rettung meiner Seele zum Herrn flehen. Wer könnte so vieler Gutmüthigkeit zürnen?

Beim Abschied versprach ich, ihn zu besuchen. Er drückte mir die Hand, und sagte: „Höre das Gesetz von seinem Munde, und fasse seine Rede in dein Herz. Wirst du dich bekehren zu dem Allmächtigen, so wirst du für Erde Gold haben, und für Felsen goldene Bäche, und der Allmächtige wird dein Gold sein, und Silber wird dir zugehäuft werden."

Mit diesen Worten verließ er mich.

Es ist mir immer unbehaglich in Gesellschaft solcher wunder-

lichen Menschen, mit denen man nicht reden kann, ohne in ihre Schwärmerei einzugehen, oder sie zu beleidigen und Gegner zu werden. Aber mit diesem Ezechiel läßt sich's leben. Kein Widerspruch kränkt ihn; er wird dadurch vielmehr nur milder, zärtlicher, gütiger, duldsamer. Seine Miene ist ehrwürdig, und unbeschreiblich einnehmend; seine Stimme hat etwas Feierliches, und doch zum Herzen Gehendes. Er hat Geberde und Majestät eines alttestamentlichen Weissagers, und das leutselige Wesen eines Johannes, des Jesusjüngers.

Schon den folgenden Tag, welchen ich der Abbezahlung lästiger Höflichkeiten geweiht hatte, stattete ich auch ihm den schuldigen Gegenbesuch ab. Er war abwesend. Ich ließ mich bei Miß Maria melden. Sie empfing mich.

Durch eine Reihe heller, nicht reich aber äußerst geschmackvoll möblirter Zimmer ward ich zu ihrem Kabinet geführt. Sie trat mir aus demselben entgegen. Ich erkannte sie kaum wieder. Sie war mir bloß mit der Fischerintracht im Gedächtniß. — Eine zartere, edlere Gestalt habe ich in meinem Leben nicht erblickt. Ihr feines Gesicht war durch das Erröthen der Ueberraschung wunderbar erleuchtet. Eine lebendige Raphaelische Cecilia! Ich war fast verlegen, ihr zu nahen. Sie aber mit leichter Unbefangenheit führte mich zum Kaminfeuer und knüpfte ein Gespräch an, welches mich durch die feinsten Bemerkungen überraschte; bald durch Spuren mannigfaltiger Kenntnisse, wie man dergleichen selten bei unsern Britinnen findet, bald durch rührende Züge wahrhaft kindlicher Unwissenheit oder Unschuld, ich weiß nicht, wie ich's nennen soll; bald durch eigenthümliche Vorstellungen, an denen sie, bei meinen Widersprüchen, ich möchte sagen, eigensinnig festhielt. — Genug, sie ist durchaus keine unserer gewöhnlichen Schönen, weder dem Aeußern noch Innern nach. Man könnte sagen, sie wäre bezaubernd, wenn das Wort, das abgenutzte, auch nur den Umriß dessen

bezeichnete, was sie wäre. Ich würde sie, bei aller ihrer Offenheit, eine geheimnißreiche Jungfrau nennen. Denn was sie redet, wie freundlich, wie harmlos sie es hinspricht, läßt etwas Fremdartiges in ihrem Geiste ahnen; gibt Empfindungen, wie ein Sonnenstrahl, der theilweise eine unbekannte, reizende Landschaft, von Nebeln umflort, enthüllt. Man wird immer mehr angezogen, sie auszuforschen, ich weiß nicht, ob aus Neugier oder Verwunderung.

Ich werde dir wohl mehr von ihr melden. Denn Sir Osallin, der bald nach ihr kam, hat mich eingeladen, so oft ich wolle, ihn zu besuchen. Ja, er bat mich darum. Ich merke wohl, sein Bekehrungseifer ist im Spiel. Die Schwäche muß man dem ehrwürdigen Alten verzeihen. „Sie führten mich," sagte er, „noch auf ein paar Jahre ins irdische Leben zurück; möchte mir's der Herr verleihen, Sie dafür dem ewigen Leben zuführen zu dürfen."

Indem er gegen das Fenster trat, zog er ein rothes Tuch von einem an die Wand gelehnten großen Bilderrahmen. Maria zuckte, als wollte sie wehren, und wandte schnell das Gesicht von mir, ein Erröthen zu verbergen, das ich doch wahrgenommen hatte.

Es war ein Bild von ihrer Hand gezeichnet, noch unvollendet; die wüste Gegend am Meer, wo ich meine Gestalt, über den halbtodt im Sand liegenden Osallin gebeugt, wohl erkannte; Maria daneben auf den Knien mit ringenden Händen gen Himmel blickend. Eine reizende Gestalt; ihr edles Gesicht gut getroffen. Was muß doch das Mädchen wohl empfinden, wenn es so viel Schönheiten zeichnen muß? Aber dennoch keine Spur von Eitelkeit an ihr. Wie? könnte sie die so verbergen? Auch Osallins Züge sind, ungeachtet er ohnmächtig da liegt, sprechend. Sie sagte aber, sie habe des Großvaters Antlitz gezeichnet, als er, nach seiner Gewohnheit, das Nachmittagsschläfchen gehalten. Der Sturm in den fliegenden Gewändern, Haaren, einzelnen Grashalmen, Wolken ist glücklich. Eine Geistergestalt, mehr Licht und Luft, als Körper,

und dessen Richtung Einfluß, sondern nur zu unserm Besten auf die uns umgebenden Umstände, so sehe ich nicht ein, warum Gott beständig Wunder thun müsse, uns zu warnen, zu leiten, zu spornen!"

„Warum?" sagte Miß Mary. „Ich denke darum, weil für uns Menschen Alles Wunder ist, was Gott thut. Oder begreifen wir's? Warnet, leitet, spornet er nicht durch Naturerscheinungen, Aeltern, Lehrer, Bekannte und Unbekannte? Warum denn nicht durch höhere uns befreundete Wesen? Ist das Thun von diesen wunderbarer, als das Thun der Naturerscheinungen, Aeltern, Bekannten und Unbekannten? Ich glaube kaum."

Das ungefähr sagte sie; doch begriff ich sie nicht recht. Darum war mir's schwer, Widerlegung oder Antwort zu finden. Ich begnügte mich mit einer Querfrage, die mir plötzlich einfiel, und womit ich, ohne anders, zu entrinnen dachte: „Haben Sie schon Offenbarungen Ihres Schutzgeistes gehabt?"

Mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt sagte sie: „Manchmal schon, wie ich glaube."

Ich sah sie bei diesen Worten wahrscheinlich etwas verblüfft an; denn sie setzte hastig hinzu: „Mylord, verstehen Sie mich wohl; ich glaube es! War's nicht ein fremder Geist, der auf den meinigen einwirkte: so müßte mein eigener ein höherer sein, als ich weiß. Daran zweifle ich, weil ich doch nicht anders bin, als Andere, und Andere solche höhere Kräfte nicht haben."

Ich wußte noch immer nicht, was ich aus ihren Reden machen sollte. Daher, um sie zu nöthigen, mir klarer zu werden, sagte ich bloß: „Zum Beispiel, liebe Miß?"

Da erhob ihr Großvater wieder die Stimme und sprach: „Zum Beispiel, Mary hat Sie gekannt, ehe wir Sie gesehen hatten, Mylord. Auf der Reise nach Calais, als wir in Amiens des Mittags verweilten, saß Mary allein im Wirthshaus am Fenster. Da ich wieder ins Zimmer trat, eilte sie mir ängstlich entgegen,

und sagte: Wir gehen einer großen Gefahr entgegen. Aber Gott ist mit uns. Wir sollen uns nicht fürchten. Wir liegen am Strand des Meeres. Gott sendet seinen Engel. Er erweckt einen Helfer. So sagte Mary, und beschrieb, Mylord, Ihre Gestalt, Ihr Alter, sogar die Farbe Ihres Haares. Als ich Sie nachher erblickte, Mylord, in der Fischerhütte, waren Sie derselbe, den mir Mary zu Amiens geschildert hatte."

Als Dun-Ofallin so redete, wagte ich's nicht, zu widersprechen. Ich gestand, daß so etwas über den Horizont meiner Erfahrungen und Kenntnisse hinaus trete, und empfahl mich der Huld von Maria's freundlichem Schutzgeist. „Mir," setzte ich lächelnd hinzu, „ist solch ein Glück noch nicht zu Theil geworden. Aber ich glaube wohl, schöne Miß, Engel spielen gern mit Engeln, darum haben sie mit mir nichts gemein."

Diese Antwort erregte in ihr leises Mißfallen. Sie brach plötzlich ab, und lenkte das Gespräch mit der ihr eigenthümlichen Besonnenheit auf andere Sachen.

Recht mit Absicht habe ich dir, Harry, dies umständlich erzählt. Was denkst du eigentlich dazu? Nie, sage ich dir, habe ich ein so junges Mädchen von so gereiftem Verstande, von so vieler Umsicht, so großer Geistesgewandtheit und so seltsamen Einbildungen gesehen. Aber du müßtest sie sehen, sie selbst hören, um mein Erstaunen zu theilen. Nie werde ich diesen Neujahrsbesuch vergessen; doch die geschehene Einladung will ich benutzen, und den greisen Propheten und die schöne Geisterseherin näher kennen lernen.

8.

Die Audienz beim Erzbischof.

London, im Februar 1633.

Heil dir, glücklicher Harry, du wohnest, wie der Seligen einer, in dem Paradiese, welches die Natur mit eigenen Händen baute, und kennst keine Welt, als die du dir selbst durch die Fülle deines Geistes schaffen willst. Ich aber bin, o daß ich das sagen muß! seit ich wieder in meinem Vaterlande wohne, wie einer, der in Verbannung lebt. Ueberall fremde Menschen, denen ich zuwider bin, und die mir, wenn es länger dauert, unerträglich werden. Ich bin, wiewohl ich kein Verbrechen auf mir habe, bloß des Kirchenglaubens willen, den ich von meinen Vorfahren erbte, gleich einem Geächteten. Die Presbyterianer, wie die Episkopalen, behandeln mich wie einen, der mit Himmel und Erde im Widerspruch, Gott und Vaterland zugleich verrathen muß. Meine Treue am Glauben der alten Kirche wird von den Fanatikern Fanatismus geheißen. Ich will gern zugeben, Harry, daß in unserer katholischen Kirche mancherlei Mißbrauch eingeschlichen sei von alten, wüsten Zeiten her. Am tadelnswürdigsten ist die zudringliche Einmischung des römischen Hofes in weltliche Angelegenheiten der Staaten und einzelnen Familien. Die Zeiten des Priesterregiments bei vernünftig und mündig gewordenen Nationen sind vorbei und sollen vorbei sein. Was geht es meinen innern Glauben an, ob der römische Stuhl mehr oder weniger Geldeinnahmen von Indulgenzen und Weihen und Dispensationen habe? Die heiligen Finanzspekulationen, diese frommen Geldschneidereien gehören nicht zum Christenthum. Aber was finde ich bei den Episkopalen, den Protestanten? Ist es nicht der nämliche Priesterstolz, die nämliche pfäffische Bosheit und Herrschsucht? Was finde ich bei den wilden Schwärmereien der Presbyterianer, bei zahllosen andern Sekten,

die aus dem verwesten Leichnam des alten Kirchenthums hervorgehen? Ich würde heute den Glauben ändern, wenn ich einen höhern anträfe. Aber übertreten heuchlerisch, aus Modeton, Politik, Menschenfurcht, Ehrgeiz — — keine Gewalt der Erde soll mich zwingen, mich selbst verächtlich zu machen.

Ich, wie alle Katholiken meines Standes, sind ohne Hoffnung, unserm Vaterlande dienen und nützen zu können. Wir sind verdrängt, gehaßt, wie Bastarde. Niemand steht uns gut dafür, daß wir nicht im ersten Pöbelaufruhr ermordet werden. Das schwankende Betragen des Hofes, der nur in Erweiterung oder Befestigung seines Despotismus nicht schwankt, verschlimmert die Sache der vielverdächtigten und vielverfolgten Katholiken. Wir mögen sein und thun, wie wir wollen, Alles verschlimmert unsere Sache. Wer da schweigt und gelassen duldet, wer ohne Vermögen, ohne Namen, ohne ausgezeichnete Gaben in unbemerkter Stille zu leben hofft, wird mit Füßen getreten. Wer durch Talent, Reichthum und Geburt die Augen auf sich zieht, wird nur um so heftiger verabscheut und mit Drohungen umringt.

Das Leben ekelt mich täglich mehr an. Die Menschen treiben sich, wie im Wahnsinn, durcheinander, wo jeder dem Abgott seiner Leidenschaften nachrennt, unbekümmert um den andern. Man versteht sich nicht mehr. Die Bande der gesetzlichen Ordnung lösen sich. Der König wird dem Volk verächtlich; der Hof verachtet und fürchtet das Volk. Es ist eine ungeheure politische Verwirrung. Sie wird sich in Aufrühren und Revolutionen schließen.

Der König bleibt seiner Erklärung treu; er will künftig ohne Parlament, aus eigener Kraft, regieren. Das Volk, ohne welches er Null wäre, soll Null sein. England will Er sein! Das Volk wird arm. Der Hof fährt fort, in üppigem Glanz, die Kraft der Nation zu verschwenden. Seine Pracht und die tausend Bedürfnisse seines Aufwandes zu bestreiten, macht er willkürliche Auf-

lagen, erzwingt er Darleihen, bereichert er sich mit Strafgeldern, welche die heillose Sternkammer diktirt. Daß vor fünf Jahren die Hand eines fanatischen Meuchelmörders den schändlichen Herzog von Bukinzham niederstieß, blieb für den Hof, für seinen Adel, für den ganzen Troß der Tyrannendiener fruchtlose Warnung. Die Elenden verlassen sich auf ihr Kriegsvolk, auf ihr Geld. „Wir wissen, was wir wollen," sagte mir eines Tages solch ein Höfling stolz ins Gesicht: „der Pöbel aber weiß es nicht, und zerfleischt sich unter einander selbst. Wir haben Schatzkammern und Zeughäuser genug, um den Pöbel nicht zu fürchten. Am mindesten gefährlich sind die einzelnen Schreier. Die bringt man schnell zum Schweigen, wenn sie sich ferner zu laut machen mit ihrem Geschrei von Freiheit und Volksrechten. Wollen sie im Gefängniß nicht besonnen werden, macht man die Freiheitsritter um eine Spanne kürzer, und stellt heilsame Warnexempel auf."

Was soll ich zu solchen Grundsätzen sagen? Sind das die Grundsätze, mit welchen man ein Volk beglücken, ein Reich groß, einen Thron fester machen kann? Ist denn die ganze Weltgeschichte ohne Lehre geblieben? Ist denn der Mutterwitz ganz aus dem Lande verloren gegangen? Man kümmert sich um die wahren Bedürfnisse der Nation nicht, weil man sie nicht kennt; und man kennt sie nicht, weil man sie nicht kennen will. Der schwache König weiß nicht, was vorgeht! Er beurtheilt die Nation nach den Urtheilen der Höflinge, die ihn umringen. Er hört nur den Wiederhall dessen, was er in seiner Selbstverblendung spricht. Die Stimmen der Nation werden unterdrückt. Jede freie Schrift empfängt den Schmachtitel eines Aufruhrlibells. Die Sternkammer erröthet nicht, zu den verhaßtesten und unter allen Nationen verabscheutesten Maßregeln Zuflucht zu nehmen. Man stellt Spione und Horcher an, nicht nur heimliche, sondern öffentliche, mit Besoldungen und ehrlichen Amtstiteln. Man erbricht Briefe, läßt

Hausuntersuchungen veranstalten, entweiht die Geheimnisse der bürgerlichen Familien mit unverschämter Frechheit; man schleppt, bloß aus Verdacht, auf Angebereien hin, ehrbare Leute in die Staatsgefängnisse, hält sie da Wochen, Monden, Jahre zurück; wenn man durchaus keine Schuld an ihnen finden kann, läßt man sie wieder frei, und hat dann die Stirn, noch die Milde, die Gerechtigkeitsliebe der Regierung zu preisen. Welch eine höllische Gerechtigkeitspflege das, erst Unschuldige im Verhaft umherzuschleppen, und dann sich zu rühmen, sie nicht bestraft zu haben, weil man sie nicht bestrafen konnte! —

Sieh, Harry, so weit ist's bei uns in England gekommen. Der Ausgang der Dinge läßt sich voraussehen. Es werden die dem Hofe verhaßten Grundsätze, eben weil sie verfolgt sind, desto eifriger, heimlicher verbreitet, desto begieriger von allem Pöbel verschlungen, Wahres und Falsches durcheinander. Der Brand frißt im Stillen um sich, bis die Flamme bei einem Anlaß und in einer Zeit aufschlägt, wo man sie am allerwenigsten erwarten wird.

Dies, lieber Harry, nimm als Einleitung zum Folgenden, was ich dir schreiben werde, aber ich selbst noch nicht weiß. Mehrere Vaterlandsmänner, und, aus begreiflichen Ursachen, die am meisten Leidenden, nämlich Katholiken, haben sich vereinigt, auf irgend eine Weise Schritte zu thun, das Loos ihrer Glaubens- und Elendsgenossen zu verbessern oder zu erleichtern, wenn es möglich ist. Sie haben viele Berathungen gepflogen. Durch Baronet Killbenny wurde ich in die Versammlung eingeladen. Einige äußerten ausschweifende Meinungen. Die große Mehrheit wollte auf gesetzlich erlaubten Wegen vorschreiten; verlangte nur durch Vorstellungen und Bitten bei Hof zu wirken. Andere schienen an Allem zu verzweifeln. Denn sie sahen die bisher versuchten Vorstellungen fruchtlos, und von der andern Seite Maßregeln der Gewalt gegen die augenblickliche Uebermacht des Hofes, als vergeblich an; auch

dann als vergeblich, wenn der Hof, beim endlichen Aufstehen der Nation, die Uebermacht verloren hätte, weil alle Katholiken nur der Schwärmerwuth der Episkopalen und Presbyterianer preisgegeben sein würden.

Am Ende bin ich beauftragt worden, durch persönliche Unterhaltung mit dem Erzbischof Laud den letzten Versuch zu wagen, und diesem über die Angelegenheiten unserer Kirche und deren Bekenner Licht zu geben.

Nun ist's geschehen!

Der Erzbischof ließ mich vor. Er hatte mir auf gestern Nachmittag die Audienz bestimmt. Er ist ein Mann von Gelehrsamkeit, Geist und vieler Gewandtheit. Er ist ein gefälliges Wesen; sein Aeußeres verkündet einen denkenden, kaltprüfenden Geschäftsmann. Dieser zweiundsechszigjährige Staatsruderer brennt für seine Lieblingsideen noch mit Jünglingsfeuer; aber zugleich hängt er mit zäher Hartnäckigkeit eines Greises, und ohne alle weitere Rücksicht, fest an dem, was er will. Er ist einer von den Menschen, die, weil sie obenan stehen, glauben, sie verstehen Alles am besten; die den Widerspruch für Rebellion halten und am zufriedensten sein würden, wenn die gesammte Menschheit zum Marionettenkram ihrer Hand würde. Dann, bilden sie sich ein, könnten sie die Arbeit unsers Herrgotts vollenden und die beste der Welten schaffen.

Er begann, mir über meinen verstorbenen Vater, über meine Familie, über mich selbst, viel Verbindliches zu sagen. Ich mußte ihm über die italienischen Höfe Manches erzählen; dann, bei seiner Frage, wie ich, nach meiner Rückkehr, England gefunden habe, sagte ich so schonend als möglich, was ich in der kurzen Zeit meines Aufenthalts erfahren hätte. Ich sagte ihm, man überschreite

auf allen Seiten und bei allen Parteien in leidenschaftlicher Erbitterung das gerechte Maß. Es könne so unmöglich auf gute Weise enden.

„Sie haben Recht," sagte der Erzbischof, „Sie haben vollkommen Recht. All unser Unglück ist Wirkung des Parteigeistes. Wir müssen uns um den Thron des Königs zusammenschließen, als Ehrenmänner, und dem tollen Parteiwirrwarr ein rasches Ende machen. Ich denke, der Augenblick ist nicht mehr weit, und der Sieg der guten Sache befestigt."

„Das gebe der Himmel!" rief ich: „aber nie schien mir dieser Sieg schwieriger, denn jetzt."

„Seien Sie ohne Kummer, Mylord. Es ist Alles wohl eingeleitet. Sie wissen ohne Zweifel, der König geht zu seinem Krönungsfest in wenigen Monaten nach Schottland. Verschiedene Häupter der Presbyterianer sehen ihren Irrthum und die Schädlichkeit ihres Widerstandes ein. Die andern werden folgen, oder müssen, wenn sie nicht wollen. Die presbyterianische Kirche wird mit der bischöflichen vereint, und somit die Supremacie des Throns in geistlichen Angelegenheiten über beide Königreiche anerkannt. Dann ist Friede."

„Aber die Spaltung könnte wohl auch fürchterlicher werden."

„Ich weiß, Mylord, was Sie sagen wollen, Sie halten seit einiger Zeit mit Dun-Ofallin, dem alten, fanatischen Narren, vielen Umgang. Ich wollte, Sie mieden ihn. Er schadet Ihrem Namen und Kredit. Er ist ein Wahnwitziger. Ich schone seiner, weil er in Schottland Anhang hat. Ist der König einmal in Schottland, dann wird dem Meuterer auf andere Weise zugesprochen werden. Ich rathe Ihnen, meiden Sie den Schwärmer, der bald zum Kinderspott wird."

„Mylord, die Katholiken werden das werden, was sie sein wollen."

„Wir wollen ruhige, treue Unterthanen sein, und flehen nur um die Gnade, daß man uns bei unserer Treue ruhig lasse; uns in unsern hergebrachten Rechten nicht beeinträchtige; nicht Papisten und Vaterlandsfeinde zu gleichbedeutenden Namen mache."

„Die Katholiken, Mylord, — Sie wissen es so gut als ich — können dem Hofe nicht gefallen, und sind der Nation verhaßt. Was wollen Sie, das man für sie thun soll, wenn Hof und Volk einstimmig wider sie sind? Der Theil muß endlich dem Ganzen weichen. Es ist bei uns weniger Streit um Glauben und Kultus, als um den Einfluß der römischen Kurie. Letztern können wir in Britannien nicht länger dulden. Es soll uns kein Fremdling, der am andern Ende Europens wohnt, Vorschriften geben, und England im Namen Christi brandschatzen. Es darf im Staat, wenn er wohlgeordnet sein will, kein Theil des Volks einen eigenen Staat machen. Das aber ist das Streben des katholischen Klerus. Er will unabhängig vom Landesherrn, will Meister sein, will wider den König eine Gegenmacht bilden. Darum hängt er dem Papst an. Das darf nicht sein. Wir wollen und müssen ein Volk sein, unter einerlei Gesetz, mit einerlei Interesse, mit einem König."

„Ich aber sollte glauben," sagt' ich, „dies könnte Alles auch bei verschiedenen religiösen Ueberzeugungen bestehen, und zwar bei uns, wie ehemals und zum Theil auch jetzt, in andern Ländern. Gesetzt nun, die Katholiken können und wollen ihre Ueberzeugungen nicht ändern?"

„Mylord, dann müssen sie sich gefallen lassen, was die öffentliche Meinung, und der Staat, gegen sie verhängt. Sie wissen, wie es den Protestanten, als Minderheit, in Frankreich geht."

„Verhüte Gott, daß es bei uns zum Bürgerkriege komme, und der wäre doch unvermeidlich."

„Hoffentlich wird es dazu nicht kommen; und wäre es, nun, dann ließe sich sein Ausgang berechnen. Doch, wie gesagt, Mylord,

dahin kommt's bei uns nicht. — Mylord, — da wir von der Sache reden, — ich habe schon mehrmals an Sie gedacht, Sie sind ein helldenkender Mann; Sie gelten bei Ihren Glaubensgenossen viel; die Irländer sehen auf Sie; — Sie könnten dem König und der Ruhe des Vaterlandes wesentliche Dienste leisten."

„Ew. Gnaden, wenn ich das könnte, wäre mir mein Leben feil. Befehlen Sie."

Der Erzbischof nahm einen freundlichvertrauten Ton an, und führte mich zum Kaminfeuer. Wir setzten uns, und nun fing er lange Reden über den Unterschied der Episkopalen und der päpstlichen Kirche an; zeigte ihre Uebereinstimmung in den wesentlichsten Dingen; stellte die abweichenden Lehren der Katholiken als Mißbräuche und Irrthümer dar; sprach darauf von meiner Pflicht, für König und Ruhe des Staats Alles zu opfern, und, wenn ich's wollte, welche glänzenden Aussichten mir geöffnet werden würden. Er endete damit, mir vorzuschlagen, zur englischen bischöflichen Kirche überzutreten, und meine Freunde zur Nachfolge zu bewegen. Ich erwartete diesen Ausgang seiner Rede.

Du kannst dir denken, Harry, was ich ihm ungefähr antwortete. Ich verachte jeden Heuchler. Wer wider seine Ueberzeugung in eine andere Kirche übertritt, und eine Art des Glaubens bekennt, welche nicht in seiner Brust wohnt, ist ein Heuchler; so wie der Heuchler ist, welcher in der Kirche seiner Vorfahren bleibt, deren Glaubenssätze seiner Ueberzeugung widersprechen, und nicht in diejenige Kirche frei hineintritt, mit deren Lehren er eines Sinnes ist. — Und könnte ich Heuchler genug sein, in eine der protestantischen Sekten überzugehen, so würde mein Uebertritt mir nur verdiente Schmach zuziehen, keine Nachfolge erwecken; und die Kirchenpartei entehren, zu der ich träte.

Der Erzbischof wandte seine ganze Ueberredungskunst an, mich zu erschüttern. Er erreichte seinen Zweck so schlecht, daß er zuletzt

sichtbar empfindlich ward, und meine Festigkeit, wie eigensinnigen Trotz, ansah, mit dem ich ihn ärgern wollte.

Er brach das Gespräch jählings ab, stand auf, und machte Miene, Geschäfte zu haben. Nun aber war's an mir, ihn noch um Gehör zu bitten. Er gab sich etwas lau dazu her. Ich fing an, ihm die bedenkliche Lage des Reiches vorzustellen. Ich zeigte ihm, daß, wenn der König nicht König aller Parteien wäre, sondern nur König einer Partei, die andern ihn bloß als Haupt ihrer Feinde ansehen würden. Gefährlich sei es immer, wenn ein Fürst mit seinem Volk zerfallen wäre; aber auch, wenn er in dem Prozeß die Oberhand behielte, bliebe der Prozeß selbst ein Flecken seiner Regierung und seines Lebens. Ich bewieß ferner: daß, wenn der König glaube, durch die große Zahl der Bekenner aus der bischöflichen Kirche, die er begünstige, stark genug zu sein, er doch auf diese Stärke nicht viel zählen dürfe, weil die Bekenner der bischöflichen Kirche wieder politisch getrennt wären, und die Mehrheit derselben mit den übrigen Kirchenparteien den Kummer und Verdruß über Unterdrückung der Volksrechte, über Vernichtung des Parlaments, über das eingeführte Spionensystem, über die durch die Sternkammer veranstalteten Verhaftungen, über die Erbrechung der Briefe, über die Hausdurchsuchungen, über die Vernichtung der Denk- und Preßfreiheit, ja der Redefreiheit, über die willkürlichen Auflagen und dergleichen theilten. Ich stellte ihm vor, daß die Unzufriedenheit dadurch, daß man mit Befehlen und Verhaftungen Alles zum Schweigen brächte, nicht gestillt, sondern vermehrt, stummer, aber inniger gemacht würde; daß es der Hof früh oder spät bereuen könnte, das Herz der Nation durch harte, ja zweckwidrige Maßregeln unversöhnlich erbittert zu haben. Die Nation fordere in kirchlichen Dingen nur Duldung. Möge die Mehrheit des Volks in England bischöflich sein; aber man hindere die in Schottland nicht, Presbyterianer, die in Irland nicht, Ka-

tholiken zu bleiben. Die Nation fordere in politischer Hinsicht gesetzliche Ordnung, weil in dieser allein nur wahre Freiheit wohne; außer derselben nur Anarchie des Volks oder Despotismus des Hofes stattfinde. Gesetzliche Ordnung aber bestehe nicht, so lange der Hof Befehle statt Gesetze gäbe, und die Willkür Eines oder einiger Personen den Willen einer ganzen Nation bände, die dadurch zur Knechtschaft entehrt würde.

Ich wollte darauf von den Katholiken, ihren bescheidenen Wünschen reden, — aber Laud unterbrach mich schnell; ward heftiger, als ich von einem so klugen Staatsmann erwartete, und fragte zuletzt kurz: „Mylord, reden Sie in Ihrem Namen, oder aus Auftrag der Katholiken?“ Ich antwortete: „Nur in meinem Namen; aber was ich sage, ist Gedanke und Wunsch aller meiner Glaubensgenossen.“

„Das letztere müssen Sie erst beweisen können!“ sagte er, und eine zornige Röthe überflog sein Gesicht. „Ihre übrigen Bemerkungen, die Sie mir vortrugen — erlauben Sie, daß ich ebenfalls offen rede — sind zum Theil einseitig, zum Theil falsch, weil Sie die Lage der Dinge mißkennen; zum Theil, nehmen Sie mir's nicht übel, besonders was Ihre prophetischen Drohungen gegen den König betrifft, aufs gelindeste gesagt, unbescheiden.“

Bei diesen Worten ging er rasch von mir und klingelte seinen Leuten im Vorzimmer. Ich verstand, daß er mich entfernen wollte, und verabschiedete mich.

Harry, ich sehe Unglück vor. Die Nachricht von meiner Unterredung mit Laud hat meine katholischen Freunde in die unbeschreiblichste Bestürzung und Verzweiflung gebracht. Ich beruhigte sie einstweilen damit, daß ich eine unmittelbare Audienz beim König selbst suchen wolle. Sie haben aber wenig Glauben an das Gelingen dieses Schrittes. Ich selbst nicht.

Es mag noch einige Jahre gehen; aber lange kann ein so wider-

natürlicher Zustand nicht dauern. Er ist widernatürlich, weil der König seinen Unterthanen einen Zustand aufdringen will, welcher durchaus mit den Bedürfnissen und Einsichten der Nation nicht vereinbar ist. Er zerstört die Natur der Dinge, und will eine andere geltend machen. Der König ist von seinen Umgebungen übel berichtet; aber diese selbst können unmöglich von der Lage des Volkes Klarheit und Vorstellungen haben. Denn, weil sie Allen Schweigen gebieten, außer den Maulfreunden ihrer Partei, hören sie nichts mehr. Nun halten sie das Schweigen für Beruhigung oder Zufriedenheit der Masse; halten, was nach ihren Begriffen das Beste ist, für Ueberzeugung und Willen des achtbaren Theils der Nation; nennen hingegen Alles, was ihren Maßregeln widerspricht, Rebellionssucht, Meuterei, Volksaufwieglerei, und gehen in Selbstverblendung so weit, daß sie sich für untrüglich achten, und gar nicht begreifen, wie eine und dieselbe Sache, von oben herab gesehen, ganz anders dasteht, als wie, wenn sie von unten hinauf betrachtet wird.

Oder glaubst du, Gährungen, wie diese, können ohne furchtbare Ausbrüche bestehen? Hier ist's um Meinungssachen, Geistesangelegenheiten, Ueberzeugungen zu thun. Den Hunger und Durst des Leibes kann man mit Nahrung stillen, nicht also den Hunger der Geister. Nicht die Gewalt beherrscht den Gedanken, sondern der Gedanke beherrscht die Gewalt, und die verzweifelnde Seele bietet zuletzt den Leib Todesgefahren feil, um eine höhere Sache zu retten. Das Vorgefühl des mit besonnener Staatsklugheit, oder vielmehr Staatsthorheit, herbeigezogenen Unglücks meines Vaterlandes quält mich oft peinlich. Die heute zu früh triumphiren, werden einst zu spät darüber weinen*). Wie die Sonne am Himmel,

---

*) Es ist bekannt, welchen Ausgang die Händel hatten. Die Unruhen stiegen. Karl I., vom Bischof Laud verleitet, versuchte erst durch

hat das Schicksal des Sterblichen, des Volks, des Menschengeschlechts seinen bestimmten Gang unter unabänderlichen Gesetzen der ewigen Weltordnung.

Harry, ich finde, daß das große Verderben der Staaten seine Urquelle in der heutigen Verziehung der Jugend hat, folglich in der Geistesblindheit und heillosen Befangenheit der Alten. Alle Gesetzgebungen sind eitel, wenn die, für welche sie aufgestellt sind, moralisch untauglich bleiben, sie zu begreifen und auszuüben. Die Solonen, Lykurge und Numa's der Vorwelt und unserer Tage begehen daher den ewigen Rechnungsfehler, daß sie Strafgesetze für Verbrechen erfinden, statt durch weise Stiftungen die Verbrechen selbst zu mindern. Sie arbeiten also mehr für Henker und Kerkermeister in die Hand, als für Zufriedenheit der Völker. Das ist das Unglück.

Alles ist verkehrt, und daher selbst das Himmlische in den Koth niedergezogen. — Und wehe dem, der das wagt laut auszusprechen.

Unterhandlungen, dann mit Gewalt die englische und schottische Kirche zu vereinigen. Darüber kam es in Schottland zum Aufstand. Der Lärmen in der Domkirche zu Edinburg vergrößerte sich bald zur Gesetzlosigkeit und Empörung in Schottland und England. Die Hefen des Pöbels schwammen, wie immer, in der allgemeinen Umwälzung oben auf; die Guten gingen unter, oder wurden nicht gehört. Schuldige und Unschuldige fielen durchs Schwert oder durch das Beil des Nachrichters. Auch Bischof Laud mußte auf dem Schaffot sterben; selbst König Karl ward zum Tode verurtheilt und am 30. Januar 1646 enthauptet. Er war von Natur ein gutmüthiger Mann, aber schwach, von falschen Rathgebern geleitet. Er zeigte sich erst in Seelengröße, als ihn nichts mehr vom Untergang retten konnte.

9.

Die Bekehrungsversuche.

London, am 3. März 1633.

Ich war in dieser Zeit oft bei Dun-Ofallin und seiner schönen Enkelin. Nirgends in London konnte ich das wüste Zeitalter und mich selbst so ganz vergessen, als dort. Das Mädchen — du spöttelst in deinem letzten Brief über mein Herz — nun ja, es hat Eindruck auf mich gemacht; aber Liebe und Verliebtheit ist da nichts zu nennen. Da ist keine Leidenschaft, welcher alles Andere unterliegen müßte. Ich würde die Gesellschaft dieser presbyterianischen Familie ungern vermissen; aber sie zu entbehren, wäre ohne Störung meines Glückes möglich.

Gern behorche ich mein Inneres über diesen Punkt. Es ist das erste Mal im Leben, daß ein Mädchen durch Geist und Anmuth des reinsten Gemüthes mein Wohlgefallen in solcher Stärke an sich zieht. Bin ich aber in Mary's Gesellschaft, ist's auch nur dies stille Wohlgefallen, welches mich belebt; nichts Anderes. Ich bleibe ruhig, gelassen, in meiner Alltagslaune. Ich gehe eben so zufrieden von ihr, als ich zufrieden gekommen bin. Unsere Unterhaltungen haben nichts, das auf irgend eine Leidenschaft hindeuten könnte, wiewohl ich zugebe, daß dies Mädchen fähig wäre, Leidenschaften zu entflammen.

Inzwischen bemerkte ich an mir bald, daß ich in meinen Zimmern, wenn ich einsam war, oft größere Sehnsucht nach jener Gesellschaft empfand, als der Genuß groß war, diese Sehnsucht zu stillen. Ich bemerkte, daß ich, war ich nicht bei Marien, sie mir unendlich schöner dachte, als ich sie, sobald ich zu ihr kam, in der Wirklichkeit erblickte. Vielmals ertappte ich mich auf schwärmerischen Träumereien, und ward überzeugt, daß nur die Einbildungskraft, nicht die Wirklichkeit es ist, wodurch Leidenschaften

entzündet werden. Um von diesen frei zu bleiben, ist's am kürzesten, die gefährlichsten Gaukelspiele der Phantasie zu meiden. Das that ich; und ich ließ mich nie selbst einsam. Ich gewöhnte, ich zwang mich, Marien als gleichgültige Person zu betrachten; besuchte andere Gesellschaften häufiger; blieb nie geschäftlos, und ging zu sehr ungleichen Zeiten zu Ofallin. So blieb ich, bei allen Reizen Mary's, eigener Herr. — Folge meinen Fußstapfen, Harry, wenn dir eine Mary begegnet.

Ofallin sieht wenig Gesellschaft; noch seltener fand ich fremde Frauenzimmer in der Gesellschaft seiner Enkelin. Sie verlassen das Haus nur, um in London Merkwürdigkeiten oder die Kirche zu besuchen. Mary lernt die Harfe bei einem jungen Italiener, Namens Fracastelli. Er gehört gewissermaßen zum Hause. Er ist eine Eroberung des frommen Ofallin, der ihn von der katholischen Kirche abtrünnig und zu der presbyterianischen bekehrt hat. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Beinahe argwohne ich, die reizende Enkelin hat mehr Theil an der vermeinten Bekehrung gehabt, als der ehrwürdige Alte. Der junge Mensch kann sich nicht verhehlen. Er ist Gluth und Seele, wenn er unterrichtet, wenn er zu Mary spricht, wenn sie ihn anlächelt. Er hat das Wesen eines Menschen, der sich selbst nicht mehr angehört. Er ist ein Anderer, wenn man ihn allein spricht, und außer Mariens Nähe eine todte, erloschene Kohle. Mary benimmt sich mit ihm, wenigstens in Gesellschaft, so gütig, wie mit mir und jedem Andern. Zuweilen zwar schien mir's, als schliche sich in ihr Betragen etwas Zärtliches gegen ihn ein; zuweilen aber, als wäre sie gegen ihn wieder kühler, denn gewöhnlich. Ich weiß nicht, wie die jungen Leute mit einander stehen. Doch läßt sich Alles sehr gut aus ihrem längern und vertrautern Umgang erklären. Auch geht mich die Sache wenig an.

Der Alte läßt mit seinen Bekehrungsversuchen noch nicht von

mir ab. Sogar Mary mischte sich in das Geschäft, vermuthlich von ihrem Großvater dazu ermahnt. Mit ihr aber hatte ich leichteres Spiel. Die Religion des Herzens geht über die Religion des Kopfes; und so konnte ich in voller Wahrheit sagen: „Miß, wir sind eines Gottes und eines Glaubens. Oder meinen Sie im Ernst, ich würde als Presbyterianer frömmer und besser sein, denn als Katholik?"

Sie antwortete mir mit fester Stimme: „Nein, Mylord."

„Oder meinen Sie, Miß Ofalkin, Ihre katholischen Voraltern seien dem höchsten Wesen minder lieb gewesen, als ihm heute die Presbyterianer sind?"

Sie antwortete noch einmal eben so fest ihr Nein.

„Nun denn, so will ich Ihnen mein offenes Bekenntniß ablegen," setzte ich hinzu. „Ich finde in der katholischen Kirche selbst viel Irriges, Untaugliches; das Beste darin ist das Wort Christi, nicht das aus spätern Zeiten zugefügte Menschenwerk und Geträume. Eben dies Göttliche erkenne ich in den Kirchen und Lehren der Presbyterianer, Puritaner, Episkopalen, und wie sie alle heißen; aber auch eben so jenes hinzugewachsene häßliche Menschenwerk, welches mir mißfällt Ich könnte also nicht die Religion, sondern nur die Kirche tauschen; das heißt, eine mängelvolle Einrichtung und Nebenmeinung mit der andern. Ist das der Mühe werth? Könnten Sie mich höher achten, wenn ich, ohne Ueberzeugung vom Bessern, mich zu Ihrem Kirchenbrauch hinwenden würde?"

Sie stand eine Weile mit gesenkten Blicken sinnig da. Dann schlug sie die Augen auf, sah mich mit einem Blick an, der mich durchdrang, faltete die Hände mit Inbrunst, wie eine Bittende, und sagte: „Ach Gott, wenn es möglich wäre, wenn es sein dürfte!" Sie sagte das mit einer Stimme und Geberde, helles Roth überströmte dabei ihre Wangen — sie hätte einen Türken zum Proselyten machen können. Dann drehte sie sich mit einer ihr unge-

wöhnlichen Heftigkeit von mir weg; sah durchs Fenster auf die Gasse und ließ mich wegen der Antwort in Verlegenheit. — Ruhiger wandte sie sich dann wieder zu mir und sagte:

„Mylord, ist dies Ihr unwandelbarer Sinn?“ — Und als sie meine Bejahung hörte, sprach sie: „Wohl, Mylord, ich ehre Ihre Denkart. Ich will Sie nicht weiter plagen. Ueber diesen Gegenstand sprechen wir nie wieder.“

Desto öfter hebt der Alte davon an. Als ich ihm aber eines Tages vom Antrag des Erzbischofs Laud sagte, mich von der katholischen Kirche zu der bischöflichen zu wenden, gerieth er in heiligen Zorn. „Vom Fegfeuer zur Hölle!“ rief er: „Mylord, lieber möchte ich Sie als Katholik sterben sehen, damit Sie nicht vom Irrthum in Heuchelei stürzen. Diese Episkopalen sind aus der Blindheit zur Verblendung gelangt, und von der Erstarrung zur Verstocktheit. Sie liegen in der Hölle, wie Schafe; der Tod benaget sie. Ihr Thun ist eitel Thorheit. Aber die Frommen werden gar bald über sie herrschen, und ihr Trotz muß vergehen; in der Hölle müssen sie bleiben.“

Dieser Zorn des frommen Greises gegen die Episkopalen hat gute Folgen für mich. So oft er von Bekehrung spricht, lasse ich nun die Episkopalen dazwischen treten.

10.

Die Audienz beim König.

London, am 26. Mai 1633.

Du hast Ursache, unzufrieden mit mir zu sein. Ich verdiene deine Vorwürfe, mein Harry. Ich hätte dir wenigstens mit wenigen Zeilen ein Zeichen meines Lebens geben können. Ich unterließ es, weil ich's von Tag zu Tag verschob. Aber nun sollst du, statt des

Briefes, ein ganzes Buch von meinen Abenteuern erhalten. Ein Strom von seltsamen Schicksalen fluthete mich aus dem Geleise meiner üblichen Lebensart hinweg. Ich will dir Eins ums Andere erzählen.

Am 6. März ward ich beim König zur Privataudienz gelassen. Ich hatte mit Ungeduld darum gebeten; noch ungeduldiger erwarteten meine Freunde den Ausgang derselben. Das Loos der Katholiken sollte dort gezogen werden.

Der Empfang beim König war kalt und verkündete Ungewitter. Der Monarch, sonst äußerst liebenswürdig, war diesmal wortarm, trocken, und hatte in seinem Thun und Lassen Gezwungenes. Ich bemerkte es; ließ mich aber nicht schrecken. Er befragte mich erst um meine Reisen. Doch in seiner Miene, in seinem Tone fand ich vollen Widerspruch mit seinen Worten. Er fragte um Dinge, die ihm äußerst gleichgültig waren. Auch unterbrach er mich bald, und fing von meinem Vater an. Er lobte die Tugenden desselben auf eine Weise, als wollte er damit nur ausdrücken, was er an mir vermisse. Ich betheuerte meine innigste Anhänglichkeit.

„Geben Sie sich keine Mühe," sagte der König mit etwas verdrießlichem Blick, „es ist mir nicht unbekannt, wie Sie von mir denken."

Als ich meine unwandelbare Ehrfurcht betheuern wollte, unterbrach er mich abermals, und verlangte mit wenigen Worten die Ursache zu wissen, die mich zu ihm führe. — Ich sprach darauf mit aller Ehrerbietung und Umsicht, aber auch mit aller Kraft und Lebendigkeit, welche das Gefühl des Rechts gewährt, von der verzweiflungsvollen Lage seiner katholischen Unterthanen.

Er ließ mich ausreden, hörte mich aufmerksam an, und sagte dann nach kurzem Stillschweigen folgende wichtige Worte: „Lord Baltimore, Sie denken, als Unterthan; ich denke, als König. Ich werde als König handeln; vergessen Sie nie, als Unterthan

zu handeln. Ich will in meinen Reichen Frieden, Eintracht, Ruhe; ohne dem kein Glück. Um Religionskriege zu verhüten, muß ich strenge Maßregeln nehmen. Sie thun mir leid, Ihres Vaters wegen. Was Sie für die Katholiken begehren, kann ich Ihnen nicht gewähren. Ich bin Ihnen keine Rechenschaft darüber; sondern sie nur dem Himmel schuldig. So wenig kann ich für Sie thun, daß ich bei dem gegenwärtigen Parteihaß, beim Zorn der Volksmenge gegen die Katholiken, Ihnen kaum persönliche Sicherheit versprechen kann. Dahin, leider! ist es durch die Widerspenstigkeit der Katholiken und Presbyterianer gekommen. Sie haben sich, Mylord, durch Unvorsichtigkeit geschadet. Ich kenne das katholische Komplot, in welches man Sie hineingezogen hat. Lassen Sie sich zu keinen Unbesonnenheiten hinreißen. Sie sind bei der Sternkammer verdächtigt. Man hat ein Auge auf Sie. Aus Achtung für Ihren Vater, und Ihres eigenen Friedens willen, gebe ich Ihnen den Rath, entfernen Sie sich auf einige Jahre aus England. Ihre Verhältnisse gestatten nicht, eine untergeordnete Rolle zu spielen, oder müßiger Zuschauer zu bleiben. Entfernen Sie sich auf einige Zeit. Neutral können Sie nicht sein, wenn Sie in England wohnen. Sie haben Todfeinde. Es sollte mich schmerzen, Sie durch Gewalt der Umstände oder durch demokratische Grundsätze, früh oder spät, unter den Gegnern meiner Verfügungen zu erblicken. Was ich thue, ist für Englands Glück. Aber es kann einige Stürme geben; ich fürchte die nicht. Die werden mein Werk vollenden helfen."

Ich bat um Erlaubniß, einige Worte vor Seiner Majestät zu meiner und der Katholiken Rechtfertigung aussprechen zu dürfen. Er ertheilte sie. Ich entdeckte ihm mein Verhältniß zu den Katholiken; das Verhältniß meiner Freunde, deren Zusammentritt man als Komplot denunzirt zu haben schien; sprach von der gährungsvollen Stimmung der Nation, und von Allem, was ich schon

dem Erzbischof Laud gesagt hatte, um den König zum Nachdenken über die gefährliche Lage des Reiches und zu mildern Gesinnungen zu bringen. Dann, nachdem ich lange geredet, schwieg ich.

„Haben Sie Alles gesagt, was Sie sagen wollten?“ fragte er ruhig. Ich bejahete es. „Gut!“ entgegnete der König: „So bereiten Sie sich, England zu verlassen. Es thut mir leid um Sie. Ich rathe Ihnen, wie ich meinem besten Freunde unter solchen Umständen rathen würde. Wenn Sie zu mir kommen, Abschied zu nehmen, werde ich Sie gern empfangen.“

Damit entließ mich der König.

In der That, Harry, die sonderbaren Aeußerungen des Königs und sein dringender Rath, England wieder zu verlassen, erfüllten mich mit Unwillen. Tausend Gedanken verwirrten sich in mir. Ich weiß noch jetzt nicht, wie ich aus dem Schloß, wie ich in den Wagen gekommen bin?

Abends erschienen, laut Verabredung, meine Freunde bei mir. Ich trug ihnen meine Reden und des Königs Antworten vor. Es war Todesstille. Niemand veränderte die Miene. Als sie die wiederholte, dringende Mahnung des Königs hörten, ich sollte England auf einige Jahre meiden, schien der Ernst Einiger in Erstaunen, der Andern in Hohn überzugehen. — Nachdem ich geendet hatte, sprang Oberst James Dikinson auf — du kennst den Brausekopf? — und schrie: „Er ist verloren, der König!“ — Ganz seltsam wiederhallte es aus dem Mund der meisten Andern im vollen Mißverständniß dessen, was Dikinson gesagt hatte: „Wir Katholiken sind verloren. Uns hilft nichts mehr. Es kömmt zum Bürgerkrieg. Wir unterliegen!“

Nachdem der erste Lärmen gestillt war, trat man in Berathung. Du kannst leicht denken, wie verschieden die Meinungen fielen. Alle diese Meinungen aber waren am Ende doch nur Wirkungen der ersten verzweiflungsvollen Bestürzung. Einige, ganz entmuthet,

wollten in Zurückgezogenheit von Geschäften ihr Schicksal abwarten; Andere Hab' und Gut verkaufen, und sich auf dem festen Lande niederlassen; die Meisten aber sich in ihre Heimath begeben, des Königs Aeußerungen kund thun, Bewaffnungen in aller Stille veranstalten, und mit dem Schwert versuchen, Freiheiten und Rechte ihres Volkes gegen Willkühren des Hofes zu behaupten. Ich redete nicht. Als man meine Gesinnungen vernehmen wollte, rieth ich, im ersten Aufbrausen keinen Entschluß zu fassen, der zu verderblichen Uebereilungen führen würde.

Wirklich hatte ich selbst keinen Entschluß. Die Sache war zu wichtig. Es handelte sich um Ehre, Freiheit und Religion, um unser Eigenthum und Leben. Die Mehrheit stimmte mir bei. Wir schieden von einander mit dem Beschluß, uns in vierzehn Tagen insgesammt wieder zu sehen.

11.

Der Traum.

Lange schwankte ich ungewiß über die Wahl meines Looses. Folgendes Tages empfing ich Besuche von den edelsten Männern, die in der Nähe des Königs leben. Auch Lord Juxon, der Schatzmeister, kam. Von Allen vernahm ich, daß der König, aus Huld zu mir, meine Entfernung verlange, weil er voraussehe, ich würde in verderbliche Unternehmungen verwickelt werden. „Sie können nicht in England, nicht in Irland bleiben," sagte der redliche Juxon, „ohne von den Katholiken früh oder spät zu einer Art Parteihaupt gehoben, mit dem Hof in Widerspruch gesetzt, und entweder das Schlachtopfer der Episkopalen, oder der argwöhnischen Katholiken, oder des Hofes selbst zu werden. Also verbannen Sie sich freiwillig auf eine Reihe von Jahren aus Ihrem Vaterlande. Es ist für die öffentliche Ruhe und für Sie selbst nützlich."

Ich erkannte aus dieser Rede, man halte mich für wichtiger, als ich war, oder sein wollte. Der Hof fürchtete in mir eine Hauptstütze der Katholiken gegen seine Anschläge. Sollte ich zu einer solchen Zeit Glaubensgenossen und Vaterland in der gefährlichen Lage lassen, nur auf meine Sicherheit bedacht sein? Mein Stolz sträubte sich. — Aber dem Hof verdächtig, den Episkopalen verhaßt, von Allen beobachtet: was konnte ich hoffen, für die Katholiken zu leisten? Sollte ich endlich je meine Hand zum Blutvergießen in Bürgerkriegen erheben? Nimmermehr. Der König dringt darauf, daß ich mich entferne. Sein Rath ist höflicher Befehl. Mein Ungehorsam wird seinen Argwohn verdoppeln; seinen Unwillen gegen mich lenken. Wie leicht wird es gewissenlosen Menschen, die ihm dienen, mich zum Verbrecher zu stempeln? — Des tugendhaften Juxon Warnungen kamen mir nicht umsonst.

Einige Tage verflossen in diesen Ueberlegungen. Ich sprach mit vielen meiner Freunde. Ich dachte an dich, und daß ich zu dir wollte, und mit dir, du mein Einziger, in Italien leben, wie in den vorigen Jahren. Aber dann vernichtete der Gedanke an mein Vaterland, und besonders an viele Katholische vom Adel, die ich schätze, deren Loos zu theilen ich entschlossen bin, denen ich Treue und Standhaftigkeit zugesagt habe, die auf meinen Rath hören, alle andern Plane.

Da trat eines Morgens Sir Ofallin zu mir ins Zimmer. Wir hatten uns schon seit einer Woche nicht gesehen. Er reichte mir seine Hand und sprach in seinem Prophetenton: „Fliehe, denn der Löwe brüllet, wer sollte sich nicht fürchten? Aber wehe dem, der die Stadt mit Blut bauet, und zurichtet die Stadt mit Unrecht!“ Schon aus diesem Eingang des frommen Mannes bemerkte ich, daß das Gerücht vom Willen des Königs wegen meiner Entfernung zu seinen Ohren gekommen sei. In der That wußte er ziemlich alle Umstände. Er hat Freunde am Hofe. Er scheint

seinen Aufenthalt in London nicht umsonst genommen zu haben. Auch von des Königs Reise nach Schottland wußte er schon. „Aber," setzte er hinzu, „der König geht mit eiteln Absichten und mit Gedanken, welche zu Schanden werden müssen. Darum spricht der Herr also: Wie man Silber, Erz, Blei und Zinn zusammenthut im Ofen, daß man ein Feuer darunter aufblase, und zerschmelze es: so will ich auch seine Anschläge in meinem Zorn und Grimm zusammenthun, einlegen und schmelzen."

Als er sich endlich in der gewöhnlichen Sprache der Menschenkinder näher erklärte, vernahm ich mehr, als ich selbst wußte, daß König Karl besonders deswegen nach Schottland reisen wolle, um die Presbyterianer schlechterdings mit den Episkopalen zu vereinigen, und zwar ihr ganzes Kirchenwesen zu vernichten. „Das gibt Unglück!" rief der Alte: „Die schottische Kirche soll eher zerstört werden, als entweiht sein; und ihre Kinder werden eher auf dem Schutte sterben, denn daß sie sollten ihr Heiligthum irdischen Machthabern überantworten. Darum, Mylord, gehorchen Sie dem König, schütteln Sie den Staub von Ihren Schuhen, und wenden Sie dem nahen Gräuel den Rücken. Es kann ja wohl sein, daß ich alter Mann, wenn ich meines Vaterlandes Knechtschaft vollendet sehe, mich aufmache, und Ihnen nachfolge in die Einsamkeit der Kolonien jenseits des Weltmeers, wo die Indianer zu Ihren Füßen sitzen. Da will ich dann den Heiden predigen, und Ihnen den Herrn verkündigen; denn hier wird ein neues Ninive erbaut und ein neues Babel."

„Wie meinen Sie das, Sir Ofallin?" sprach ich. „Wer sagte Ihnen, daß ich zu den Indianern über das Weltmeer wolle? Ich habe wirklich noch keinen festen Entschluß genommen. Wahrscheinlich, wenn ich England meiden muß, begebe ich mich zu meinem Freund Otham wieder nach Italien, und warte den Ausgang der Unruhen und die Zeit ab, da ich mit Sicherheit hier wohnen kann."

„Das werden Sie nicht. Meine Mary hatte im Traum ein

Gesicht. Und sie sah die Schiffe, auf welchen Sie mit hundert Rittern in das fremde Land kamen, wo Sie unter einem hohen Baum saßen, und die Wilden Speise zu Ihnen brachten, und auf Ihre Worte horchten. Die Andern aber fällten Bäume, und schlugen Hütten auf am Ufer des großen Flusses, der dort ins Meer sich ergeußt."

Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren; aber doch überraschte mich der Gedanke mit unbeschreiblicher Gewalt. Ich dachte nämlich an die Schenkung, welche der König meinem Vater in Amerika gemacht hatte, und gedachte dazu der Worte meines sterbenden Vaters. Wie, wenn ich dort allen Müden, Geplagten und Verfolgten, Allen, die früh oder spät ihres Glaubens willen aus dem Lande zu gehen Lust haben, sichere Zufluchtsstätte bereitete? Dieser Gedanke stand plötzlich in voller Klarheit. Es ward mir, als sei dies die edelste Aufgabe meines Lebens; als sei Marie der Engel, durch welchen sich mir der Himmel offenbaren wollte.

Ich erwiederte dem Alten, daß der Traum Mariens in der That keinen ganz ungemäßen Rath zu geben schiene; und erzählte von meinen Besitzungen im Norden des Potowmakflusses, wovon Dun-Ofallin nichts wußte. „Wohl, Mylord," sagte er, „dort werden Sie Hütten bauen. Gott sei mit Ihnen. Vertrauen Sie auf den Herrn. Er wird Sie führen an seiner rechten Hand."

12.

Die Annäherung.

Denselben Tag gegen Abend besuchte ich Ofallins Haus. Er hatte mir gesagt, seine Enkelin wäre unpäßlich. Ich fand sie in ihrem Zimmer allein. Sie sah blaß, und ihre Augen schienen verweint. Sie empfing mich mit gewohnter Güte. Es schwebte etwas

Unnennbarschönes über ihr schwermüthiges Lächeln, mit dem sie mich grüßte.

Nie um das Wort verlegen, wußte sie sogleich hundert Kleinigkeiten zu erzählen. Aber was wird nicht durch den Zauber ihrer Ansichten, durch die eigenthümliche Art, in der sie Alles nimmt, was sie berührt, wichtig? Sie hatte mich längst schon in den Kreis ihrer Häuslichkeiten hineingezogen, daß ihr Vogel, ihre Blumen am Fenster, ihre Bilder, ihre Lesereien, die kleinen Angelegenheiten ihrer Bekannten hohe Bedeutung für mich gewonnen hatten. Du bist so glücklich, Harry, eine Schwester zu haben. Ich aber sah die Frauen bisher nur im äußerlichen Festkleide. Diese Miß Ofallin ist das erste Frauenzimmer, dem ich mich in ihrem Heimathlichen nähern darf. Welch eine Verschiedenheit, Welt und Leben eines Mädchens, und eines Mannes Leben und Welt! — Man vergißt herzlich gern die großen Gegenstände der Wissenschaften, der Nationen, der eigenen Verhältnisse neben den liebenswürdigen Kleinigkeiten eines Hauswesens, wo der Genius eines sinnvollen Weibes waltet.

„Sie aber scheinen nicht froh zu sein, Miß Ofallin?“ sagte ich, und unterbrach ihre Erzählungen. „Ihre Augen haben noch eine Trübheit, wie nach Thränen. Wenn ich unbescheiden bin mit meiner vertraulichen Frage, so halten Sie es der ängstlichen Aufmerksamkeit auf Alles, was Sie angeht, zu gut.“

Sie antwortete lächelnd: „Wenn wir Mädchen einmal weinen, will es eben so viel und so wenig sagen, als wenn Männer toben. Es liegt in der Natur, daß sich jeder Theil auf seine Art das Herz erleichtert. Schmerz will sein Recht haben. Und man kann nachher wieder über sich selbst lachen, wenn man seinen Verdruß auf eine oder die andere Art ausgeweint oder ausgezürnt hat.“

„Wer möchte so böse sein,“ sagte ich, „Ihnen Verdruß zu machen?“

Lächelnd und doch mit gutmüthigem Bedauern sah sie mir in die Augen, und sagte: „Vielleicht Sie selbst, oder vielmehr — — —“

„Wie? ich selbst? Miß,“ rief ich, indem ich ihre Hand ergriff und zu meinen Lippen führte.

In dem Augenblick ging die Thür auf. Fracastelli trat, mit einer Zither unter dem Arm, herein. Sein Gesicht war aschfarben. Der junge Mensch schien bestürzt; wandte sich schnell; ging zurück, und schloß die Thür.

„Treten Sie nur herein, Fracastelli!“ rief ihm Miß Ofallin nach. Er aber war schon verschwunden.

„Und ich trüge die Schuld von Ihrem Verdruß, Miß Ofallin?“ fragte ich.

„Wenn Sie nicht, doch Ihr und ganz Englands Schicksal!“ sagte sie. „Wer kann denn gegen so viel gestörtes Lebensglück gleichgültig bleiben? Was will aus England, Schottland, aus meinem Großvater, aus Ihnen, aus Allem werden! Ein wenig Rechtlichkeit, ein wenig Duldung Aller gegen Alle, und man könnte, in dieser Welt, des Lebens froh sein! Sehen Sie, das machte mir den Kummer, den ich schon jetzt nicht mehr habe, nun er ausgeweint ist. Jetzt erlaube ich Ihnen, mich dafür ein wenig auszuspotten.“

„Nimmermehr!“ rief ich: „vielmehr Sie bewundern, und mich ausspotten muß ich. Denn ich habe eben diesen Kummer noch nicht überwunden.“

„So erlaube ich Ihnen, recht von Herzen ihn auszutoben. Haben Sie das gethan, so werden Sie wieder Alles von der bessern Seite sehen, nicht weil die Welt eine bessere Seite bekommt, sondern weil Sie auf einen andern Standpunkt übertreten, auf den bessern, wohin Sie der Verdruß jetzt nicht kommen läßt. Auf mein Wort, toben Sie nur ein wenig, Mylord.“

„Was gewänne ich dabei? was die gute Sache? Wenn schon die Seele über das, was Edles untergehen muß, trauert, ist's

doch besser, die menschliche Ohnmacht in sich anzuerkennen, dem Schicksal sich nicht kämpfend entgegenzuwerfen, sondern mit Gelassenheit, was es bringt, zu nehmen, und dafür zu geben, was man soll, oder was man kann. Das ist mein Grundsatz."

„Ei, Mylord! so sind Sie schon da, wohin ich Sie wünschte. So habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen. Ich hätte es wohl wissen sollen. Denn mein guter Großvater selbst erzählte mir, mit wie vieler Ergebung in Ihr Verhängniß Sie vom Willen des Königs, wegen Ihrer Entfernung aus England, gesprochen haben. — Und Sie gehen über Meer? nach Amerika?"

Die Frage, jetzt von den Lippen Mariens gethan, jagte mir einen kleinen Schauer ab. Bisher konnte ich mit einem gewissen Leichtsinn an eine Reise über den Ozean denken, oder vielmehr ich hatte nie recht ernsthaft daran gedacht. Nun aber sah ich in dieser Fahrt eine Trennung von dem Umgang mit der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts. Es ward mir zu Muthe, als sei ich da, Abschied zu nehmen, als sehe ich die Engelsgestalt zum letzten Male.

Antworten konnte ich nicht. Ich zuckte die Achseln. Es lag mir auf den Lippen, ihr zu sagen, es wäre mir leicht, in den entferntesten Winkel des entferntesten Welttheils zu gehen, wenn ich hoffen könnte, nur ihr dort zu begegnen. Ich erröthete, aber gewiß nur vor mir selbst. Das wollte ich, das sollte ich ihr nicht sagen. Es überraschte mich, solche Gefühle, solche Wünsche in mir laut werden zu lassen. Ich beseitigte sie, als wenn es unbesonnene Redensarten wären; und, ich gestehe es dir, Harry, sie waren es doch nicht.

Mary bemerkte meine Verlegenheit. Sie sah mich mit unbefangener Ruhe an, und schien in meinem Innern zu lesen; aber wie ihr Blick dem meinigen begegnete, schien meine Verlegenheit ihre eigene zu werden.

Während wir schweigend vor einander standen, trat ihr Großvater herein. Das Gespräch ward willkommen abgebrochen, und lief in behaglicher Wendung über die Tagesgeschichten hin.

13.

Der Meuchelmord.

Nie im Leben ward ich so vielseitig bewegt. Der Wille des Königs, der Gedanke an Amerika, das Loos meiner Freunde, das Schicksal der Katholiken, und dazu, was ich selbst nicht recht eingestehen wollte, meine allzugroße Freundschaft für Miß Ofallin, — das Alles machte mir beinahe schlummerlose Nächte. Ich konnte keinen festen Entschluß fassen. Bald nahm ich mir vor, in England zu bleiben, und das Aeußerste zu erwarten, durch unbescholtenen Wandel den Argwohn des Hofes und den Fanatismus der Episkopalen zu entwaffnen; bald nach Frankreich zu gehen, um in der Nähe des Vaterlandes zu bleiben, — ich bekenne, daß auch der Gedanke an die Möglichkeit, die schöne Ofallin zu sehen, darauf Einfluß hatte — bald, mit dir in Italien zu leben; bald, nach den Ufern des Potowmak mit katholischen Freunden auszuwandern, und dort eine den Stürmen Europa's entlegene Niederlassung unter weisen Gesetzen zu gründen. Ich wußte nicht, was ich wollte.

Allerdings, Harry, das räume ich ein, hätte ich Miß Mary nicht gekannt, die Entscheidung wäre leichter gewesen. Ich liebe sie. — — — In ruhigern Tagen würde ich kein Bedenken getragen haben, ihr diese Empfindung zu bekennen. Ich würde um ihre Hand geworben haben. Jetzt mußte mein Gedanke auf andere Dinge gerichtet sein. Es war Pflicht, mich selbst zu bestreiten. Es war an mir, Mann zu bleiben, unabhängig von jeder Leiden-

schaft, und einer höhern Sache anzugehören, mit der das Wohl von tausend Andern verknüpft ist.

Der Tag kam, daß sich die Edelleute bei mir versammeln sollten, und noch wußte ich nicht, welchen Vorschlag thun? — Ein wüster Vorfall entschied.

Den Tag vor der Versammlung brachte mir einer meiner Diener einen Brief, den, während ich in Geschäften ausgegangen war, ein Bote gebracht hatte. Ich erbrach ihn. Es war eine weibliche Handschrift. Ich hätte schwören sollen, Miß Ofallin habe die Zeilen geschrieben. Diese lauteten folgendermaßen:

„Mylord! verlassen Sie heute und in den nächsten Tagen Ihre Wohnung nicht. Es steht Ihnen ein Unglück bevor. Ihr Leben ist in Gefahr."

Ich rieth lange an dem Räthsel. Es ward mir immer wahrscheinlicher, Miß Ofallin sei die Verfasserin. Eben den Abend hatte ich beschlossen, sie zu besuchen, nach meiner Gewohnheit. Aber unbegreiflich war mir, wie sie von einer mir drohenden Gefahr unterrichtet sein konnte. Vielleicht durch ihren Großvater, der mich schon oft vor dem Pöbel der Episkopalen gewarnt hatte. Warum sprach sie nicht deutlicher! Warum war Dun-Ofallin, bei seiner Freundschaft für mich, nicht selbst gekommen? — Es war schon spät am Tage. Ich beschloß, mich sogleich über die Sache aufzuklären, warf den Mantel um, und begab mich zu Ofallins Wohnung. Hier vernahm ich, er sei verreiset; auch seine Enkelin abwesend. Mißmuthig eilte ich zurück. In der Nähe meines Hauses fühlte ich mich jählings von hinten durchstochen. Ich wandte mich. Es gingen in der Dunkelheit mehrere Menschen auf der Straße. Ich schrie: Mörder! Man kam zu mir. Ich sagte, was geschehen sei. Plötzlich ward ich von einer großen Menschenmenge umgeben. Man führte mich in mein Haus. Vom Thäter wurde nichts erfahren. Der Wundarzt beruhigte mich. Ein Messerstich war mir

unter der linken Achsel, an den Rippen streifend, durchs Fleisch gegangen.

Die Sache machte Aufsehen. Ganz London bezeugte mir Theilnahme; selbst der Hof. Mein Haus war den folgenden und alle folgenden Tage von Nachfragenden bestürmt. Ich empfing mehr Besuche, als ich wünschte. In öffentlichen Blättern ward geradezu von einem Komplot gegen mich geredet. Einige schienen, indem sie die Gräuelthat ehrbar zu verabscheuen Miene machten, nicht ganz unzufrieden zu sein. In solchen Flugblättern ward von Umtrieben und Vermessenheit der Katholiken in England gefaselt, und dann hinzugesetzt (als sollte es ein Wink sein), daß das brittische Volk sich zuletzt in seinen Rechten gegen die ewigen Unterdrücker, auf welche Art es sein möge, Schutz schaffen müsse. — Dahin also ist es bei uns gekommen, daß man nicht nur mit Schwärmerwuth Meuchelmördereien begehen, sondern sogar mit kaltem Blut billigen kann! O mein unglückliches, geschändetes Vaterland.

Doch ich breche ab. Die Wunde hat mich nie so geschmerzt, als die ruchlose, herz- und geistverderbende Gesinnung der gegenwärtigen Menschheit. Ich mag nicht mehr in England leben. Mein Entschluß steht fest, auszuwandern nach Amerika, und mir und hundert Unglücklichen ein neues Vaterland zu bauen, wohin die rasende Philosophie oder die blutdürstige Religions- und Freiheitsliebe unserer Zeit ihren tückisch-heroischen Frevelsinn noch nicht getragen hat.

Du wirst mir's wohl glauben, Harry, daß ich mich am Tage nach meiner Verwundung mitten im Schmerz selig fühlte, als ich nach kurzem Schlummer erwachend, folgendes Briefchen fand:

„Warum, Mylord, verschmähten Sie meine Warnung? Oder empfingen Sie den Zettel nicht, welchen ich gestern schrieb? Der Dolchstich, der Sie traf, hat auch mich bluten gemacht. Gott, dem Erbarmer, sei Dank, daß die Wunde, zwar nahe Ihrem Her-

zen, ohne Gefahr ist. Auf den Knien flehe ich zu ihm für Ihre Genesung. Mein Großvater kommt heute nach London zurück. Mylord, schonen Sie sich. Ich schreibe unter tausend Thränen. London stinkt mich an, wie eine Mördergrube. Dem Wahnsinn ist nichts Heiliges mehr in der Welt. Ich wäre ruhiger, wüßte ich Sie nur erst fern von England. Aber Sie sind ja überall in Gottes Hand. Vertrauen Sie der Vorsehung. Ich will vertrauen. Ich bete ohne Unterlaß für Sie."

Die Handschrift war mit der des vorigen Tages gleich, und nun klar, daß es Zeilen von der Hand der schönen Mary waren.

Ihre Theilnahme erquickte mich tief. Ich legte beide Briefe unter mein Hauptkissen; hielt meine Hand auf das Papier. So war mir wohl. Ein wirkliches Kind ward ich in meinem Wundfieber. Harry, eben dies Fieber, die Einsamkeit, das Unbeschäftigtsein, das ungestörte Träumen von der Unvergleichlichen brachte meinem Herzen mehr Gefahr, als das Messer des Mörders.

Der greise Ofallin war am zweiten Tage nach London gekommen. Ich schlief, als er kam; hatte aber befohlen, ihn hereinzulassen. Da ich erwachte, sah ich ihn knieend auf einem Fußschemel vor meinem Bette. Er hatte seine Hände sanft auf meiner Brust liegend. Sein Auge war gen Himmel gerichtet. Eine Thräne hing auf seinen Wangen. Seine Lippen beteten leise. Ich kann dir unmöglich beschreiben, welchen Eindruck diese ehrwürdige Erscheinung auf mich machte. Es war ein betender Moses.

Als er mein Erwachen bemerkte, sammelte er sich, stand auf und sagte mit leiser, weicher Stimme: „Er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen. Der uns hat geschlagen, er wird uns auch heilen!"

Von ihm nun erfuhr ich, daß Mary in der Nacht vor dem versuchten Meuchelmord mich blutend im Traum gesehen habe, wie ich, von vielen Menschen umringt, weggeschleppt worden sei. Dar=

um habe sie mich gewarnt. — Was denkst du dazu, Harry? Das mahnt an Calpurnia's Traum vom Cäsar. Es ist etwas Wunderbares in diesem Mädchen.

Dun-Ofallin mahnte mich dringend, England auf einige Zeit zu verlassen, sobald ich hergestellt sein würde. Er zweifelte selbst nicht, daß Glaubenshaß eines Episkopalen nach meinem Leben getrachtet habe.

14.

Die Versammlung der katholischen Edelleute.

Sobald ich das Bett verlassen konnte, war ich nur mit Anordnung meiner häuslichen Angelegenheiten beschäftigt. Nicht, als ob der Entschluß, Europa zu verlassen, schon unerschütterlich gestanden wäre, sondern um durch hellern Ueberblick meines Gesammtvermögens, und dessen, was ich beim Wagstück eines außerordentlichen Unternehmens allenfalls zu gewinnen, oder einzubüßen hätte, zur Erkenntniß zu gelangen, ob ein Zug nach Amerika zu meinen Planen gehören dürfe. Als ich aber überzeugt ward, daß zur Ausrüstung der Schiffe, zur Ueberfahrt, zur Herbeischaffung der Lebensmittel in den zwei ersten Jahren für einige Hundert Personen, selbst wenn alle auf meine Kosten leben müßten, noch nicht volle drei Viertheile meines Vermögens erforderlich wären; daß, wenn auch der Entwurf einer großen Niederlassung in einer der fruchtbarsten und bequem gelegensten Gegenden der neuen Welt aus unvorhersehbaren Ursachen mißlingen sollte, ich dennoch mehr, als nöthig, um standesgemäß in Altengland zu leben, von meinen Besitzthümern behielte: war der Gedanke selbst nicht ganz zu verwerfen.

Mein Vater, wahrscheinlich mehr aus Neugier, als zu andern Zwecken, hatte über jenes ihm erblich durch des Königs Huld verliehene, unbekannte Land Erkundigungen einziehen lassen. Er

hatte nicht nur Berichte mehrerer Schiffahrer und Handelsleute über die Natur des Bodens und Himmelsstrichs gesammelt, sondern auf eigene Kosten durch einsichtsvolle Männer ein Jahr lang das Land untersuchen lassen. Ich fand dies in seinen Papieren, mit Bemerkungen seiner Hand. Er hatte mit so ungemeiner Sorgfalt jede Einzelnheit zum Gegenstand besonderer Forschungen gemacht, daß mir zuweilen schien, als hätt' er selber ernstere Plane gehegt.

Die Versammlung der katholischen Edelleute, durch den Mordanschlag gegen meine Person lange verzögert, ward endlich in meiner Wohnung gehalten. Schon früher hatt' ich Einzelnen von ihnen, die mich besuchten, erklärt, daß ich in keinem Fall, auch wenn alle Andern in England bleiben wollten, hier bleiben könne und möge; daß ich entweder meinen Aufenthalt in Italien nehmen, oder mehrjährige Reisen durch Europa machen, oder auf eine Niederlassung am Potowmak denken werde, wo mir das Land erblich gehöre. — Daher waren die allfälligen Entwürfe oder Vorschläge, die ich machen konnte, keinem in der Versammlung mehr unbekannt.

Demungeachtet verlangte man von mir, ich solle zuerst reden. Ich sagte ihnen: Nur zwei Fälle könnten stattfinden. Entweder würde man in England bleiben und hier für sich und das Vaterland das Letzte wagen. In diesem Falle könne ich nicht mitsprechen, weil ich zur Auswanderung entschlossen sei. Oder man sei zur Auswanderung entschlossen, wie ich. Dann komme es darauf an, ob jeder einzeln eigenen Planen folgen, oder auch in der Fremde ein Beisammenbleiben Aller wolle. Beiden stimme ich zu, und im letztern Fall böt' ich meine Besitzungen in Amerika allen verfolgten Katholiken des Vaterlandes zur Zufluchtsstätte. Ich las die königliche Schenkungsurkunde ab, und legte die Papiere meines Vaters in Betreff des Potowmaklandes vor.

Die Sache war schon ziemlich reif geworden, ehe man noch

zur Versammlung gekommen war. Einstimmig äußerte sich Alles für eine Niederlassung in Amerika, nur forderte man mich auf, zu erklären, unter welchen Bedingungen ich die Freistätte aufschließe? Obgleich auf diese Frage nicht vorbereitet, glaubt' ich doch die allgemeinen Grundsätze aussprechen zu dürfen, unter welchen ich meine amerikanischen Besitzungen zur Gründung einer neuen Kolonie anböte. Das Land, sagte ich, bleibt mein und meiner Erben Eigenthum. Ich gestatte jedem, sich nach Gefallen Güter auszuwählen, und ich verkaufe sie jedem nach gemachter Schatzung ihres jetzigen Werths, oder gebe sie gegen Grundzins vom jedesmaligen Ertrag in Lehen. Ich behalte mir das Recht vor, erster Gouverneur der Kolonie zu sein. Jeder, weß Landes, weß Glaubens er sein mag, soll das Recht der Niederlassung daselbst erhalten. Auflagen sollen nur mit Bewilligung Aller gemacht werden können. Ist die Kolonie zahlreich genug, mag sie sich selbst eine zweckmäßige Verfassung geben, doch soll diese ewig auf den von mir ausgesprochenen Grundsätzen beruhen: daß alle Bürger gleiche Rechte haben; daß keine Stelle erblich gemacht werden könne, selbst die des Gouverneurs nicht in meiner Familie; daß jeder christliche Glaube ungestörte Freiheit genieße; daß Niemand gesetzlich verfolgt werden könne, der nicht erwiesen ein Gesetz verletzt habe. — Zu diesem Allem fügte ich noch, daß ich, aus Liebe zu meinen Schicksalsgefährten, ohne Eigennutz die ersten Vorschüsse denen machen werde, welche nicht im Stande seien, die Kosten der Ueberfahrt und der nöthigen Anschaffungen zu bestreiten.

Als ich ausgeredet hatte, standen Alle von ihren Sitzen auf, mir zu danken. Jeder gestand, seine Erwartungen wären übertroffen. Säammtliche Anwesende zeigten sich entschlossen, die Niederlassung mit mir zu gründen. Es waren ihrer dreiunddreißig Katholische vom Adel; mehrere von beträchtlichem Vermögen und Ansehen darunter. Sie verlangten meine Grundsätze und Bedingun-

gen schriftlich, als förmliche Urkunde, in mehrern gleichlautenden Abschriften; sie wären insgesammt bereit, zu unterschreiben.

Auch der geistvolle Harford war in dieser Versammlung. Du kennst den Herrlichen, Harry, der uns in Mailand durch Einsichten und Gesinnungen so innig an sich zog. Er ist schon seit einem Jahre wieder in England, und einer der Thätigsten für die Rechte der Katholiken und die Freiheit des Landes gewesen. Seine Reden in unserer Versammlung verbreiteten Begeisterung in allen Gemüthern. Ich selbst, nun ich die Entschiedenheit, die Freude Aller sah, ward davon ergriffen. Ich denke mit Lust an das Vaterland jenseits des Ozeans; Harry, ich denke mit Lust daran, denn ich hoffe heimlich auf dich. Was kann dich bei deiner freien Denkart an Europa fesseln?

„Die Weltgeschichte," sagte Harford unter anderm, „ist die Lebensgeschichte der Menschheit, und hat von Zeit zu Zeit, wie der Lauf des Lebens von einzelnen Sterblichen, Lichtparthien, in denen sich die göttliche Vorsehung heller offenbart. Darum mußte die neue Welt erst vor zweihundert Jahren entdeckt werden, nicht früher, nicht später, bis das menschliche Geschlecht in Europa den Grad der Zivilisation erreicht hatte, der es mit sich selbst in Zwietracht und Gährung brachte. Als Indien, Aegypten und Persien überalt geworden, war Griechenland schon da, Freistätte der Musen zu werden; als die Osmanen Griechenland zur asiatischen Barbarei weihten, wurden die letzten Funken vom Altar menschlicher Wissenschaft in das Haus der florentinischen Mediceer getragen. Daran entzündete sich der ganze Occident herrlich. Nun, da der europäische Orient in Sklaventhum liegt, und der Occident bald seine Sonne untergehen sieht, wird die hier untergehende die neu aufgehende in Amerika. Das seh' ich vor, wie heut Krieg unsern ganzen Welttheil erschüttert, wird ihn das Kriegsfieber noch Jahrhunderte nicht verlassen. Die Spreu muß sich vom Korn scheiden.

„Amerika oder Europa! — welcher Mann von Kraft und Lebenslust mag zwischen beiden schwanken? — Hier Zeuge sein des schweren Todeskampfes alter Formen, alter Ideen, alter Reiche; dort Stifter sein neuer Ordnungen, neuer Staaten. Hier die Zerrüttungen, die Religionskriege, die Bürgerkriege, die Revolutionen an Höfen und in Völkern; dort der Friede, der Pflug, die Wissenschaft, die Gründung neuer Städte und Gesetze. Hier unterm weltlichen und geistlichen Despotismus, Knechtschaft des Glaubens, Knechtschaft des Gedankens, Ueberhandnehmen orientalischer Tyrannei, orientalischen Kasten- und Ständewesens, orientalischer Geistessklaverei, orientalischer Kriegs- und Verwüstungslust, orientalischer Ueppigkeit der Höfe, orientalischer Armuth des großen Haufens; dort der Mensch in sein ewiges Recht eingesetzt, frei in Glauben und Meinung, ohne Herrn und ohne Knecht, so reich, als sein Fleiß, so groß, als sein Werth ihn macht; Eroberer mit dem Spaten, Verbreiter göttlicher Gedanken unter Wilden, während in Europa die vornehmen Wilden die göttlichen Gedanken mit Kerker und Verbannungen strafen. Hier das mühselige, blutige, aber eitle Streben, Mißordnungen, Vorurtheile, Ketten, Foltern und andere Erbstücke einer rohen Vorzeit abzuthun und den gesunden Menschenverstand gegen Unnatur in sein Recht einzusetzen; dort die schlichte Vernunft und Natur oben an, in ungehemmter Freiheit, von keinen Höfen, Ministern, Sternkammern, Priestern, Censuren, Inquisitionen bedrängt, das Bessere bauend. — Wer mag da schwanken in der Wahl. Fort nach Amerika! Ich habe drei Söhne; ich will ihnen ein Vaterland geben, hier haben sie nur ein weites Gefängniß. Ich will sie zu Bürgern mit königlichen Rechtsamen machen auf ihren Gütern; hier sind sie nur Knechte mit Titeln, und haben keinen Vortheil höherer Art, als das Vorrecht, ihre Fessel mit einem breiten Ordensband zu verdecken.“

Es war allgemeiner Jubel. Alle Noth schien besiegt. Jeder

wünschte, der Tag der Abreise wäre schon morgen. Auf mein gegebenes Wort bauend, erklärte jeder, er wolle sein Hauswesen bestellen, Kolonisten werben, die Nothwendigkeit zur Niederlassung besorgen. Mancherlei Abreden wurden getroffen.

Acht Tage nachher legte ich den Freunden, die sich wieder bei mir versammelten, schriftlich die Bedingungen vor, die ich mündlich eröffnet hatte. Ich hatte mehrere Abschriften ausfertigen lassen; meiner Unterschrift folgten die Unterschriften aller dreiunddreißig. Die Sache war inzwischen ruchbar geworden. Mehrere mir unbekannte Edelleute hatten mich besucht, oder mir geschrieben, um Zutritt in die neue Niederlassung zu erhalten. Die Anwesenden alle hatten ähnliche Anzeigen, jeder aus seiner Bekanntschaft, zu machen. Wir rechneten zusammen; es waren in diesen acht Tagen nicht weniger als hundert und dreiundzwanzig Katholische vom Adel, welche sich mit uns nach Amerika einschiffen zu wollen erklärt hatten. Du kannst daraus ermessen, Harry, wie traurig es in England steht.

Nun wurde mit Ernst zur Ausführung des grossen Vorhabens geschritten. Man vertheilte Geschäfte, schuf Aemter, besetzte sie durch geheime Wahl. Der vielerfahrne Kapitän Marble empfing die Leitung des Seewesens, Auftrag zum Ankauf eines Schiffes für die Kolonie mit allem Zubehör, und Miethung eines oder zweier andern zur Ueberfahrt, Besorgung des Schiffspersonals und Oberbefehl. — Bladen ward unser Schatzmeister, ihm ordnete man zur Rechnungsführung zwei andere Männer von Sachkenntniß bei. — Oberst Dikinson empfing das Kriegswesen und damit Auftrag, alle zur Vertheidigung der neuen Kolonie erforderlichen Anschaffungen zu ordnen. — Harford erhielt Aufsicht und Controllеführung über das Personal gesammter Auswanderer, die sich melden würden, oder deren man nöthig haben dürfte; besonders den Auftrag, auf Anwerbung tüchtiger Zimmerleute, Maurer,

Schreiner, Schneider, Schuster, Schmiede und anderer Handwerker Bedacht zu nehmen. — Belfast ward Proviantmeister; und Elkton übernahm es, für Vollständigkeit aller übrigen Bedürfnisse einer neuen Kolonie Sorge zu tragen, damit sie auf keine Weise in Verlegenheit gerathe. So wie dem Schatzmeister Bladen, wurden allen diesen mehrere von den Anwesenden, als Räthe und Gehilfen, beigeordnet, daß keiner ohne Geschäfte für die allgemeine Sache blieb. So war der Kolonialrath schon aus uns gebildet; die Leitung des Ganzen in allgemeiner Uebersicht gehörte mir an, doch wurden mir die sechs genannten Geschäftsvorsteher zugeordnet, und wir machten mit einander den Kantonalrath aus. Zum Vize-Gouverneur ernannte man einstimmig den edeln Harford, im Fall ich durch Krankheit oder Abwesenheit von den Arbeiten zurückgehalten würde. — Die nothwendigen Fonds zur Bestreitung des Unternehmens setzte man in eben dieser Versammlung fest. Sie wurden dem Gouvernementsrath angewiesen. Einstimmig beschloß man zugleich, die Abreise nach Amerika aus allen Kräften zu betreiben, um die neue Welt noch in der bessern Jahreszeit zu betreten, mit Bequemlichkeit die ersten Einrichtungen zum Winteraufenthalt veranstalten und die ersten Aufbrüche des Bodens für Winter- und Frühlingssaaten machen zu können.

15.

Die Ringe.

Dun-Ofallin und die liebenswürdige Mary sind abgereist! Sie sind nach Schottland, auf ihr Gut in der Nähe des Städtchens Berwik. — Ach, Harry!

Mit ihrer Abreise ist mir Alles so ganz ausgestorben, daß ich in den Wäldern am Potowmak nicht einsamer sein kann.

Mary liebt mich. Und ich, Harry? — — Kannst du zweifeln?

Wie viel sie mir ist, wie ich nichts ohne sie bin, empfinde ich nun erst nach der Trennung. Ich bin nicht unglücklicher, als vorher; aber ich fühle es, von ihr geschieden, werde ich nie vollglücklich sein.

In vierzehn Tagen eile ich ihr nach. Ich habe es ihr, ich habe es ihrem Großvater versprochen. Der König geht auch dahin. Ich kann den Augenblick, die schöne Heilige wiederzusehen, kaum erwarten. Zum Glück bin ich in einem Meer von Geschäften verloren. Die mächtige Zerstreuung erhebt mich. Fast schäme ich mich meiner Schwäche.

Ich werde nach Schottland fliegen. Ich werde um ihre Hand anhalten. Dun=Ofallin liebt mich. Er und sie haben mir ja tausendmal die Versicherung wiederholt, dem Retter ihres Lebens wollten sie das Schwerste schuldig sein, und jedes Opfer für sein Glück leicht finden. Wahrlich, Harry, mein Glück steht auf dem Spiel. Sie werden mich nicht unglücklich machen. Aber nun meine Auswanderung, und daneben des Greises hohes Alter! Kann ich ihm ansinnen, mich und die Enkelin nach Amerika zu begleiten? Kann ich wollen, hoffen, daß sie von einander scheiden? — Mein Herz ist zwischen Furcht und Hoffnung; fühlt bald Ahnungen der Seligkeit, bald der Verzweiflung.

Beim Abschiede weinte sie unverhohlen und bitterlich. Sie ward ihres Schmerzes nicht Meisterin, so sehr sie es auch zu werden bemüht war. Mir zitterten die Thränen im Auge. Dun=Ofallin stand düster seitwärts und sprach: „Alle Herrlichkeit des Menschen und des Lebens ist gleich des Grases Blumen; das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen.“

Zehnmal sagte ich das Lebewohl, und zehnmal blieb ich, und setzte mich wieder zu den trefflichen Menschen nieder, um von Zukunft, vom Wiedersehen in Schottland, vom Briefwechsel zwischen ihnen in Schottland und mir in Amerika zu reden.

Als ich endlich mit Ernst aufbrach, den Greis umarmt hatte,

sagte ich auch Marien das letzte Wort. Ich brachte es kaum hervor. Ich nahm ihre Hand und drückte sie an meine Lippen. Da fiel einer der Ringe zufällig von ihren Fingern. Er streifte sich in meine geschlossene Hand ab. Ich wußte nicht, ob sie es bemerkt hatte. Ich steckte ihn an meinen Finger, und dagegen an den ihrigen den kleinsten der meinigen, welchen schon meine Mutter getragen. Sie selbst befestigte ihn sich, ohne Zweifel im Glauben, es sei der ihrige.

Ich nehme diesen Wechsel der Ringe für ein günstiges Vorzeichen. Darf ich nicht, Harry? Mary's Schmerz, Mary's Bitten, bald nach Schottland zu kommen, ihr krampfhafter Händedruck beim Scheiden, ihr Blick, ihr ganzes Wesen bekannte mir, wie werth ich ihr sei. — Verwünscht sei meine Schüchternheit! Warum erklärte ich mich nicht? Warum sagte ich nicht ihr, nicht ihrem Großvater, daß sie das Glück meines Lebens, als Gemahlin, vollenden könne?

16.

Rüstungen zur Abreise.

Deine Briefe sind angekommen; die ältern zugleich mit den neuesten auf zwei verschiedenen Schiffen. Wohlbehalten auch die Kisten mit den Naturseltenheiten. Heil dir, du harmloser Engel!

Wie, Harry, du willst nach Griechenland? Welch ein Gedanke? Was suchst du dort? Die Lust der Selbsttäuschungen? Da hörst du nicht mehr die Rhapsodien Homers, die Donnerworte des Demosthenes, und siehst du den großen Phocion nicht mehr wandeln. Schutt und Stein, mehr findest du nicht. — Harry, folge mir in die neue Welt. Baue mit mir ein neues Athen, Korinth oder Sparta. Der Potowmak wälzt seine jugendlichen Wellen im Glanz der aufsteigenden Sonne; schon seit Jahrtausenden schleicht der

Eurotas in unrühmlicher Dunkelheit. Die herrliche Vorwelt lebt nicht mehr in irdischen Gestalten; nur verklärt noch glänzt sie im Gedächtniß der Menschheit. Indien, Persien, Aegypten, Griechenland, Rom nehmen wir mit uns in die Gefilde, die Columbus fand. Lassen wir fortan Europa seinen Priestern, Königen, Edelleuten und Knechten. Das Edelste, was der menschliche Geist über die Bildung des gesellschaftlichen Lebens je gedacht, die Resultate der Staatsweisheit, aus tausendjährigen Welterfahrungen, wollen wir dort, ungehindert, von altfränkischen, ererbten Ueberbleibseln, ins Leben hineinstellen.

Unser Gouvernementsrath ist täglich versammelt; Arbeit vollauf. Alles geht mit unerwarteter Schnelligkeit vor sich, vom Glück begünstigt, und von der strengsten Ordnung gezügelt. Denke dir, die Zahl der eingeschriebenen Auswanderer von verschiedenen Religionen steigt gegen tausend. Wir müssen Einhalt thun, und die Bedingungen erschweren. Unter jenen sind beinahe zweihundert Edelleute von Stand und Vermögen. Ein gutes Schiff ist angekauft, mit allen Nothwendigkeiten versehen. Zwei andere Schiffe sind zur Ueberfahrt gemiethet; jede Stunde segelfertig. Wirklich gehen die beiden letztern schon künftige Woche mit Arbeitsleuten und Vorräthen aller Gattung ab. Sir Harford und Oberst Dikinson führen den Zug an, werden die ersten Arbeiten am Potowmak leiten, die Lage des Landes ausforschen, und bei meiner Ankunft den Platz zu den ersten Niederlassungen vorschlagen. Es werden noch Viele auf eigene Kosten folgen, die sich nicht so plötzlich frei machen können. Wir haben die Beschreibung der Gegend und die Vortheile, Rechte und Pflichten Aller, die sich in der neuen Niederlassung mit uns anbauen möchten, im Druck herausgegeben.

Weißt du, wie ich mein weitläufiges Land am Potowmak nenne? — Lächle nur. Ich habe ihm den Namen der edeln und schönen Mary gegeben. Nun schwebt dieser Name auf vielen tausend Zungen.

Künftige Weltalter werden ihn nennen. Es durchschauert mich, so oft ich von Maryland reden höre.

Sie weiß es, daß ich ihr zu Ehren das neue Land genannt. Ich schrieb es ihr selbst; ich sandte ihr die Druckschrift; ich gestand ihr meine Liebe, meine höchsten Wünsche; ich erklärte ihr den Ringwechsel. In vier oder fünf Tagen reise ich nach Schottland; mein besseres oder schlimmeres Loos muß sich entscheiden. Aber die Menge der Geschäfte hielt mich länger ab, als ich wollte und versprochen hatte, Dun-Ofallins Einsamkeit zu besuchen. Kaum kann ich an die Anordnungen meines eigenen Hauswesens denken. Ich darf mich aber vollkommen der Thätigkeit meines redlichen Sheton vertrauen, der schon auf unsern Reisen vielmals der Schutzgott war, wenn wir zwei Springinsfelde über alles Himmlische, des Irdischen vergessen hatten. Ich habe dem guten Sheton die Verwaltung meiner sämmtlichen Angelegenheiten übertragen, wenn ich Europa verlasse. Ihm übersende deine Briefe für mich. Durch ihn empfängst du auch Nachrichten von mir und meinen Mitabenteurern.

Ich schließe diesen langen Brief, mein Harry, um ihn dir nicht länger vorzuenthalten. Ehe ich Alt-Englands Küste verlasse, sende ich dir noch einige Zeilen, dir mein Schicksal in Dun-Ofallins Hause, und den Tag meiner Ueberfahrt zu melden. Schwerlich kann ich früher als im Sommer, vielleicht im Herbst erst, nach Maryland gehen. Ich habe es meinen Gefährten schon erklärt. Sie reisen mit unserm Schiffe voraus. Ich werde ihnen der Letzte folgen. Doch alles hängt von dem Willen der holden Schottin ab.

Lebe wohl, du Geliebter. Ich beschwöre dich, laß Griechenland fahren; folge mir nach; theile meine Schicksale mit mir.

17.

Der Brief.

Schon war dieser Brief geschlossen und versiegelt. Ich reiße ihn wieder auf. Harry, du mußt noch wissen, daß dein Cecil glücklich ist. Ich habe von Miß Mary eine schriftliche Antwort. Ich schreibe sie dir auf diesem Blättchen ab. — Urtheile selbst, ob ich mich selig zu preisen habe.

Hier ihr ganzer Brief:

„Mylord!

„Gott weiß allein, welchen Kampf der Seele es mich gekostet hat, Ihnen zu antworten. Aber ich will antworten; Alles verpflichtet mich dazu; Alles, redlich gegen Sie zu sein, was auch daraus erfolgen möge. Sie sollen das Innerste meines Herzens durchsehen, wie Gott sieht. Ich betrachte Sie wie einen sterbenden Freund, dem man sich ohne Gefahr entdecken darf. Er nimmt die Geheimnisse mit sich in das ewige Schweigen, die wir ihm vielleicht sonst nie offenbart hätten. Und sind Sie denn nicht ein sterbender Freund? Der unermeßliche Ozean tritt zwischen uns und Sie, wie ein breites Grab; und in einer unbekannten Welt werden Sie wandeln, wenn auch noch unter den Sternen, doch für uns nicht anders, als über den Sternen.

„Sie haben Ihr Land nach mir nennen wollen. Vielleicht glaubten Sie mir Freude zu machen. Ich danke Ihrer Freundschaft. Aber der Name hat meinen Schmerz vergrößert. Ach, Mylord, wie stolz ich auf Ihre Huld sein könnte, wie glücklich diese unverdiente Huld mich machen könnte oder sollte, — Ich bin's nicht. Ich wäre stärker, meinen eigenen Kummer zu tragen, als den eines Andern. Darum werde ich erliegen. Doch Gott wird mir tragen helfen.

„Den Ring Ihrer Mutter erkannte ich erst am folgenden Morgen. Ich erkannte ihn sogleich als solchen; wissen Sie nicht, daß Sie mir ihn einst zeigten, daß Sie mir mit so vieler Bewegung von Ihren Kinderzeiten und von der Verstorbenen erzählten? Aber wie er an meine Hand gekommen, wußte ich nicht. Ich behalte ihn, Mylord, als Ihr Geschenk. Er wird mein edelstes Kleinod, ein heiliges Andenken; er soll mir ins Grab gegeben werden. Ich werde den Ring keines andern Mannes tragen.

„Wir haben die Ringe getauscht. Kann Ihnen das arme Wort nur eine kleine Freude machen, so sei es ausgesprochen. Halten Sie mich immerhin für Ihre Verlobte. Ich weiß, dies zu sein in der That, bin ich nicht würdig. Sie verdienen eine edlere. Aber es ist dies Wort nichts Verpflichtendes für Sie. Wählen Sie sich die Würdigere. Ich dagegen darf mich im Gedanken dem Würdigsten angeloben; aber auch nur im Gedanken! Sie haben sich von Empfindungen hinreißen lassen, die sehr natürlich sind, wenn ein plötzliches Unterbrechen gewohnten Umgangs eintritt. Man glaubt dann oft, daß uns die Personen, von denen wir getrennt wurden, weit theurer sind, als sie es wirklich waren. Lassen Sie Wochen oder Monate darüber hinfliegen, und Sie werden sich eines Andern besinnen müssen. Sie werden mir Dank wissen und meine Redlichkeit achten. Ich weiß am besten, daß ich einem Manne, wie Ihnen, keine Liebe, wie Sie es nennen, einzuflößen fähig bin.

„Ich sehne mich, Sie bei uns zu sehen. Mein Großvater spricht täglich von Ihnen. Er betet täglich für Sie. Ich möchte Sie bitten, uns bald die Ehre Ihres Besuchs zu gewähren. O Mylord, und doch zittere ich vor diesem Besuch. Mich drückt eine unaussprechliche Angst. — Aber kommen Sie. Ich will Sie noch einmal sehen, und wenn ich in Ihnen meinen Tod sehen sollte. — Nur den Tod? Das wäre ja das Schlimmste nicht.

„Ihren Brief habe ich meinem theuern Großvater vorgelegt.

Er fragte mich um Manches. Ich habe mich ihm nicht verhehlt. Er hat mir aufgetragen, Ihnen seine Ungeduld zu sagen, mit der er Sie erwartet. Er muß und will Sie sprechen. Sollten Sie sich nicht über sich selbst irren, Mylord, so haben Sie meine Hand von ihm zu fordern. Ihm leiste ich unbedingten Gehorsam. Ich habe keinen eigenen Willen.

Leben Sie wohl.

Ihre ergebenste u. s. w.
Mary."

18.

Der Besuch in Schottland.

Newhouse bei North-Berwik,
den 17. Mai 1833.

Ich wohne nun mit ihr unter einem Dache. Ich benutze die einsame Morgenstunde, Harry, mich mit dir zu unterhalten. Mein Glück verdoppelt sich, indem ich es dir, Vertrauter meiner Seele, offenbaren darf.

Seit gestern bin ich hier. Ich verließ Wagen und Bediente in North-Berwik, um zu Fuß nach Dun-Ofallins Landhaus zu gehen, und mir und ihnen das Fest der Ueberraschung zu geben. Von Berwik ist Dun-Ofallins Besitzung nicht weiter, als vier (englische) Meilen, nahe am Meer, in einem Park auf der Höhe. Der Abend war einladend genug, den Lustgang zu machen; und ich gestehe dir's, Harry, wie eilig ich von London hinweg hieher flog. — Alles ging meiner Sehnsucht zu träge: eben so sehr befürchtete ich nun, allzufrüh nach Newhouse zu kommen, ehe ich mich vollkommen gefaßt hatte. Denn meine Fassung hatte ich etwas verloren, da ich mich der Herrlichen nahe wußte. Ich wollte mich auf dem Gange etwas sammeln. Du glaubst nicht, wie peinigend

mir's ist, so oft ich nach einer längern oder kürzern Trennung Personen wiedersehen soll, mit denen ich dem Geiste nach vollkommen vertraut bin, mit denen ich mich in Gedanken viel beschäftige, und mit denen ich doch auf dem Fuß der großen Welt, in einer von der allgemeinen Sitte vorgezeichneten Art leben muß. Ich fürchte immer, durch meine Natürlichkeit, durch Ungestüm meiner Empfindungen, die Gesetze der feinen Lebensart zu beleidigen und unangenehm zu werden.

Unterwegs bereute ich schon, daß ich mich nicht lieber hatte anmelden lassen. Ich ging langsamer. Ich setzte mich unter die alten Eichen am Meerufer, meine Leute zu erwarten, denen ich befohlen hatte, in einer Stunde nachzukommen. Dann quälte mich wieder die Sehnsucht. Jeder Augenblick, ihr so nahe, sie doch nicht zu sehen, schien mir Verschwendung. Ich ging weiter. Kindische Furcht oder Blödigkeit, oder wie ich's nennen soll, hielt mich wieder, und so kam ich nach und nach durch die grünen üppigen Auen gegen die umbüschten Höhen. Lothian gehört zu den reizendsten und fruchtbarsten Landschaften, wie ich sie nie in Schottland vermuthet hatte.

Ich schlug einen Fußweg ein, der durch den Park führte, und sich in vielerlei Krümmungen durch das Wäldchen zog. Die silberhellen Blüthen der Gesträuche schimmerten in kühler Dämmerung der hundertjährigen Eichen, Ahornen und Linden, wie Gestirne. Vor mir sah ich's lichter werden. Es war mitten im Park, dick umbüscht, ein freier, kreisförmiger Platz. Von einem bemooseten Felsen mir gegenüber rieselte ein kleiner Bach, vom Grün des Mooses und der schwebenden Rankengewächse umspielt. Der Weg ging an ihm vorbei, um sich wieder in den Park zu verlieren. Harry, denke dir mein Entzücken und Erschrecken: Da tritt Miß Mary götterhaft aus dem Wald, auf demselben Wege, den ich eben einschlagen wollte.

Wir erschraken beide gleich sehr. Ich sank zu ihren Füßen, ihre Hand küssend.

„Mylord," stammelte sie, „vergrößern Sie meine Bestürzung nicht durch eine Stellung, die Ihnen nicht gebührt." Sie hob mich auf. Nie sah ich sie so verlegen, so außer Fassung. Sie zitterte. Sie mußte sich auf ein Bänkchen, nahe am Felsen, niederlassen. Ich setzte mich ihr zur Seite, und sagte: „So spielt das Schicksal mit den Menschenkindern. Ich wollte die Ueberraschung meiden, meinen Wagen vorangehen lassen, dann selbst folgen; nun bin ich nicht minder als Sie selbst überrascht. Aber ich danke der Gunst des Schicksals, Miß. Ich nehme den angenehmen Zufall für bedeutsames Vorzeichen."

Sie schlug die Augen nieder, ohne zu antworten.

Ich sah den Ring meiner Mutter an ihrem Finger glänzen. Dieser Anblick that mir tief im Herzen wohl. Sie schien mir in diesem Augenblick eine Blutsverwandte. Ich sagte es ihr. Sie lächelte anmuthig und erwiederte: „Gold pflegt sonst wohl Verwandte zu machen in der Welt. Aber es bleiben doch nur Goldverwandte."

„Sie haben Recht, Miß; ich bin Ihnen indessen, das fühle ich, verwandt, wenn schon nicht durch Gold und Blut. Wollte Gott, ich dürfte das auch von Ihren Lippen hören."

„Mylord, warum nicht? Sie haben es schon oft gehört. Ich bin Ihnen durch ewige Dankbarkeit und Freundschaft verwandt."

„Nichts von Dankbarkeit, Miß! Warum quälen Sie mich doch so gern mit Erinnerungen an etwas, das mir in Ihren Augen nur geringen Werth geben kann? Der roheste Matrose würde das Verdienst um Sie gehabt haben können. Der Mensch will ja nicht durch das gelten, was er leistet, sondern durch das, was er ist."

„Aber, Mylord, man erkennt, was er ist, durch das, was er vermag."

„So setzen Sie mich in den Fall, Ihnen zu beweisen, was ich vermag. Setzen Sie mich in den Fall, Ihnen Alles zu opfern, was ich Theures habe, mich selbst."

„Wozu das? Es würde meine Achtung für Sie nicht erhöhen, Mylord. Ich halte Sie jeder großen Handlung fähig. Ich würde den Glauben an die Menschheit verlieren, wenn Sie unter Ihrer Würde handeln könnten. Und diese Ueberzeugung gehört selbst zu meinem Glück, auch — wenn ich's sagen soll — zu meinem Unglück, zu meinem Schmerz und zu meinem Trost."

„Ich verstehe Sie nicht, Miß Mary."

„Vielleicht lehrt Sie es die Zukunft verstehen."

„Miß Mary, Sie wissen, warum ich nach Schottland komme," sagte ich nach einem langen Stillschweigen, indem ich erwartet hatte, sie würde sich deutlicher erklären. Ich schloß ihre Hand in die meinige.

„Sie wollen Abschied von uns nehmen, Mylord."

„Nein, Miß, ich komme mit dem Wunsch, nie von Ihnen Abschied nehmen zu dürfen. Die Erfüllung dieses Wunsches ist mein höchstes Glück. Sie können es gewähren. Mein Leben ist nur durch Sie in sich vollendet. Getrennt von Ihnen wird es ein halbes, zerrissenes Leben."

Sie ward roth, antwortete nicht, und sah vor sich nieder. In der Schönheit ihrer zarten Züge bewegte sich ein Wiederschein von, ich weiß nicht welchen Gefühlen ihres Innersten.

„Mylord," sagte sie endlich unruhig, „könnten wir diese Unterredung abbrechen!"

Ich erschrak und ahnete Böses. „Abbrechen?" sagte ich, und es ward mir schwer, das Wort hervorzustammeln: „Und doch eben diese Unterredung entscheidet über Leben und Sterben meiner gesammten Hoffnungen. Dieser Unterredung willen kam ich nach Schottland. Aber — es ist geschehen. Ich gehorche. Sie ist schon abgebrochen."

„Ich glaube, es sei besser!“ setzte sie hinzu.

Ich konnte nicht antworten, ließ ihre Hand fallen, stand auf, ging unentschlossen durch den Kreis, überlegte und beschloß auf der Stelle nach London zurückzukehren. Denn in der Nähe dieses Wesens mochte ich nicht in Augenblicken länger athmen, die nur meine Leidenschaft vergrößern konnten, und mich andern Pflichten unfähig gemacht haben würden. Ich kehrte zu ihr zurück. Sie saß noch in unveränderter Stellung auf dem Bänkchen, einer Träumenden ähnlich.

„Miß,“ sagte ich zu ihr mit aller Selbstbeherrschung, die mir möglich war: „ich kenne mein Urtheil. Es ist mir wohlthätiger, mich, sobald ich kann, von hier zu entfernen. Ich bitte um die Güte, mich zu Ihrem Großvater zu führen. Ich will dem ehrwürdigen Greise mein Lebewohl sagen.“

„Was denn?“ rief sie erschrocken und sprang auf: „Sie wollen nicht bei uns bleiben?“

„Wenn Sie fühlten, was ich leide, würden Sie sich grausam nennen, mich zum Bleiben aufzufordern. Ich ehre Ihren Willen, aber tragen Sie mit meiner Schwäche einige Nachsicht. Höflichkeit wäre in solcher Lage Versündigung an den menschlichen Gefühlen. Daß ich Ihnen gleichgültiger bin, als ich's zu sein wünschte und sogar fürchtete —“

„Wie, Mylord?“ unterbrach sie mich, und ihre Augen standen unter Thränen: „Was denken Sie? Habe ich Ihnen je heucheln dürfen? Gleichgültig? Warum wollen Sie ungerecht sein? Gott weiß, wie viel ich leide, wenn Sie sich von uns trennen. Aber verlassen Sie mich nicht, indem Sie mich verkennen.“

Die Heftigkeit, mit der sie die Worte sprach, erschütterte mich. „Miß Mary,“ sagte ich, „Sie setzen mich in neue Verwirrung. Ich glaubte vorhin zu verstehen, Sie weisen mein Herz zurück, indem ich um das Ihrige vergebens bitte. Ich habe mich nur der

Macht meines Schicksals zu unterwerfen. Mein Wunsch ist, Ihnen ewig verbunden zu sein; mein Loos, mich ewig von Ihnen zu trennen. Ihre Worte, Ihre eigenen Worte, Miß: „Halten Sie mich immerhin für Ihre Verlobte“ — oder wie? hätten Sie den Brief nicht geschrieben? (Ich zog ihn hervor.) Ihre Worte gaben mir den Muth.“

„Ich schrieb den Brief,“ sagte sie still weinend, „und bereue ihn nicht. Vor meinem Gott, meinem Großvater und Ihnen habe ich kein Geheimniß. Und wär' ich Ihrer Freundschaft nicht würdig: Sie, wie kein Anderer, sind der meinigen würdig.“

„Miß!“ rief ich entzückt: „ich darf hoffen? ich darf dies schöne Herz, diese Hand die meinige nennen?“

„Mylord, über das Herz hat mein Schicksal entschieden. Aber meine Hand fordern Sie vom Großvater, der allein zu verfügen das Recht hat.“

So sprach sie, und stand, ich möchte sagen, in demuthsvoller Hoheit vor mir, den Blick zur Erde gesenkt, und die gefalteten Hände niederhangend. Ich betrachtete sie lange schweigend. Sie redete nicht weiter, und glich einer, die vom entscheidenden Wort, das sie gesprochen, ihr Loos erwarte. Ich schlug, mir selbst unbewußt, meine Arme um das heilige Mädchen, und zog es an mein hochschlagendes Herz. Ich weiß nicht, was ich sagte und stammelte. Meine Lippen berührten ihre erröthenden Wangen.

„Wer kann uns nun trennen?“ rief ich, wie einer der Seligen groß.

Sie lächelte zärtlich zu mir empor, und sagte: „Die Seelen Niemand.“

Miß Mary mahnte mich, mit ihr ins Schloß zurückzugehen. Sie war wieder die blühende Heiterkeit, wie ich sie sonst zu sehen gewohnt gewesen; aber sie, aber Alles, was mich umgab, schwamm in wunderbarer Verherrlichung vor meinen Sinnen. Ich trat in

das einfache, doch geschmackvolle Landhaus Dun-Ofallins. Der Greis kam mir entgegen mit freundlicher Umarmung. Was soll ich dir, Harry, vom reizendsten Abend sagen, den ich je erlebt habe? — Von Ofallins freundlich-frommen und weisen Unterhaltungen, die nur im heiligen Zorn zum Sturm werden, wenn er an des Hofes Mißgriffe, des Königs gewaltsames Verfahren und der Religionsparteien Haber erinnert wird? — Was von Miß Mary's seelenvollen Gesprächen? — Als Ofallin sich schon zur nächtlichen Ruhe begeben hatte, saßen Mary und ich noch am lauen Abend vor dem Hause, im Mondschein, im Anblick des Meeres, beim Klange der Harfe. Jede Saite sprach Worte! — aber ihre Stimme dann!

Wundere dich nicht, wenn ich Dichter werde. — Schon denk' ich mir die sternenvollen Nächte des Meeres, wie wir unter Mary's Harfentönen gen Maryland schweben.

19.

Die Entscheidung.

London, den 30. Mai 1633.

Ich beende meinen Brief hier; meinen letzten an dich aus Europa. In wenigen Tagen, theurer Harry, reise ich ab. Vielleicht nie erblicke ich die Küsten des alten Vaterlandes wieder. Aber das Vaterland ist auch nur noch ein Grab der Freuden. Ich verlasse es ruhig. Ich habe ein neues Leben nöthig.

Jetzt erst verstehe ich Mary's Reden, die mir so oft räthselhaft gewesen sind. Ofallin gab mir den Schlüssel.

Am zweiten Tage meines Aufenthalts in Newhouse, da ich mit Dun-Ofallin einsam durch die Schatten des Parks ging, eröffnete ich ihm mein Herz. Ich sagte ihm, wie ich Mary liebe, wie ich von ihr geliebt werde. Ich bat ihn um Mary's Hand.

Ofallin schloß mich mit Bewegung seines ganzen Gemüths an seine Brust. Er hatte die Augen voller Thränen. Er konnte lange nicht reden. „Ich muß mich erst fassen,“ sagte er, „ruhen wir einen Augenblick.“ Wir setzten uns auf eine Bank am Wege unter einem breiten Ahorn.

Nach einer Weile sagte der Greis, indem er mit Wärme meine Hand ergriff: „Mylord, ich weiß Alles. Sie lieben meine Enkelin; aber Sie werden von ihr noch zärtlicher wieder geliebt. Und Sie verdienen es. Ich kann meinem Kinde in allen drei Königreichen keinen Mann wählen, der desselben würdiger wäre, als Sie es sind, Mylord. Der Herr segne Sie. Ich bin Ihnen Großes schuldig. Könnte ich Sie vom Blutgerüst loskaufen, ich trüge mein Leben fröhlich für Sie aufs Blutgerüst. Wären zu Ihrem Wohl meine Besitzungen alle erforderlich, ich würde den Stab ergreifen, von hinnen wandern, Ihnen Hab und Gut ohne anders überlassen. Alles, nur eine Seele kann ich nicht veräußern, die mir Gott vertraut hat, und welche der Richter der Todten von mir fordern wird an jenem Tage. Mary ist in den reinen Grundsätzen der evangelischen Lehre auferzogen, Mylord, und Sie sind Feind dieser Lehre, Anhänger des römischen Papstes, Katholik! — Mylord, Mary ist Ihr Eigenthum, sobald sie aufhören, dem Papste zu gehören. Sie kann es sonst nie werden; ich möchte im hohen Alter mich nicht der Sünde gegen den heiligen Geist, nicht des Aergernisses schuldig machen, welches ich allen Rechtgläubigen geben würde.“

Diese Worte stürzten mich plötzlich aus dem Himmel. Lange konnte ich nichts erwiedern. Endlich versuchte ich mit aller Beredsamkeit, deren verzweifelte Liebe fähig ist, den hartnäckigen Sinn des Greises zu beugen. Ich stellte ihm vor, daß er, daß Maria mich verachten müßten, wenn ich nicht aus innigster Ueberzeugung, sondern um eines irdischen Gutes, selbst des höchsten

aller irdischen Güter willen, meinen Glauben tauschen könnte; daß, wenn ich Heuchelei triebe, ich mich verachten müßte; daß ich, bei meiner Ehrfurcht für jedes christliche Glaubensbekenntniß, Marien nie in ihren Ueberzeugungen stören, selbst die Erziehung der Kinder im Glauben der Presbyterianer gestatten würde; daß ich nicht denken könne, dieser Glaube verbiete die Ehe mit Christen anderer Kirchen, und wolle, statt Glück in der bürgerlichen Gesellschaft zu befördern, Zwietracht und Elend gründen, und eben hier Mariens und mein lebenslängliches Leiden stiften.

Ich sprach lange, ich sprach warm und überzeugend. Der Alte fühlte sich erschüttert. Ich benutzte den Augenblick seiner Rührung, da er schwieg und nichts zu entgegnen wußte, und bat ihn, wenigstens seiner Enkelin die Freiheit zu geben, daß sie selbst entscheiden könne. Wolle sie nicht in die Ehe willigen, ohne daß ich mich vom Glauben meiner Väter losgeschworen haben würde, so versprach ich, von allen Wünschen abzustehen.

Dun-Ofallin besann sich einen Augenblick und erwiederte dann: „Ich gebe Marien die Freiheit, über ihre Hand zu verfügen. Williget sie in Ihre Wünsche, Mylord, so mag es geschehen. Dann werde ich Schottland verlassen, und sie Ihnen selbst nach Amerika zuführen. Ja, erlauben es die Geschäfte meines Hauses, welche zuvor bestellt sein müssen, und können Sie Ihre Abfahrt um einige Zeit verschieben: so begleite ich Sie mit Marien über den Ozean. Gleichviel, wo meine Asche ruhe. Ich bin überall in der Hand Gottes. Ihnen bin ich Alles schuldig; Ihnen das schwerste Opfer. Nun habe ich's gebracht. Ich bringe es, und bricht mir auch das Herz. Mary soll frei über Ihre Hand, über Sie und mich entscheiden. Nun denn, wie der Herr will."

Er stand auf. Wir gingen ins Haus zurück. Mary ward berufen. Dun-Ofallin, seine Enkelin und ich standen allein. Der Greis theilte der Hocherröthenden treu den Inhalt unsers Gesprächs,

dann meinen Antrag, dann seine Entschließung mit. „Du bist frei, Mary, über deine Hand zu entscheiden. Ich schweige. Was du willst, soll mein Wille sein; zu Allem bin ich ergeben. Ich verlange nicht plötzliche Erklärung von dir. Gehe in dein Kämmerlein. Trage im frommen Gebet deine Sache dem Herrn vor. Erwarte, was dir Gottes Geist eingibt. Danach handle; nicht nach irdischem Wissen. Deine Erleuchtung komme von oben. Die Sonne des Tages nicht soll dir scheinen, und der Glanz des Mondes soll dir nicht leuchten; sondern der Herr muß dein ewiges Licht sein, und Gott soll dein Preis sein. Dann wird deine Sonne nicht mehr untergehen, und dein Mond nicht den Schein verlieren. Denn der Herr muß dein ewiges Licht sein, und die Tage deines Leidens sollen ein Ende haben."

Miß Mary stand mit gesenkten Augen und gefalteten Händen. Als der Greis schwieg, sagte sie nach kurzer Stille: „Ich bedarf keiner Bedenkzeit. In gemeinen Lebensdingen, wo menschlicher Witz Vortheile und Nachtheile abwägen soll, mag Frist zur Ueberlegung gut sein. Wo es Pflichten angeht, ist nur der Schwächling im Zweifel. Das Gewissen entscheidet schneller und bestimmter, als alle Klugheit. Ich hatte längst um Erleuchtung gebeten von oben."

Dann schwieg sie, warf einen Blick voll unaussprechlicher Holdseligkeit auf mich, trat zu mir, ergriff meine Hand und sagte: „Diesem Manne hier, theurer Großvater, sind du und ich Alles schuldig. Dadurch gehöre ich ihm. Und wären wir ihm nichts schuldig, auch dann würde ich ihm gehören, nicht weil ich wollte, sondern weil ich nicht anders könnte. Ich bin seine Anverlobte. Du weißt es. Auch Mylord weiß es. Ich würde, ich könnte nie eines Andern sein. Weil er mich gefordert, betrachte ich mich als seine Braut. Hätte er mich nie gefordert, er wäre dennoch der Auserwählte meiner Seele, diese Wahl aber ewig das Geheimniß meiner Brust geblieben."

Sie schwieg. Sie verbarg ihr glühendes Antlitz in ihr Tuch und trocknete ihre schönen Augen. Ich stand mit pochendem Herzen da. Dun-Ofallin schlug mit ernstem Blick die Hände gefaltet zusammen und sprach leise vor sich: „Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden.“ Es ging über seine Seele, über sein Antlitz eine Wolke.

Mary fuhr fort: „Mylord gehört nicht zu unserer Kirche. In einer andern geboren, sind deren Grundsätze seine Gewohnheit oder Ueberzeugung. Aber er faltet die Hände zu demselben Gott der Barmherzigkeit, wie ich; er beuget seine Knie vor demselben Jesus, wie ich; er erwartet mit mir einerlei Auferstehung, einerlei Gericht, einerlei Erlösung, einerlei Ewigkeit. Die Verschiedenheit unserer Glaubensarten, Meinungen und Erkenntnisse kann nicht unsere Liebe zerstören. Wie könnte die Mutter denn ihr Kind länger lieben, da der innere Glaube, die Erkenntniß und Meinung von heiligen Dingen nothwendig andere sind in der Mutter, als in dem Kinde? Also darf ich, soll ich meine Hand dem Lord Baltimore nicht verweigern, wenn diese Hand auch nur den kleinsten Stein zum Gebäude seines Glücks tragen kann.“

Bei diesen Worten schluchzte Miß Mary laut. Sie war ihres Schmerzes, ihrer Thränen nicht länger mächtig. Sie sank auf einen Sessel und verhüllte ihr Gesicht. Der Greis stand finster an einen der Marmorpfeiler des Saales gelehnt. Von meinem eigenen Zustande kann ich keine Rechenschaft geben, so drängten sich in mir Bewunderung, Trauer, Freude, Mitleid, Hoffnung und Furcht.

Plötzlich stand Miß Mary auf, ernst, und mit großer Fassung. Sie reichte mir die Hand und sagte: „Leben Sie wohl, Mylord. Sie haben die Stimme meines Innersten vernommen. Nun wissen Sie, daß ich, was mich betrifft, keines Andern sein will, als Ihnen. Dies sei Ihnen und mir genug. Ich aber gehöre mir

nicht. Ich gehöre diesem mir über Alles theuern Greise. Ihm bin ich ältere Verpflichtungen schuldig. Auch diese sind heilig. Er kann mich großmüthig loszählen von diesen Verpflichtungen; aber ich mich nicht. Unsere Vermählung widerspricht nicht seinen Wünschen für unser Glück, nein, seinem Gewissen. Darum will er mir Freiheit geben, über mich zu verfügen, damit sein Gewissen unbeschwert bleibe. Aber er kann mir nicht die Freiheit geben, sein Herz zu brechen. Es würde ihm gebrochen werden, wenn er sich in mir einen Augenblick getäuscht fände. Mylord, beweisen Sie ihm und mir, daß Ihnen Ihr Glaube Muth und Größe gibt, mit Ruhe auch das Schwerste zu tragen; so wie mein Glaube mir Kraft verliehen hat, den größten Kampf zu bestehen, welchen ich gekämpft. Daran sollen wir erkennen, daß er göttlicher Natur sei. Mein Entschluß ist unwiderruflich."

Dun-Ofallin erhob sich. Zwar den großen Sinn seiner Enkelin preisend, suchte er ihr einzureden, daß sie nicht auf den Greis achten solle; daß das Wohl zweier Menschen die Zufriedenheit eines einzigen aufwiegen müsse. Sie widersprach mit abgebrochenen Worten. Ich endete den edelmüthigen Streit des Greises mit der Enkelin, indem ich Mary's Hand küßte und ihr sagte: „Miß, ich liebe Sie, ich bete Sie an. Werden Sie Zeuge, daß ich Ihrer würdig bin." Damit verließ ich das Zimmer und eilte ins Freie, befahl einzupacken, anzuspannen, und kehrte zurück, um Abschied zu nehmen.

Ofallin und Mary weinten. Ofallin segnete mich. Er führte die Enkelin in meine Arme. Sie mußte mir den Kuß der Verlobung geben. „Mylord," sagte der Alte, „welche Wahl ich treffen mag, sie ist mein Schmerz. Mylord, ich konnte Mary zu keinem andern Gedanken bewegen. Aber betrachten Sie sie als ihre ewige Braut!"

Genug, Harry, wir schieden. Ich kam nach London zurück.

Schon habe ich mich am Hofe beurlaubt. Der König entließ mich gnädig. Alles ist zur Abreise bereit. Vor einigen Wochen schon sind die Schiffe mit Arbeitern und Vorräthen abgesegelt. Es ist jetzt die Einschiffung der übrigen Edelleute mit mir beschlossen.

Ade, Harry! Ade, Vaterland!

Ich wünschte oft, einmal unglücklich zu werden, um mich kennen zu lernen. Bin ich noch nicht unglücklich? Geliebt bin ich, und verworfen. Alle Erwartungen sind zerrissen. Meine erste und letzte Liebe! Ich, kein Verbrecher, muß das Vaterland meiden, in die Einöden über das Weltmeer ziehen. — Harry, bin ich noch nicht unglücklich? Ich muß dich verlassen, du mein Einziger! Beklagst du mich? — Nein, Harry, ich bin ruhig. Es ist etwas in mir, das heiter ist, und über dem Schutt aller Hoffnungen grünend blüht. Ich bin glücklich. Harry, folge mir über das Meer!

20.

Die neue Welt.

Baltimore in Maryland
den 3. Oktober 1633.

Empfange, o theurer Harry, die ersten Grüße aus der neuen Welt, in der ich schon einheimisch bin. Europa ist vergessen, nur du nicht, o meine mir verbrüderte Seele, und — noch eine.

Die Fahrt über das Weltmeer konnte nicht glücklicher sein, als sie war. In guter Gesellschaft floh die Langeweile, die gewöhnlich Seereisen beschwerlich macht. Wir lebten der Zukunft, und ergötzten uns an Entwürfen großer Art und riesenhaften Idealen von unsern Schöpfungen.

Wir fuhren in die Chesapeakbai ein, und suchten den Hafen, welchen die Papiere meines Vaters, als einen der vortrefflichsten

in der Welt, gerühmt hatten. In der That gelangten wir in einen solchen, aber er zeigte uns bald eine neue Oeffnung, die kaum einen Büchsenschuß groß ist, und durch welche wir in einen zweiten, innern, vor allen Stürmen geborgenen gelangten, dessen von Gebüschen und Wiesen malerisch umgebenes flaches Ufer rings ein weites Wasserbecken umspannt. Hier hätten über tausend Schiffe bequemen Raum.

Bei der Fahrt durch die Oeffnung donnerten uns Kanonengrüße freundlich an. Wir sahen Hütten am Ufer, Menschen, Rauch und Freudenfeuer. Es war ein prachtvoller Sommermorgen. Das Geschütz unsers Schiffes erwiederte den Gruß. O welch ein Augenblick, als ich nun unter dem fortwährenden Schall der Kanonen ausstieg, als ich unsere Auswanderer allesammt erblickte, friedlich mit nackten Urbewohnern des Landes vermischt; als man mich frohlockend mit dem Geschrei: Freiheit! Freiheit! empfing, und mit Vivat, während vom Schiffe: Vivat und Freiheit! zurückgejauchzt ward.

Harford und Elkton kamen mir entgegen. Wir umarmten uns mit Thränen der Lust. Ich wartete die Ausschiffung unserer Mannschaft ab. Es war ein Schauspiel einzig in seiner Art, dies Gewühl der Ankömmlinge, ergriffen von den verschiedensten Empfindungen in der neuen, fremden Heimath, wo sie den Rest ihres Lebens verathmen, einst ihre Asche ruhen lassen wollten. Dann führte man mich in ein hölzernes Haus, welches sie, als das erste, für mich aufgerichtet hatten. Ich habe acht Zimmer; alle bequem und mit meinem Hausgeräth wohl besetzt. Daran stößt für die Versammlung des Kolonialrathes ein geräumiger Saal. Ich übersehe aus dem Fenster den großen Wasserspiegel des Hafens, die langen Reihen von Zelten, Erdhütten, Magazinen, und kleinen aus Holz gezimmerten Häusern; das regsame Leben der Kolonisten, vergrößert durch die ab- und zugehenden gutmüthigen Indianer

mit ihren Weibern und Kindern. Diese sind sehr zutraulich. Harford hatte ihre Freundschaft sogleich in den ersten Tagen seiner Ankunft gewonnen; in förmlichen Verträgen mit den Häuptern der Stämme das Recht zur Niederlassung und zum Anbau der ganzen Gegend am Potowmak und hier am Strom Patapsco erkauft; ihnen reiche Geschenke gemacht, und Bündnisse mit ihnen, wie mit andern entfernten Stämmen, geschlossen.

Diese freundlichen Naturmenschen, welche wir Europäer Wilde nennen, weil sie frei und nicht Sklaven sind; die wir dumm heißen, weil sie ehrlich, wahrhaft und treu sind; die wir als rohe Halbmenschen betrachten, weil sie unsere Laster nicht kennen; die wir Heiden heißen, weil sie einander nicht der Religion willen kerkern, foltern, auf Scheiterhaufen verbrennen, oder von Haus und Hof treiben, sondern mit Demuth und Ehrfurcht vor dem unsichtbaren großen Geist beten, — diese sind unsere hilfreichen Nachbarn. Sie führen uns in ihre Wälder, nun die unserigen; lehren uns die Eigenschaften der Holzarten, der Gesträuche, Kräuter und Thiere; sie haben unsere Weiber in der Kunst unterwiesen, Brod aus Mais zu backen; sie sind unsere Jäger, und versorgen uns mit schmackhaftem Wilde aller Art. Genug, wir wären ohne den gefälligen Beistand dieser Indianer mit unsern Arbeiten zur Niederlassung noch nicht den vierten Theil so weit, als wir wirklich sind.

Für die Aernten des künftigen Jahres sind die Felder gewählt, ausgemessen, vertheilt, aufgebrochen, bestellt. Wirklich ist der künftige Hauptort der maryländischen Kolonien von Elkton und Harford ausgesteckt; und die Baumaterialien werden fort und fort herbeigeführt und vorbereitet. Alles ist in Thätigkeit. Man hört das Hämmern der Schmiede; das Schlagen der Zimmerleute; links und rechts in mäßigen Fernen steigt Rauch der Kalköfen empor; von Zeit zu Zeit dröhnt der Donner gesprengter Felsen.

Baltimore, so will man mir zu Ehren den ersten Sitz unserer

Niederlassung nennen, wird nach Elktons Entwurf sehr regelmäßig aufgeführt werden, mit schnurgeraden Straßen, die sich einander in rechten Winkeln durchschneiden. Es ist im Plan auf die Zukunft und das Wachsthum der Kolonie Bedacht genommen. Dem Hafen zunächst sollen die Schiffswerften, die Waarenmagazine stehen, und so sich um den Hafen im Halbkreis die Gebäude der neuen Stadt legen, mit geräumigen, heitern Gassen und großen öffentlichen Plätzen. Die Hauptstraße, welche die künftige Form der ganzen Stadt bestimmt, soll eine Breite von neunzig bis hundert Schuh erhalten. Die Stadt lehnt sich an das südliche Ufer des Patapsco, der hier seine Wellen ins Meer gießt.

Der Sommer ist sehr heiß, heißer als der portugiesische, doch die Seewinde kühlen die Luft, und das Land ist quellenreich. Reizend hingegen ist die herbstliche Jahreszeit; wie schön müssen hier die Frühlinge blühen! Schon habe ich, begleitet von Freunden und Häuptern der indianischen Stämme, wochenlang die benachbarten Landschaften durchstrichen. Ich habe in den Hütten der Indianer frohe Tage genossen, und ihren Edelsinn, ihre Einfalt, ihre Kunst bewundert.

21.

Die ersten Fortschritte der Kolonie.

Ja, Harry, ich empfinde in diesen weiten, schönen Einsamkeiten Marylands ein nie gekanntes Glück, eine Harmlosigkeit, eine Seelenruhe, von der ich in Europa nur schwache Ahnungen hatte, wenn ich mit Dir Tage lang in wenig besuchten Thälern, oder auf Gebirgen umherirrte, und wir an einem Gießbach unser Mittagsmahl, oder unter einem Baum unser Nachtlager nahmen.

Ich fühle mich gestärkt, erfrischt, rein, wie aus erquickendem Bade gestiegen. Ich bin der Natur wiedergegeben. Ich begreife,

warum der Indianer unsere europäische Kultur verschmäht und Freiheit vorzieht.

Wir rüsten uns nun auf den Winter. Er soll nach Aussage der Indianer streng sein. Wir bauen Keller und Erdhütten. Auch ein geräumiges hölzernes Haus ist zur Kirche geweiht. Die meisten Ansiedler sind katholischer Religion, doch einige Familien gehören zur presbyterianischen und bischöflichen Kirche. Die Ankunft einiger Kaufleute aus Virginien, wo unsere Niederlassung bekannt ist, — sie sind unsere nächsten Nachbarn an der Chesapeakbai, — war uns erwünscht, durch Handel mancherlei Bedürfnisse zu befriedigen. Denn, wie sorgsam auch Elkton in England gewesen, uns mit allen Nothwendigkeiten zu versorgen, bemerken wir doch an Ort und Stelle erst, was wir nöthig haben. Eben diese Kaufleute führten bittere Klagen über die Einschränkungen, welche England ihrem Handel machen wolle; über die ausschließlichen Privilegien einzelner Häuser; über Mangel der Ordnung in der Kolonie, die, obgleich schon älter, als die unserige, nur noch im Werden sei. Als sie die Freiheiten unserer Kolonie, und die Grundsätze vernahmen, auf welchen Marylands Wohlstand und Glück beruhen sollte, priesen sie uns selig, weissagten uns schnelles Aufblühen und baten um Erlaubniß, sich mit andern Unzufriedenen aus Virginien bei uns ansiedeln zu können. Aber die meisten derselben sind protestantischer Religion, so wie bei uns die meisten katholischen Glaubens sind.

Dies veranlaßte mich, an einem Sonntage die Bürger unserer Niederlassung versammeln zu lassen. Zwar kannten alle schon die von mir vorgezeichneten Bedingungen, unter welchen ich die Aufnahme von Kolonisten in Maryland gestattet habe; aber ich wollte, das Volk selbst sollte den Werth der Bedingungen anerkennen; seinen Willen aussprechen; folglich vollkommene Religionsfreiheit den Christen aller Glaubensbekenntnisse gestatten, so daß keine

Kirche irgend Vorrecht zu genießen habe, und jeder Bürger von Maryland dem andern in bürgerlichen Rechten gleich stehe. Ich wollte, es solle von Allen, als freie eigene Ueberzeugung, ausgesprochen werden, daß hier der Priester jeder Glaubenspartei nur Staatsbeamter, oder Beamter der Gemeinde sei, kein Glied eines unsichtbaren, vom Vaterlande getrennten, unter dem Namen Kirche besonders bestehenden Staates. Ich wollte, es solle ausgesprochen werden, daß hier das europäische Gesetz vom Unterschied edeln und unedeln Geblüts, der Unsinn des Vorzuges durch Zufall der Geburt, auf ewig vernichtet werde, und der Mensch nur das gelte, was er durch Herz und Geist werth ist, nicht wozu ihn ein Adelsbrief, ein Stammbaum, ein Ordensband stempelt. Ich wollte, es solle ausgesprochen werden, als Grundsatz einer künftigen Staatsverfassung von Maryland: daß das ganze Volk auf die Gesetzgebung Einfluß habe durch selbstgewählte Stellvertretung in einem Oberhause und Unterhause, damit die Sache bestehe, auch wenn ich früher mit Tod abgehen würde, ehe die Kolonie in Blüthe steht.

Der Gouvernements- und Kolonialrath waren mit mir einverstanden. Die Versammlung ward gehalten. Es war die erste große Feierlichkeit bürgerlicher Art. Ich redete die Gemeinde an. Wegen gleicher Rechte aller christlichen Glaubensparteien rief ich zuerst unsere katholischen Geistlichen auf, ihre Erklärung zu geben. Diese Erklärung übertraf meine Erwartungen. Der Aelteste unter den Geistlichen, ein Greis von beinahe siebenzig Jahren, sprach mit wenigen, aber gewichtvollen Worten seine Meinung aus. „Daß wir uns diesseits des großen Ozeans getrennt von den alten Heimathen unserer Väter befinden,“ sagte er, „ist Wirkung des Fanatismus von europäischen Christen. Sollen wir nun, wir traurigen Opfer der religiösen Unduldsamkeit, auf dieser freien Erde damit beginnen, unduldsam gegen Andere zu werden? Das sei ferne! Sollen wir beginnen, die Saat zu künftigen Religionskriegen in

der neuen Welt zu säen, während Europa's Völker sich unter einander wegen Glaubensverschiedenheit würgen? Nimmermehr. Mögen die erbitterten Kirchen der alten Welt Mord und Brand predigen: die christliche Religion predigt Liebe, auch gegen Feinde, keine Liebe mit Dolch und Fackel. Die Religion Jesu steht höher, als die Kirche. Zwar die katholische Kirche bildet eine einzige große Gemeinschaft der Gläubigen, zusammengehalten durch den Stuhl Petri zu Rom. Aber der wahre Katholik unterscheidet das Oberhaupt der Kirche und dessen Befugniß zur Erhaltung der Einheit des Glaubens von der weltlichen Herrschaft des römischen Hofes. Der heilige Vater verdient als Bischof der Kirche Ehrfurcht und Gehorsam, aber in weltlichen Dingen hat er nicht weiter, als bis an die Grenzen seines italienischen Landes, zu befehlen. Daher kann der katholische Priester allerdings guter Bürger des Vaterlandes, unabhängig von fremden Machtsprüchen sein."

Die ganze Gemeinde stimmte bei. Die virginischen Kaufleute waren entzückt. Sie sagten mir mit Zuversicht eine große Einwanderung der Ihrigen zu *). — —

22.

Die Nemesis.

Baltimore, Mai 1634.

Ich habe mit einem Schiffe, welches uns Waaren aus England brachte, die noch zurückgeblieben waren, Nachrichten von daher; auch Briefe von dir, mein Harry. Wie entzückten mich die Hoffnungen, welche du mir gibst, vielleicht dieses Jahr noch Bürger

*) Von hier an ist Lord Baltimore's Briefwechsel sehr unvollständig. Es finden sich nur wenige seiner Schreiben vor.

von Maryland zu werden. Aber wenn du den Plan ausführen willst, Konstantinopel und Griechenland zu sehen, verzweifle ich an deinem baldigen Ankommen bei uns.

Sheton, mein Verwalter, meldet mir auch, wie ganz unvermuthet der Bösewicht entdeckt worden ist, welcher mir einst mörderisch nach dem Leben trachtete. Es war nicht politischer oder religiöser Wahnsinn, der den Dolch gegen mich schliff, sondern, du wirst erstaunen, verliebte Eifersucht. Ein gewisser Fracastelli, im Hause Dun-Ofallins, der die schöne Miß Mary mit Leidenschaft liebte; ihretwillen, und sich bei Dun-Ofallin einzuschmeicheln und wichtig zu machen, von der katholischen Kirche zu den Presbyterianern übergegangen war, lebte seitdem in der Nähe Mariens, als ihr Lehrer auf der Harfe und als Dun-Ofalins Geheimschreiber. Er verbarg der Tugendhaften seine Leidenschaft, so lange er keine Aussicht hatte, ihr solche für sich einzuflößen. Ihm war Mariens Neigung zu mir nicht entgangen, darum beschloß er, mich aus der Welt zu schaffen. Aber statt meiner ward bald ein Anderer der Gegenstand seines Hasses. Sir Lindley, ein junger reicher Edelmann, naher Verwandter des Lord Douglas, eifriges Haupt der Presbyterianer, Grenznachbar von Dun-Ofallins Besitzungen, ersetzte nach meiner Abreise die Stelle in Dun-Ofallins Hause. Es scheint, er ward gern gesehen. Es scheint, Dun-Ofallins Wunsch selbst sei gewesen, ihn mit seiner Enkelin zu vermählen. Es scheint, die fromme Mary habe im Gehorsam und in unbedingter Liebe gegen den Großvater zuletzt selbst das in meiner Gegenwart gegebene Wort vergessen wollen, meine ewige Braut zu bleiben. Genug, Fracastelli fand Ursache zu neuer Eifersucht. Er überfiel auf einer Reise im Walde den jungen Lindley meuchelmörderisch. Dieser vertheidigte sich. Beide wurden tödtlich verwundet vom Platze getragen. Fracastelli gestand vor den Gerichten die Ursache seines Verbrechens, und sterbend auch das an mir verübte.

Von Miß Mary habe ich, seitdem ich England verließ, keine weitere Nachrichten. Ich aber habe mich überwunden. Meine Liebe ist unsterblich, wie meine Seele. Doch vergessen habe ich eitle Träumereien und Wünsche. Wollte Gott, auch die edle Mary dächte so. Möge die Tugendhafte glücklich sein. Wäre sie glücklich, ich würde ohne Schmerz hören, daß sie die Gemahlin eines Andern geworden.

Kommst du im Herbst zu uns, wirst du eine Stadt erblicken, wo noch vor einem Jahr Einöde war. Ununterbrochen ward den ganzen Winter hindurch gearbeitet. Schon sieht man ganze Straßen aufgeführt, doch meistens bloße Gerippe von Gebäuden, der Zimmerleute Werk. Mit unglaublicher Ungeduld, selbst nicht durch die rauhe Jahreszeit gelähmt, schreitet Alles, vom Größten zum Kleinsten, ans Werk. Künftigen Winter schon bewohnen wir die neuen Gebäude.

Der Frühling hat hier eine Pracht, wie der neapolitanische kaum kennt. Ueber Alles hoffnungsvoll stehen unsere Felder. — Aber was mehr, denn dies Alles, mich erquickt, ist Eintracht, Freundschaft aller unserer Kolonisten unter einander, und fortdauernde Dienstfertigkeit der guten Indianer. Wir und diese sind nur zwei verschiedene, aber engbefreundete Familien.

Meine Tage sind mehr Genuß, als Arbeit. Der erste Winter in Amerika verstrich schnell. Es fehlte uns, neben der Menge der Geschäfte, nicht an Vergnügungen. Bei mir war fast jeden Abend Gesellschaft. Meine Freunde, ihre Gemahlinnen und Töchter, unter denen einige sehr liebenswürdig sind, betrachtete ich als Hausgenossen. Musik, Gesang, Vorlesungen, Tänze, gesellige Spiele aller Art verschönerten die Abende und Festtage. Wir leben mit unsern Handwerkern und Ackerleuten auf dem vertraulichsten Fuß. Unser Umgang veredelt ihre Sitten, oder verhütet das Verwildern derselben. Wir machten abwechselnd Besuche bei ihnen; setzten

von Maryland zu werden. Aber wenn du den Plan ausführen willst, Konstantinopel und Griechenland zu sehen, verzweifle ich an deinem baldigen Ankommen bei uns.

Sheton, mein Verwalter, meldet mir auch, wie ganz unvermuthet der Bösewicht entdeckt worden ist, welcher mir einst mörderisch nach dem Leben trachtete. Es war nicht politischer oder religiöser Wahnsinn, der den Dolch gegen mich schliff, sondern, du wirst erstaunen, verliebte Eifersucht. Ein gewisser Fracastelli, im Hause Dun-Ofallins, der die schöne Miß Mary mit Leidenschaft liebte; ihretwillen, und sich bei Dun-Ofallin einzuschmeicheln und wichtig zu machen, von der katholischen Kirche zu den Presbyterianern übergegangen war, lebte seitdem in der Nähe Mariens, als ihr Lehrer auf der Harfe und als Dun-Ofalins Geheimschreiber. Er verbarg der Tugendhaften seine Leidenschaft, so lange er keine Aussicht hatte, ihr solche für sich einzuflößen. Ihm war Mariens Neigung zu mir nicht entgangen, darum beschloß er, mich aus der Welt zu schaffen. Aber statt meiner ward bald ein Anderer der Gegenstand seines Hasses. Sir Lindley, ein junger reicher Edelmann, naher Verwandter des Lord Douglas, eifriges Haupt der Presbyterianer, Grenznachbar von Dun-Ofallins Besitzungen, ersetzte nach meiner Abreise die Stelle in Dun-Ofallins Hause. Es scheint, er ward gern gesehen. Es scheint, Dun-Ofallins Wunsch selbst sei gewesen, ihn mit seiner Enkelin zu vermählen. Es scheint, die fromme Mary habe im Gehorsam und in unbedingter Liebe gegen den Großvater zuletzt selbst das in meiner Gegenwart gegebene Wort vergessen wollen, meine ewige Braut zu bleiben. Genug, Fracastelli fand Ursache zu neuer Eifersucht. Er überfiel auf einer Reise im Walde den jungen Lindley meuchelmörderisch. Dieser vertheidigte sich. Beide wurden tödtlich verwundet vom Platze getragen. Fracastelli gestand vor den Gerichten die Ursache seines Verbrechens, und sterbend auch das an mir verübte.

Von Miß Mary habe ich, seitdem ich England verließ, keine weitere Nachrichten. Ich aber habe mich überwunden. Meine Liebe ist unsterblich, wie meine Seele. Doch vergessen habe ich eitle Träumereien und Wünsche. Wollte Gott, auch die edle Mary dächte so. Möge die Tugendhafte glücklich sein: Wäre sie glücklich, ich würde ohne Schmerz hören, daß sie die Gemahlin eines Andern geworden.

Kommst du im Herbst zu uns, wirst du eine Stadt erblicken, wo noch vor einem Jahr Einöde war. Ununterbrochen ward den ganzen Winter hindurch gearbeitet. Schon sieht man ganze Straßen aufgeführt, doch meistens bloße Gerippe von Gebäuden, der Zimmerleute Werk. Mit unglaublicher Ungeduld, selbst nicht durch die rauhe Jahreszeit gelähmt, schreitet Alles, vom Größten zum Kleinsten, ans Werk. Künftigen Winter schon bewohnen wir die neuen Gebäude.

Der Frühling hat hier eine Pracht, wie der neapolitanische kaum kennt. Ueber Alles hoffnungsvoll stehen unsere Felder. — Aber was mehr, denn dies Alles, mich erquickt, ist Eintracht, Freundschaft aller unserer Kolonisten unter einander, und fortdauernde Dienstfertigkeit der guten Indianer. Wir und diese sind nur zwei verschiedene, aber engbefreundete Familien.

Meine Tage sind mehr Genuß, als Arbeit. Der erste Winter in Amerika verstrich schnell. Es fehlte uns, neben der Menge der Geschäfte, nicht an Vergnügungen. Bei mir war fast jeden Abend Gesellschaft. Meine Freunde, ihre Gemahlinnen und Töchter, unter denen einige sehr liebenswürdig sind, betrachtete ich als Hausgenossen. Musik, Gesang, Vorlesungen, Tänze, gesellige Spiele aller Art verschönerten die Abende und Festtage. Wir leben mit unsern Handwerkern und Ackerleuten auf dem vertraulichsten Fuß. Unser Umgang veredelt ihre Sitten, oder verhütet das Verwildern derselben. Wir machten abwechselnd Besuche bei ihnen; setzten

uns unter dem Dach ihrer Erdhütten, die sie sehr artig und sauber eingerichtet haben, in den Kreis ihrer Familie; erforschten ihre Bedürfnisse, und trachteten, den dringendsten abzuhelfen. Frauen und Töchter unserer Edelleute haben sich vereint, die allgemeinen Krankenpflegerinnen der Kolonie zu sein. Man sieht sie beschäftigt, das Hauswesen der Kolonie zu verbessern. Wir haben einige gute Aerzte; aber was noch besser ist, wenige Kranke. Das Klima ist sehr gesund.

Der erste Zug virginischer Einwanderer ist wirklich angelangt, mehrere hundert Menschen. Meistens sind es Deutsche. Aus England werden uns neue Schaaren angekündigt; eben so aus Holland. Unsere Arbeiten vermehren sich. Wir haben von den Indianern neue weitläufige Landschaften durch Kaufverträge gewonnen. Es wird an Gründung von zwei neuen Ortschaften gedacht. Der Kolonialrath hieß die dazu von Elkton entworfenen Pläne gut.

Welch ein Zauber liegt in dem süßen Gefühl der Freiheit! Es gehört für mich zu den Unbegreiflichkeiten, daß die Könige Europens sich scheuen, ihren Unterthanen dies Hochgefühl zu gewähren, durch welches ihre Throne die stärksten, ihre Staaten die blühendsten werden müßten. Denn der Mensch, welcher, statt Befehlen, selbstgegebenen Gesetzen gehorcht, gehorcht freudiger. Wer sein Feld baut, ohne Sorge, daß, vom Luxus der Höfe, von der Finanzkunst der Plusmacher, ihm ein großer Theil von den Früchten entrissen wird, gibt freudiger, sobald er überzeugt ist, er gibt für das Vaterland. Wer da weiß, er gelte durch nichts, als durch seine Tugend, wird tugendhafter. — Harry, ich beneide keinem Monarchen der alten Welt die Krone. Ich bin König eines freien Volks; bin nur der reichste Eigenthümer, außerdem der erste Diener Aller, und der ärmste Taglöhner hat vor dem Gesetz gleiches Recht,

wie ich. Und wollten meine Mitbürger heute meine Unterthanen werden, ich möchte nicht ihr Herr sein.

Aber bei euch in der alten Welt ist's anders. Wie das Licht der Wissenschaften von Osten nach Westen zog, und die Barbarei über das weiland erleuchtete Asien ihre Nacht verbreitete, und schon Griechenland, den Pontus bedeckt und Aegypten: so wandert auch die Freiheit westwärts, und orientalischer Despotismus rückt aus Asien über Konstantinopel gegen Europa. Wer kann es sagen, wie asiatisch dies Europa in einigen Jahrhunderten werden kann, inzwischen Amerika im Licht der Freiheit, Wissenschaft und Kunst strahlender geworden sein wird?

23.

Die Familie des Kapitäns.

Baltimore, September 1635.

Das also war's, mein glücklicher Harry, was dich Jahre lang an Italien festband? Aber nun, Heil dir, du bist von Hymen für deine ausdauernde Liebe gekrönt! Die schöne Franziska ist die Deinige. Mit Freudenthränen las ich die Zeilen, welche deine Gemahlin für mich den deinigen beigeschlossen hat. Aber ich übe Vergeltung, so schön und gut ich kann. Auch meinen Brief begleitet ein Briefchen von weiblicher Hand an dich und deine Franziska.

Ja, Harry, ich bin vermählt. Ich darf dir nicht erst sagen, daß ich glücklich bin.

Im April dieses Jahres kam die Fregatte Nepenthe im Hafen von Baltimore an. Kapitän Morland brachte uns einige Familien aus Irland, und Waaren und Briefe aus England. In der Gesellschaft des Kapitäns waren, wie ich vernahm, einige vornehme Frauenzimmer, und ich erfuhr von ihm, es seien seine Ge-

mahlin, seine beiden Töchter und sein Sohn, ein Jüngling von zwanzig Jahren, welche ihn auf der Fahrt nach Westindien begleitet hatten. Da Sir Marble, der Aufseher unsers Seewesens, Morlands alter Freund ist, zog Morland mit seiner Familie zu Marble, der in der Stadt eins der schönsten Häuser besitzt.

Ich machte den Frauenzimmern sogleich folgenden Tages nach ihrer Ankunft Besuch. Die Damen hatten die Seereise mit seltenem Glück überstanden; nur der junge Morland war unpäßlich und mußte das Bett hüten. Miß Cölestine, die jüngste von Morlands Töchtern, blendete mich fast durch ihre seltene Schönheit; noch mehr durch ihren Geist. Wir wurden auch bald mit einander vertrauter. Marble gab uns ein prächtiges Gastmahl. Ich lud ihn und die liebenswürdigen Fremden auf den folgenden Tag zu mir ein. Abends beim Abschiede sagte Miß Cölestine: „Mylord, vorausgesetzt, daß unsere Koffer vom Schiff bis dahin hergebracht sind, werde ich Ihnen morgen eine Freude machen. Man hat mir in London Briefe für Sie zugestellt."

Am andern Tage kam die Gesellschaft zu mir in das Gouvernementshaus. Miß Cölestine wünschte die Einrichtungen des Gebäudes zu sehen. Ich führte sie mit Vergnügen durch alle Zimmer. Ich stand eben mit ihr allein am Fenster meines Bibliothekzimmers, und zeigte ihr die reizende Aussicht über das Meer und die Umgegenden, als sie sagte: „Mylord, damit ich's nicht vergesse!" Bei diesen Worten erröthete sie, zog einen Brief hervor, und überreichte ihn mir mit zitternder Hand. Ich konnte mir durchaus die Gemüthsbewegung nicht erklären, von der ich sie ergriffen sah. „Lesen Sie, Mylord!" sagte sie mit leiser Stimme.

Ich erbrach den Brief. Harry, denke dir mein Erstaunen! es war der erste Brief von Miß Mary, den ich seit meiner Entfernung von England empfing. Mit jeder Gelegenheit nach Europa hatte ich ihr und ihrem Großvater geschrieben; nie Antwort empfangen.

Als ich Mariens Handschrift und Unterschrift erkannte, schwanden mir fast die Sinne. Ich warf mich auf einen Stuhl. Ich las den Brief zehnmal. Sie meldete mir den Tod ihres Großvaters; die Veränderung in ihrem Hause, und wie sie London zum bleibenden Aufenthalt gewählt habe. Ihre ganze große, fromme, reine Seele athmete mich mit dem Ausdruck der zartesten Liebe aus diesen Zeilen an. Ich drückte das Blatt an meine Lippen; ich sprang auf; ich durchlief einige Mal den Saal; ich hatte Miß Cölestinens Gegenwart durchaus vergessen.

Wie ich Cölestinen wieder erblickte, sah ich ihr stilles Weinen. Ich erschrak. Ich bat sie um die Ursache ihrer Thränen; ich entschuldigte den seltsamen Ungestüm meines Betragens; ich sagte ihr, von wem der Brief sei, und sagte ihr Alles. „Und ich weiß ja Alles!“ erwiederte sie: „Miß Mary selbst hat mir Alles offenbart. Ich habe die Ehre, eine der besten Freundinnen dieser Vortrefflichen zu sein!“

Nun, Harry, diese Worte! Ich stand in Flammen. Nachrichten von Marien! Ihre eigene Freundin konnte mir von ihr erzählen! Alles, Alles, hunderttausend Kleinigkeiten mußte sie mir berichten und wiederholen. Ich aber ward des Fragens und Hörens nicht satt. Auch vom Tausch der Ringe sogar wußte Cölestine, und ich zeigte ihr an meinem Finger Mary's Ring. „O wenn mich Miß Mary liebt,“ seufzte ich, „warum begleitete sie nicht ihre schöne Freundin über das Meer?“

„Warum forderte Mylord Baltimore von einer Geliebten mehr, als er der Geliebten leistet?“ erwiederte Miß Cölestine.

„Aber glauben Sie, daß Miß Mary, jetzt durch den Tod ihres Großvaters vollkommen frei, mir, wenn ich sie in London überrasche, über das Meer in diese Kolonie folgen wird? Können Sie mir auch nur die leiseste Hoffnung eines glücklichen Erfolges machen?“ rief ich.

„Ich glaube fast," sagte Miß Morland, „ich sollte es können."

„So begleite ich Sie nach Europa zurück!"

Der Entschluß stand nun unerschütterlich fest, und ich erklärte ihn schon über Tafel dem Kapitän Morland, wie meinen anwesenden Freunden laut, ohne jedoch die wahre Ursache zu enthüllen. Es gab darüber mancherlei Gespräch. Marble, Harford, Dikinson und die Andern schienen bestürzt und unzufrieden. Doch hofften sie, es sei dies nur Laune eines flüchtigen Heimwehs. Sie irrten sich. Und hätte ich zur Stunde mit Morland absegeln können, ich hätte mich eingeschifft.

Miß Cölestine entfernte sich nach dem Essen, um ihren kranken Bruder zu besuchen. Auf mein dringendes Bitten erlaubte sie mir, sie zu begleiten. Jeder Augenblick, den ich nicht mit ihr sein, nicht mit ihr von Dun-Ofallins Enkelin verplaudern konnte, war mir Raub an meiner Seligkeit. Als wir in Marble's Haus angekommen waren, vernahmen wir mit Erstaunen, daß der kranke Jüngling, begleitet von einem Bedienten, ausgegangen sei. Cölestine war ungehalten über ihren Bruder. Doch wir hatten noch keine Viertelstunde gewartet, so sahen wir ihn über die Straße zurückkommen. Cölestine verließ mich, und eilte ihm entgegen. Es währte lange, ehe sie wieder erschien. Endlich trat sie herein, und an ihrer Hand der junge Mensch, welcher ihr, wie es schien, nur halbgezwungen folgte. Indem er sich mir langsam mit einer Verbeugung nahte, bemerkte ich, wie seine blasse Farbe plötzlich in ein brennendes Roth überging. Ich heftete meine Augen schärfer auf ihn. Es gingen wunderliche Ahnungen in meiner Seele auf. Ich wußte nicht, wie mir geschah.

„Mein Gott!" rief ich, und sah betroffen Cölestinen an.

„Ja," rief Cölestine, „sie ist es!"

Mary lag weinend an meiner Brust.

Ja, Mary war es. Gekommen war sie nach Maryland, schluch-

tern, fast mißtrauisch, zweifelnd. Daher ihre Verborgenheit. Miß Cölestine und deren Schwester waren ihre Gesellschafterinnen, die sie zur Begleitung mitgenommen hatte, und die Gemahlin des Kapitäns Morland selbst hatte, dieser Frauenzimmer willen, als alte Freundin vom Hause Ofallin, die Reise mitgemacht.

Nichts, Harry, nichts hier von dem Rausch meiner Seligkeit! — Von diesem Tage an zähle ich die Tage meines schönern Lebens. Mary, die Göttliche, ist mir anvermählt und von der ganzen Kolonie angebetet. — Aber auch die schöne Cölestine ist vermählt, und zwar mit unserm Harford. Die Beiden fühlten sich schon in den ersten Tagen der Bekanntschaft magnetisch an einander gezogen.

Nun fehlst du nur noch, und deine Franziska, um unsern Himmel zu vollenden. Eile zu uns in die Heimath der Freiheit!

Die Irrfahrt des Philhelenen.

1.

Die Flucht.

Landeck, 23. Juli 1819.

Meinethalben, edler Jeremias, stiere das Blatt mit erschrockenen Augen an; frage, wo liegt dies Landeck? sprich immerhin: Franz hat seinen Verstand in den Mond geschickt! Ich bin nun einmal hier, bin zufrieden, und gehe, will's Gott, weiter, wenn's mir gefällt. Landeck liegt im Tirol.

Was kümmern mich Vettern, Gevattern und Basen in unserm Städtchen? Die Leute da reichen mit ihrem Verstand wahrhaftig bloß über die Straße, von einer Hausthür zur andern. Sie meinen, in der Welt sei nichts Edleres, als ein Spießbürger Ihresgleichen. Mir aber ist nichts Ekelhafteres. Ich will Weltbürger sein. Ich bin's schon. Mein Weg ging über Kassel, Ulm und Lindau hieher.

Blut weinen möchte ich über die sechs schönen Jahre, die ich verschlief. Da rostet Herz und Geist in dem kleinstädtischen engen Hühnerhof, wo man sich einen Tag wie alle Tage bewegt; einen Tag wie alle Tage singt und kräht. Unter dem matten, platten Einerlei stehen zuletzt alle Gedanken ab; die große Gotteswelt

schrumpft um das Städtlein zu einem Sack zusammen; die Menschen werden zu Automaten; der Schöpfer des menschlichen Alls wird endlich selber so klein, wie ihn der alte Katechismus macht. Das ist nichts für mich. Wieder lebendiger Mensch zu werden, floh ich in die lebendige Welt zurück. Ich jagte mit Extrapost durch Deutschland, Tag und Nacht, zwischen Traum und Wachen. In Feldkirch schlief ich zum erstenmal wieder in einem Bett.

„Wohin wollen Sie?" fragte der Postmeister: „Nach Bludenz? über den Arlberg?"

„Allerdings!" sagte ich, zufrieden mit dem Reiseweg, den ich selber nicht wußte. Ich nahm die Karte.

„Es ist nur der Pässe wegen, die visirt sein müssen!" fuhr der Postmeister fort. Ich gab also mein Signalement ab, um zu beweisen, daß ich kein entlaufener Verbrecher, kein demagogischer Umtreiber, Bankerotirer, Schleichhändler und dergleichen sei. Lieber Jeremias, rühme mir nicht die Stufe der Ausbildung, auf welcher wir Europäer stehen. Ein Ehrenmann, wohin er kömmt heutiges Tages, gilt ex officio so lange für einen Schelm, bis er sich wegen seiner Unschuld legitimirt hat. Die bessern unter den alten Staaten, in denen der Mensch noch als Mensch galt, wußten von dem Unwesen nichts. Das ist Ausgeburt neuer Zeit, der Ueberklugheit, wo man, um einige Spitzbuben zu ertappen, tausend rechtschaffene Leute, als Verdächtige, von Polizeiknechten beäugeln läßt.

Lieber Jeremias, ich habe gegen das Gute nichts einzuwenden, aber gegen das Uebergute sehr viel; denn es ist das Schlechte. Die Aeußersten berühren sich in allen Dingen. Unmäßige Reinlichkeit habe ich immer als neue Unfläterei wiedergefunden; unmäßige Freiheit als Hottentoterei, und unmäßige Ordnung als Verwirrung aller natürlichen Ordnung. Sind die europäischen Unterthanen nicht wahres Leibeigenthum ihrer Leibherren, ohne deren Willen sie sich nicht von der Scholle Landes entfernen dürfen,

auf der sie entstanden? Ich mag daran nicht denken. Ich mag davon nicht schreiben. Die Polizei könnte den Brief erbrechen und mich als Demagogen und Carbonaro ausschreiben. Sogar vertraute Gedanken unter Freunden sind nicht mehr zollfrei. Der Leibherr verlangt Rechenschaft von Vorstellungen des Gemüths. Der Leibherr möchte sogar Seelenherr werden. Das war selbst im Mittelalter Keiner. Basta!

Hinter Feldkirch ein offenes, ebenes, geräumiges Thal. Die Hochgebirge von Flötzkalk schichten sich links und rechts zu erschrecklicher Größe auf. Sie glichen an den Himmelswänden ungeheuern Gemälden, mit Duftfarben an den Horizont gepinselt. Ich meinte sie mit Händen antasten zu können. Der Teppich des flachen Thalbodens war ein grüner Wiesengrund, von kleinen Feldern mit Tabak, Haber, Welschkorn, Hanf, Kartoffeln und Gerste durchbrochen.

Hinter Bludenz treten die Riesenberge enger zusammen. Der Feldbau stirbt. Von schroffen Felsen herab flattern schmale silbergraue Bänder. Als ich näher kam, waren es Wasserfälle.

Ueber den Arlberg ist schöne Straße; ich mußte Vorspann nehmen und ging zu Fuß. Hier ist's der Mühe werth zu weilen. Was sind die Naturalienkabinette der großen Herren gegen die Prachtstücke Gottes; neben diesen senkrechten Schichten der Urkalkfelsen und goldbraunglänzenden Glimmerberge, wo das brennende Blau der kleinen Gentianen und die rosenfarbenen Blüthen der Rhododendern friedlich-freundlich lächeln! Edler Jeremias, ich habe mit dir das herzlichste Mitleid. Wag' es doch. Kriech' nur einmal aus der dumpfen Höhle deines vergitterten Comptoirs heraus und in die Stille der feierlichen Alpenwelt empor. Dann wirst du entdecken, was es heiße, Mensch zu sein und im Reich Gottes leben.

Mir war wohl; seit sechs Jahren zum ersten Mal wohl. Ich lebte allein. Denn der Postknecht, die Postpferde und der Post-

wagen galten mir gleich Maschinen. Als ich bergab nach Nasfereit wieder zu Menschen gelangte, ward mir's bei denselben unheimlich, doch nicht unbehaglich, sondern lächerlich. Ich sah, nach der Natur, wieder Unnatur und Geschmacklosigkeit. Die Leute gafften mich an und ich sie. Weiber und Mädchen mitten im Sommer in dicken Wollenstrümpfen; auf dem Kopf kegelförmige, zottige schwarze oder braune, zwei Finger dicke Wollenkappen. Heil mir, daß ich von da weg bergab flog, zwischen den schwarzen Waldbergen auf engem Weg. Links streiften die Achsen der Räder beinahe die Glimmerwand des Felsens, der wie polirtes Kupfer schimmerte; im Abgrund rechts unten schäumten die Wellen der wilden Rosanna ihren flüssigen Schnee über die blaßgrüne Stromfläche. Der Wagen flog sausend neben dem Abgrund hin, von dem kein Geländer schied; aber mein kecker Tiroler leitete mit sicherer Hand sein Gespann.

Ein neuer Aufzug. Die Bergwände schoben sich aus einander. Ein kreisförmiges Thal erscheint, mit Hochgebirgen umzäunt. Hügel, Felsen, Wiesen, Wälder durch einander in schöner Verwirrung. Rechts ein Dorf am Inn; die Schindeldächer mit Steinen belastet gegen das Blasen des Sturms. Dabei auf der Höhe eine Kirche, und unweit davon mit alterthümlichem Gemäuer eine Burg, nebst hohem, viereckten Wartthurm. Das ist Landeck.

Sage allen Vettern, Gevattern und Basen daheim, ich erlaube ihnen, über mich zu schnattern drei Vierteljahre lang. Sie sehen mich nicht wieder. Zwar, edler Jeremias, Du in eine armselige, verkrüppelte Spießbürgerlarve durch dein Schicksal Verpuppter, zwar dich möcht' ich, dich muß ich wiedersehen, aber nur nicht zwischen den Erkerhäusern mit den schüttenden Dachrinnen, sondern auf einem Berge, in einer Alp, in einer Einöde, wo Gott, Du und ich! — Zwar auch Obersteuereinnehmers Lenchen, ach, das Meisterstück der Natur, aber verhunzt durch die Welt! Nein, ich

mag's nicht wieder sehen, denn nach wenigen Jahren ist diese Tulpe verblüht, und was bleibt dann von ihr? — Das arme Ding, das mit sich selber nichts Besseres anzufangen weiß; das seine jugendliche Anmuth nur als Kapital an guten Zins legen will, um einen reichen Mann, ein hübsches Haus, modische Kleider, behaglichen Titel, Kutsch' und Pferde, Abends Whist und Boston zu bekommen.

Adieu.

2.

Die Stiefschwester.

Wels, den 6. August 1819.

Durch Wiesengründe, schlechte Dörfer und heitere Lärchenwälder fuhr ich nach Innsbruck. Rechts und links finstere Waldgebirge, dazwischen zerklüftete, nackte, zerbröckelnde Kalkberge, die zu Schutthaufen werden. Das ist nicht der bloße Flügelschlag der Zeit, wie die Poeten sagen, der die Gebirge verödet. Die dumme Rohheit der Menschen, welche nach und nach den Höhen die Wälder, dadurch das Bindemittel für die fruchtbare Erde, die Quellen raubt, — die zerstört mehr, als die Natur. Was die Natur verwüstet, weiß sie auch wieder zu erbauen. Nicht so der Mensch.

Von Zeit zu Zeit kamen mir Tiroler-Schützen entgegen mit ihren Stutzern, und hübsche Bäuerinnen im Festschmuck, die unter ihren runden Filzhüten recht keck hervorschauten. Schattenspiel an der Wand!

Hinter Zirl fuhr ich längs der riesigen, schroffen Felsmauer hin, die man die Martinswand heißt. Sie ließ mich sehr gleichgültig, trotz der vielen Treffen, die an ihrem Fuß von Franzosen, Baiern und Tirolern geliefert waren, und trotz dem, daß sich auf ihrem Gipfel einmal ein Kaiser Maximilian verirrt hatte. Die

meisten Dinge, welche die Leute für merkwürdig halten, sind immer Verirrungen; und die machen mir eben Langeweile. Ihre Weisheiten und Edelthaten halten die Sterblichen selten für Merkwürdigkeiten, und sind doch die merkwürdigsten Seltenheiten. Es ist aber wahrscheinlich keine Bescheidenheit ihrerseits.

Innsbruck macht im Hintergrund der weiten Ebene des Thales ein artiges Bild. Die Stadt selbst sprach mich in ihrem Innern nicht an. Sie trägt Spuren einer gewesenen Haupt- und Residenzstadt, kam mir aber vor, wie ein verblichener Gallarock. Als ich nach der Hauptkirche ging, um das gepriesene Denkmal Kaisers Maximilians I. zu sehen, zeigte mir mein Führer links an einem Hause ein Vordächlein, wie es Krämer über ihre Ladengewölbe in unserm Städtlein zu haben pflegen. Der gute Tropf hielt es für sehenswürdig, weil es vergoldet war.

Ich erschrak fast, als ich in das hohe, stille Gebäu der Hofkirche trat, worin außer uns nichts Lebendiges athmete, und sich da, links und rechts im Mittelgang freistehend, dunkle Menschengestalten, ohne Bewegung in übernatürlicher Größe erhoben. Ich glaubte die Schatten der Vorwelt zu sehen, die leise Unterredung pflogen, und deren Asche vielleicht unter meinen Fußsohlen in vermeinter heiliger Erde begraben lag. Es waren aber, in alterthümlicher Tracht, zwanzig bis dreißig eherne Bildsäulen alter Fürsten und Fürstinnen Tirols. Sie machen im Halbdunkel des Tempels großen Eindruck; desto kleinern gewährte mir Maximilians Marmordenkmal, mit den Kardinaltugenden und Thaten des Kaisers, von halberhabenen, geschnitzten Bilderlein überladen. Nürnberger Tand!

Die Kirche hatte für mich einen ganz andern Schatz. Hier spukte ein schönes Gespenst, das mich noch immer ein wenig neckt. Die kleine, niedliche Spießbürgerin, die ad modum des Obersteuereinnehmers, ihres Vaters, der doch nur die Gulden seiner Mitbürger einnimmt, die Männerherzen mit Steuern belegt, nur sie

begegnete mir auch hier, aber heiliger, größer, als sie selbst. Droben, hinter dem Chor, als ich vor einer großen Blende in der Mauer vorbeiging, sah ich sie. Aber es war, sagte mir der Führer, das Denk- oder Grabmahl der reizenden Philippine Welser, der bürgerlichen Gemahlin des durch sie bemerkbar gebliebenen Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, in weißem Marmor. Guter Jeremias, denke dir nicht Sarg, nicht Tod; nicht die armselige, schmeichelei-selige Erfindung Canova's in der Wiener Augustinerkirche für das Grabmahl einer Herzogin von Sachsen-Teschen; nicht das Widerliche und Peinliche des Hindelbanker zerbrochenen Grabsteins, wo sich ein zartes, junges Weib, mit dem Kindlein eingeklemmt, hervordrängt zwischen den Steinen, als wäre es darunter lebendig begraben worden. Nein, Jeremias, denke dir nicht Sarg und Grab und Tod, sondern auf weißem Marmorlager ruhend, mit geschlossenen Augen, ein leichtbedecktes, schönes, junges Weib, wie Jairi Töchterlein im Evangelium, von dem der Herr sagt: Sie ist nicht gestorben, sondern sie schläft!

So soll man den Tod darstellen, — einen süßerquickenden Schlummer! Die ekelhafte Zerrgestalt, der Knochenmann mit Stundenglas und Hippe, konnte aus keiner griechischen, sondern nur aus einer finstern, nordisch-christlichen Fantasie hervorgehen. Und diese Philippine und Lenchen, denke dir meine Bestürzung! Beide waren dasselbe, Zug um Zug. Dieselbe stille Milde, dieselbe selige Ruhe in sich selber, dieselbe Ueppigkeit der zarten Lippen. Aber nicht mehr das von einer freundlichen Seele bewegte Antlitz, sondern blasser Todesschlaf. Kälte durchschauerte mich bei der Berührung des Fingers. Je länger ich sie betrachtete, je mehr schien sie des Lebens wieder fähig. Warum war hier Niemand, der sprechen konnte: Kind, stehe auf! — „Und ihr Geist kam wieder und sie stand alsobald auf." In der That schien sich nach und nach vor meinen Augen der Busen mit der leichten Linnendecke schwach zu

heben und zu senken. — Ich ging mit einem Seufzer von dannen. Schade um Lenchen!

Ich warf mich in den Wagen, um mich wieder zu zerstreuen, und wandte rechten Ernst daran. Die Gegend mit dem verheerenden Innstrom machte mir Langeweile. Auch hier strecken schon mehrere Berge, all' ihres Pflanzenthums und Erdreichs entblößt, die nackten Felsknochen zur Schau. Weder das lebendige Städtlein Hall, noch das traurige Schwatz, welches eben aus der Asche wieder hervorzukriechen anfing, lockten mich.

Da kam die holdselige Natur, die Reine, die von Menschen Unentweihte, und küßte mich und gab mich mir wieder, als ich gen Söll flog. Im zitternden Abendsonnenlicht umfing mich eine idyllische Landschaft: Wiesen im frischen Grünglanz, Hütten ausgestreut hinter Gebüschen; fern in lieblicher Einöde auf der Höhe, im Roth der Abendwolke, ein Schloß, wie durch Feenkunst hingehaucht. Seitwärts im Schatten und Duft ein frommes Kirchlein auf dem Hügel. Zwischen Alles ein spiegelnder Bergstrom durchgeschlungen. Da und hier Kinder mit Gesichtern von Schnee und Rosengluth; Knaben mit unbedeckten Knien; Weiberlein mit grauen Filzhüten, gutmüthige Augen darunter. Aber Aphrodite selbst würde zur Zerrgestalt, wenn sie die vielen Röcke, den steifen Brustlatz, die dicken Wollenstrümpfe, die dicke, blaue, zuckerhutförmige Mütze, oder den kurzkrämpigen Grünhut einer Tirolerin trüge.

Mittags fuhr ich in Salzburg ein. Jeremias, das ist dir unter den Städten, was Philippinens Grabmal zu Innsbruck unter den Sarkophagen, — schön und todt. Stille Paläste, große Plätze ohne Volk, eine Natur voller Majestät ringsumher. Die Stadt lagert sich an einer weiten Ebene aus, eingeklammert hin-

terwärts von Riesenbergen mit den schönsten Formen. Man sieht aller Orten, diese Stadt ist priesterliches Prunkwerk!

Das kleinlichste, lächerlichste Prunkwerk aber ist, was die Leute in Salzburg mir, als das Sehenswertheste, zeigen wollten, — ein unreinliches, feuchtes, hohes, thorförmiges Loch, durch einen Felsen gehauen, ein feuchtes, wüstes Amphitheater, ebenfalls in Felsen gehauen; mit Sitzen, Logen und Zubehör, ohne Zweck und Nutzen. Ich weiß nicht, wie der Kirchenfürst geheißen, der in den großen Naturumgebungen solche Maulwurfsideen hatte, und sein von den armen Unterthanen empfangenes Geld so fruchtlos vergeudete, für nichts Gutes und Schönes. Ach, hätte der Mann die Armuth, Unwissenheit und Trägheit dort in mancher Hütte gesehen, wie ich! Aber solch ein Mann lebt sich, und nicht Andern. Und seine Prahlsucht fand eben so elende Schmeichler. Sie machten ihm in den Felsen, die er durchlöchert und benagt hatte, eine Inschrift: Saxa loquuntur (die Steine reden). Nun, mögen ihn die Steine, allenfalls auch die Steinhauer preisen: er verlangte nichts Besseres, und wußte wahrlich nichts Besseres. Als Pharao hätte er in Aegypten vermuthlich Pyramiden gebaut, die am Ende, eben durch die unermeßlichen Flächen der Wüsten, aus denen sie aufstiegen, doch etwas Bedeutsameres und Seelenerhebenderes sind, als die kleinen, dumpfen Löcher bei Salzburg.

So satt war ich der Stadt der Todten, daß ich noch spät Nachts fortreisete, und ich sah die Welt, trotz dem, daß ich sie, den Mond ungerechnet, mit zwei Wagenlaternen beleuchtete, erst bei Völklabruck wieder. Es war Sonntag. Die Landleute kamen, den Kirchendienst zu beobachten, aus benachbarten Ortschaften, Weilern, Höfen. Männer und Knaben in schwarzen, kurzen Jacken, runden Hüten, kurzen Beinkleidern, weißen oder blauen Strüm-

pfen und geschnürten Halbstiefeln. Mädchen und Frauen in schwarzen, niedlichen Spensern, langen Röcken, Städterinnen gleich, aber meistens schöner, als Städterinnen zu sein pflegen. Grazienhafter Wuchs, die feinsten Gesichtszüge, und außer der zarten Farbe, eine ganz eigene, halbblöde, verschämte Lieblichkeit im Antlitz. Der reizende Menschenschlag hörte endlich gegen Wels hin mit der Sitte der Bäuerinnen auf, ihre großen, lebhaft-grünen oder dunkelrothen Tücher recht geschmackvoll ums Haupt zu winden. Von allen weiblichen Nationaltrachten Deutschlands ist hier die schönste. Ihretwillen reisete ich langsamer, hielt von Ort zu Ort in schlechten Wirthshäusern, bis mir endlich eine artige Wirthstochter stillsaß, daß ich sie in ihrem Gewand zeichnen konnte.

Darum kam ich, in dunkler Nacht erst, nach Wels. Ich hielt an einem freien Platz unweit dem Thore. Ich sprang aus dem Wagen; mir odemlos unter der Thür ein junges Frauenzimmer mit ausgebreiteten Armen entgegen. Es schloß mich fest an sich, und heftete die Lippen mit Inbrunst an die meinigen, eh' ich zur Besinnung kam; und in Zwischenseufzern rief sie halbleise mich bei meinem Namen: „O Franz! o Franz!“

So zärtliches Empfangen weiset man auch im neunundsechszigsten Jahre nicht unzart ab, geschweige im neunundzwanzigsten. Ich gab Umarmung und Kuß auf Gerathewohl zurück, und überzeugte mich, es müsse Lenchen sein, die Einnehmerin der Herzenssteuern. Warum aber hier? Wie so schnell konnte sie da sein? Wie konnte sie meine Ankunft wissen? Wollte sie mich in die Gefangenschaft zurückführen? Ich drückte sie herzlicher an mich. Da ließ sie das Köpfchen hangen; sie sank in meinen Armen zusammen. Gleichzeitig erschienen Aufwärter mit brennenden Kerzen unter der Hausthür, wie auch eine ältliche Frau in Reisekleidern,

die mich begrüßen zu wollen schien, aber schnell Miene änderte, als sie mich sah, und rief: „Helene! Helene! er ist's ja nicht."

Also auch das noch: wieder ein Lenchen, wenn auch nicht meine kleine Spießbürgerin. Aber Helene erwiederte keine Silbe. Ein blasses, zartes, edles Gesicht mit geschlossenen Augen lag stumm an meiner Brust, leblos wie die marmorne Philippine von Innsbruck. Die Frau wehklagte um ihre leichenähnliche Tochter. Ich trug die unter ihren Freuden Entseelte in ein Zimmer, wo schon für drei Personen das Nachtmahl bereit stand. Aber die dritte Person war nicht ich, sondern Helenens Bruder, den man diesen Abend aus dem Salzburgischen erwartete. Man war ihm, laut brieflichen Abreden, bis Wels entgegengereiset.

Man brachte das Fräulein gemach wieder zu sich selber. Als Helene von der Ohnmacht halb genesen war, und die Augen aufschlug, streckte sie die Arme nach mir und sagte mit mattem, sehnsuchtsvollem Tone: Franz!

„Kind," redete die Mutter, „aber er ist's nicht."

„Mit Erlaubniß, gnädige Frau," versetzt' ich, „doch heiß' ich auch Franz."

„Und was sonderbarer noch ist," erwiederte die Mutter, „Sie gleichen unserm Franz selbst in Gestalt und Art. Kein Wunder, wenn sich das gute Mädchen im Dunkeln und in der ungeduldigen Freude betrog. Es wäre mir fast nicht besser ergangen."

Wie wir noch redeten, — aber Helene schwieg dabei und wagte kaum aufzublicken, während sie mit zitternder Hand ein Glas Wasser zum Munde führte, — rollte wieder ein Wagen heran auf der Straße. Er hielt. Sie gab hastig das Glas ab und sagte: „Ist er's?" Die Mutter schien auch auf dem Sprunge zu sein, aber hielt wieder an sich, etwas ungläubig. Man berathschlagte, vermuthete. Indessen ging die Zimmerthür auf. Die Mutter flog an die Brust eines jungen Mannes von meiner Größe. Dann

eilten sich Bruder und Schwester entgegen. Aber Helene war jetzt minder stürmisch; ich weiß eben nicht, hemmte die Gegenwart eines Fremdlings ihren schwesterlichen Ungestüm, oder hatte sie schon den Champagnerschaum des Entzückens an mich Unwürdigen weggegeben.

Hätte die begeisterte Familie auf meine mehrmaligen Versuche geachtet, mich von ihr mit Anständigkeit zu verabschieden, so würd' ich mich entfernt haben. Als es mir aber endlich gelang, mein Wort anzubringen, bestanden Mutter und Sohn darauf, ich müßte das Nachtmahl mit ihnen theilen, da ich die Freude des Wiedersehens mit ihnen getheilt hätte. Mein Namensbruder lachte, wie ein Narr, als die Mutter ihm Helenens Irrthum erzählte, und das arme Mädchen auf dem Sofa saß so beschämt und reuig da, als hätte es eine Todsünde gethan.

Bei Tisch, als man gefragt hatte, weß Landes und Standes ich sei, erfuhr ich zur Vergeltung, daß Mutter und Tochter zu Pesth in Ungarn wohnhaft, in Wien zum Besuch gewesen, dem Sohn und Bruder entgegengereiset wären. Sie hatten ihn seit sechs Jahren nicht gesehen. Die wortselige Mutter erzählte noch weit mehr; der Sohn nicht minder. Helena und ich waren die Schweigsamsten. Ich weiß nicht, warum sie? wohl aber, warum ich? Die schöne Helena, welche einst der Hirt von Ida eroberte, und derentwillen Troja in Flammen aufging, konnte unmöglich hübscher gewesen sein. Mir brannten noch immer die Lippen.

Schwesterlust und Wein und Reiz des Beispiels entsiegelten endlich den Korallenmund des Mädchens. Ich kann noch jetzt nicht entscheiden, ob mehr Seele in ihren Augen oder in ihrer Stimme lag; ihr Ton, so weich und süß er auch klang, durchklang mein Innerstes. Alles Fremde verschwand zwischen uns. Sie schien mir's verziehen zu haben, daß sie mich im Irrthum geküßt hatte; und ich erlaubte mir's, ihr Stiefbruder heißen zu wollen.

Dem lustigen Abend folgten drei schöne Tage. Edler Jer-

mias', du wirst mir's nicht verargen, daß ich, als Müßiggänger von Beruf, mir in Wels nicht übel gefiel, wenn auch nur, um mit einer artigen Stiefschwester am Traun-Ufer Arm in Arm wandeln zu können. Hier wird nämlich gewaltiger Holzhandel getrieben, und Alles schien mir hölzern in der Welt, nur nicht die seelenreiche Stiefschwester.

3.

Verschwunden.

Wien, 13. August 1819.

Wie gewaltig ist die Natur! wie unerklärlich ihr Zauber über uns! Was wir nun so Liebe nennen, ist wohl mehr als Frühlingstrieb des Thieres; ja, man liebt und findet durch den Gedanken an jenen Trieb sein Heiligthum entweiht. Die Liebe steht so hoch über das irdische Drängen der Natur, als der göttliche Menschengeist über Polypen und Affen.

Daß die schöne Helena von Wels mich ein wenig anfesselte, — wie konnt' es anders sein? Die Schönheit hat ihr Reich. Rührte mich nicht auch des Marmors Form zu Innsbruck? Die Anmuth des Umgangs konnte die Fessel nur stärken. Sie ward fester durch das Hochsittliche der jungfräulichen Seele, die mich mit Ehrfurcht erfüllte. Aber das Geheimnißvolle hat nun das Werk vollendet. Warum eben dies? Ich habe sie nicht mit der Trunkenheit eines Liebenden geliebt; warum lieb' ich sie jetzt mit Trunkenheit! Höre!

Als ich nach dem schönsten Abend, vom schönsten Träumen, am Morgen erwachte, sah ich ein Blättchen Papier durch eine Spalte meiner Zimmerthür hervorragen, offenbar von außen hereingeschoben. Ich nahm es und las: „Gute Nacht, edler Freund! Ich bin ver-

loren und elend. Es ist für mich Alles aus. Leben Sie ewig wohl. Ich bete zu Gott für Sie. Beten Sie für Ihre Schwester Helena."

Mit Entsetzen las ich die Zeilen, um einen Sinn herauszuahnen. Ich warf mich in die Kleider und läutete dem Aufwärter. Die Freundlichkeit des Burschen beruhigte mich sehr; denn es konnte doch kein Unglück begegnet sein. Ich erkundigte mich, ob meine Gesellschaft schon wach sei, und erfuhr mit Befremden, Mutter, Sohn und Tochter, nebst Kammerfrau, wären Mitternachts, beim Glockenschlage zwölf Uhr, abgereiset; Mutter und Tochter mit rothgeweinten Augen, der Sohn und die Kammerfrau mit verstörten Mienen. Es wäre beim Einsteigen in den Wagen fast kein Wort gefallen; der Weg gen Linz genommen.

Mehr zu erforschen war nicht. Niemand hatte mir ein Lebewohl hinterlassen. Helenens Zettel machte mir Kummer. Guter Jeremias, ich war daran, alle Fassung zu verlieren; darum that ich das, was ich in ähnlichen Fällen zu thun pflege, meine Besonnenheit zu retten. Ich nahm den Schein vollkommener Ruhe und Gleichgültigkeit an, trank meinen Kaffe gar gemächlich im Beisein der Wirthsfamilie, um beobachtet zu sein, denn der Beobachtete übt größere Gewalt, als der Einsame, über sich selbst; verlangte Extrapost nach Linz, und ward somit, was ich mich zu sein stellte, wirklich.

Auf der ersten Station fragt' ich vergebens, wann meine Flüchtlinge angekommen, wohin sie gereiset wären? Man hatte dergleichen Reisende weder in der Nacht, noch am Morgen gesehen. Ich fuhr zur zweiten und empfing gleichen Bescheid. Ich fragte bis Linz, und jenseits Linz, — ohne Glück.

„So bleibt's ein Reiseabenteuer, und am Ende nichts anderes!" seufzt' ich und zerstreute mich gewaltsam.

Zu Mölk ruht' ich. Ich ging der Zerstreuung willen über die Gassen den Hügel hinauf ins Kloster. Es ist da prachtvolle Aussicht über die Donaufluthen, die sich zwischen den waldigen Uferhöhen spiegelnd herumkrümmen, und auf das romantische Pechlarn, uraltes Getrümmer, wohlbekannt aus den Sängen der Nibelungen, als des tapfern Rüdiger Sitz.

Der Pater Gastmeister zeigte mir gar höflich die Handschriftensammlung des Klosters, die dich, edler Jeremias, bei deinem Pulte, bei deinen Geldrollen und Strazzen, so wenig interessiren mögen, als den, der mir sie vorwies. Denn dieser führte mich mit gleicher Miene, wie in die Bibliothek, in die paar Prachtzimmer des Klosters. In einem derselben deutete er mit besonderer Wichtigkeit auf den gebohnten Fußboden, den ein schwarzer Brandfleck entstellte.

„Schade!" sagt' ich höflich: „Sie werden das leicht ausbessern lassen."

„Ei, beileibe!" rief der Pater Gastmeister: „In diesem Zimmer hat Kaiser Napoleon gewohnt. Hier empfing er eine Depesche. Die zündete er an der Kerze an, warf sie auf den Boden und ließ sie da einbrennen."

So hält nun der würdige Geistliche den verkohlten Flecken für eine ewig bedeutsame Verzierung seines Kaisersaals; und doch hinterließ Napoleon wohl manches bedeutendere Brandmal.

Ach, die Kinder!

Ländlich, sittlich. Nichts belustigte mich auf der Fahrt nach Wien so sehr, als der Anblick der Zeiselwagen, welche zwischen Oesterreich und Baiern regelmäßig her- und hinzeiseln, und gemeinen Leuten zur bequemen Reisegelegenheit dienen. Es sind ziemlich lange Frachtwagen, mit Korbgeflecht ausgefüttert, oben mit überspanntem Segeltuch bedeckt; und unter diesem Zelt liegen

lang ausgestreckt Männer, Knaben, Weiber, Mädchen behaglich auf Stroh, neben einander geschichtet, wie gebundene Kälber. Mich stach das Gelüst, eine solche Zeiselfahrt mitzumachen. Sie muß in der bunten Gesellschaft gar unterhaltend sein; und man fährt Tag und Nacht. Ich behalte mir die Freude bei der Rückkehr von Wien vor.

Meine Einfahrt in die Kaiserstadt hielt ich an einem schönen Morgen. Die Stadt ist klein. Aber wie ein Ring, oder ein Hof um den Mond, liegen eine halbe oder Viertelstunde davon die zahllosen, an einander gewachsenen Vorstädte drum herum. Man hatte meine Reisekiste an der Grenze des Landes mit Bindfaden und Blei geschlossen, daß ich selber nicht mehr Herr darüber war. Hier öffnete man sie beim Schlagbaum, um sie nach verbotener Waare zu durchwühlen. Aber ein paar Stückchen Papiergeld lähmten und erstarreten alle Finger des getreuen Beamten so schnell und stark, daß er zurücktrat und sagte: „Ich seh' schon, Ew. Gnoden hob'n holt Olles in Ordnung."

Die Sorglichkeit der wienerischen Hausmütter sprach mich gleich beim Eintritt in die Hauptstadt gar vorzüglich an. Frauenzimmer, oft zierlich aufgeputzt, von einer Magd oder keiner begleitet, kaufen auf dem Markt selbst ein, füllen ihren Korb mit Gemüse, und wandern, mit einem Bündel junger Hähne oder schreiender Hühner in der Hand, nach Hause.

Ich habe Paris, ich habe Berlin gesehen. Es ist dort, über alle Hefen der Großstädterei hinaus, etwas Feineres, Geistigeres im Leben und Umgang und Genuß. Selbst der gemeine Mann strebt, wenn auch nur in äußern Formen, da hinauf. Man denkt, man lieset; man zielt aufs Witzige, Anständige, Geistvolle, oder auch nur Empfindsame. Liebe, Politik, Mode, Religion,

Wissenschaft sind da stehende Artikel in der Unterhaltung der größern Zahl, so wie es in unserm Städtchen, o Jeremias, Du weißt es wohl, Witterung des Tages, Hochzeit- und Kindtauf-Nachrichten zu sein pflegen.

Hier in Wien, scheint's mir, neigt sich Alles nur dem Derben und Massigen zu, und gefällt man sich mehr im soliden Glauben, soliden Essen und soliden Trinken, was man Lebensfrohsinn nennt. Die Einfuhr fremder Tabaksorten, Gedanken und Fabrikate sind verpönt; in der Politik ist der österreichische Beobachter das Orakel, und in der Welt keine Stadt solch ein Himmel, als Wien. Man glaubt, ißt und trinkt.

Gleich in den ersten Tagen sah ich Laxemburg, Schönbrunn, Belvedere, Gemäldegallerien, Porzellanfabrik, Arsenale, Gärten, Naturalien-, Kunstkabinete, Theater, und speisete im Prater, im Augarten. Dann besucht' ich Casinos, Bierhäuser, Kirchen, Bibliotheken, Privatgesellschaften u. s. w., und finde nun zuletzt, will man auf freie Denkart, am besten aufs Denken selbst und auf feinere, wissenschaftliche Unterhaltung verzichten, es lediglich aufs geistige Einsamleben, aufs Sinnlichbehagliche abstellen: Wien ist ein ganz trefflicher Ort.

Mir Müßiggänger that es wohl, die Arme auf dem Rücken, längs der Donau hinzuschlendern, die großen Schiffe zu betrachten, die von vielen Rossen an langen Seilen stromaufwärts gezogen wurden; oder Abends mit der schönen und häßlichen Welt hinauszuströmen, ein großes Feuerwerk verpuffen zu sehen; oder dem bunten Menschengetümmel in allerlei Trachten zuzuschauen; hier Soldaten, Fasmaniten (ungarische Studenten von zwanzig bis dreißig Jahren, in blauer Mönchstracht mit dreieckten Hüten von einerlei Stutz), Stubenmädchen und Staatsherren; dort Türken und Griechen, in morgenländischer Kleidertracht, mit Turbanen und dampfenden hölzernen Langpfeifen vor den Kaffeehäusern; oder

im Prater umherzustreichen, der weiten, von vielen Schattengängen durchschnittenen Wiese, voller Lust-, Bier-, Tanz- und Spielhäuser zwischen alten Linden, Eichen, Roßkastanien und kleinen Gebüschen, wo nah und fern Trompeten und Pauken lärmen; um zum Ringelstechen und Sich-Herumtrillen-Lassen einzuladen. Wo ein paar tausend Menschen spazieren gehen, geh' ich wohl auch mit.

Dies sind die letzten Zeilen, die ich dir aus Wien schicke. Alles ist zur Abreise nach Ungarn oder zum schwarzen Meere gerüstet und mein Paß- und Finanzwesen geordnet. In Ungarn, sagte man mir, liebe man das Wiener-Papiergeld nicht, und kenne man deutsche Münze schlecht. Am besten fahre ich mit Zwanzigkreuzerstücken Wiener Courant.

Wunderst du dich, was mich ins Ungarland treibt? Eine Erscheinung im Prater.

„Was gibt's da zu sehen?“ fragt' ich im Prater, als ich vor einem unansehnlichen, etwas thurmartigen Hause vorbeischlenderte, wo Leute aus- und eingingen.

„Eine Camera obscura, darin man fast den ganzen Prater überschaut.“

„Das muß ich sehen!“ sagt' ich, trat hinein, einige Treppen hinauf, in ein kleines, dunkles Gemach, wo mehrere Personen um ein Tischchen standen. Ich vermehrte die Gesellschaft, und sah auf dem Tisch das lebendige Bild des Praters mit Lichtstrahlen gemalt.

Der Anblick belustigte mich eine kleine Weile. Es ist etwas Trockenes in den Farben der Camera obscura; sie sind immer etwas schwärzlich, wie mit Tusch hineingewaschen. Aber daß sich in einem Gemälde die Bäume und Blätter bewegen, ohne daß man den Wind hört; daß Menschen und Thiere durcheinanderlaufen und

wirklich von der Stelle kommen, überrascht und gefällt, eben weil man sich in der Täuschung immer am meisten gefällt.

Mitten aus der Lust schreckte mich ein unerwarteter Auftritt in dieser Farben- und Figurenspiegelung auf. Es traten darin zwei weibliche, dann zwei männliche Gestalten größer und deutlicher, also ohne Zweifel näher dem Gebäude, worin ich war, aus dem Gebüsch. Sie blieben, als legten sie es recht darauf an, uns in unserer finstern Kammer durch ihr Geberdenspiel zu ergötzen, in lebhaftem Gespräch stehen. Die beiden Frauenzimmer wandten sich gegen die Herren zurück; das ältere schien sich sehr heftig zu erklären; das jüngere hielt das Köpfchen niedergesenkt auf die Brust, und schrieb mit dem Stecken des grünen Sonnenschirmchens im Staub des Weges. Einer der Herren drohte mit beiden Fäusten gegen die Schreiberin; der andere, kopfschüttelnd, indem er mit ausgebreiteten Armen und ausgespreizten Fingern von oben nach unten fuhr, schien allen Streit damit niederdrücken zu wollen. Das junge Frauenzimmer hob das Antlitz mit wehklagender Geberde gen Himmel. Edler Jeremias, es war meine schöne Helena von Wels, Zug um Zug. Bald erkannte ich nun auch ihre Mutter, und in dem Droher ihren Bruder. Hingegen der Friedensstifter, ein älterer Herr in Jünglingstracht, dessen dickes Halstuch fast über das Kinn zur langen, kameelartigen Nase reichte, blieb mir fremd.

Während sich meine Gefährten im finstern Zimmer an dem Schauspiel belustigten, war ich fast versteinert, bis auf Aug' und Herz. Dieses pochte, als wollt' es die Brust sprengen, und die Augen starrten unbeweglich auf Helenens schöne Gestalt nieder. Ich hätte sie anreden, ich hätte mich in den Streit mengen mögen.

Edler Jeremias, man ist zuweilen sehr einfältig. Statt hinunter zu springen und sie zu suchen, blieb ich stehen und behorchte mit den Blicken ihre Unterhaltung. Erst da sich Alle wieder schnell wandten und in dem Gebüsch verloren gingen, lief ich aus dem

Gemach davon, die Treppen hinab, ins Freie. Hier aber sah die Welt ganz anders aus, als in der Camera obscura. Gebüsche bewegten sich rings umher, aber in welchem sich meine Leute befunden hatten, ließ sich nicht unterscheiden. Wie ein Jagdhund auf der Wildfährte, im Zickzack, kreuzt' ich von der Linken zur Rechten, von der Rechten zur Linken. Als ich in der Nähe des Hauses vergebens gesucht hatte, erweiterte ich den Kreis meiner Streifereien. Wozu noch viele Worte? Die Verschwundenen blieben verschwunden, ob ich gleich bis Nachts umherstrich, und alle Häuser durchrannte, und alle Plätze, wo man bei Windlichtern an langen Tischen im Grünen schmausete.

Unauslöschlich war die Camera obscura-Gruppe vor meinen Augen. Ich suchte sie den folgenden Tag auf, und wieder vergebens. Am dritten ließ mich der glücklichste Zufall der Welt in der Stephanskirche den friedliebenden Herrn mit der Jünglingstracht und Dromedar-Nase erblicken. Sobald er seine Andacht verrichtet hatte, klettete ich mich mit aller Andacht an ihn. Vorwand zu einer Frage, die dem Fremden leicht wird, fehlte nicht; z. B. das Spielen angenehmer Ueberraschung, in ihm den wieder zu erkennen, den man im Schattenspiel der Camera obscura gesehen; dann, und so weiter. Genug, ich erfuhr, woran mir wenig gelegen war, daß er in der ungarischen Kanzlei angestellt sei, und daß — woran mir etwas mehr lag —, die ich suchte, schon am vergangenen Tage nach Ungarn, und zwar nach Pesth, oder wohl gar nach Odessa gereiset wäre.

Und die Praterscene in der Camera obscura? Der ungarische Kanzelist schien davon beinahe so wenig verstanden zu haben, als ich. Er hatte die Frauenzimmer, die er bloß durch einen Empfehlungsbrief kennen gelernt, in den Prater begleitet. Hier schien, der Himmel weiß, wodurch? im Gespräch ein heimlicher Familienzwist angeregt worden zu sein. Die Mutter hatte Schweigen ge-

boten, mit Versicherung, sie werde ihren Willen durchsetzen, und sollte die Welt untergehen. Der Sohn hatte sich mit fürchterlichen Schwüren vermessen, einem gewissen Jemand, der nie genannt wurde, die Kugel durch den Kopf zu jagen, wo er ihn träfe, und das Fräulein hatte mit Traurigkeit in Ton und Geberde nur die Worte wiederholt: „Ich lasse mir nicht Leib und Seele verkaufen. Ich kann ohne Mühe sterben.“ Der Kanzelist seinerseits versicherte, er habe, ganz unbekannt mit dem Gegenstande des Streites, nur um Ruhe gebeten, damit man im Prater kein Aufsehen mache. Aus Allem aber schien hervorzuleuchten, daß Sohn und Mutter der armen Helena Krieg machten und das unglückliche Mädchen in ihrer eigenen Familie verlassen stehe.

Und wenn sie nicht so schön wäre, und wenn ich sie nicht liebte, und wenn das Geheimnißreiche ihres Schicksals sie nicht so interessant gemacht hätte: das Mitleiden allein hätte mir's zur Pflicht gemacht, ihr meine Hilfe zu bieten. Ich reise nach Pesth. Nichts von ungefähr! Und nicht von Ungefähr führte mich mein Verhängniß in Wels an ihre Brust, ehe ich sie selbst und sie mich kannte. Ach, meine arme, schöne Stiefschwester!

Ich glaube beinahe, du lachst boshaft hinter deinem Pult, Jeremias? Lache nicht über die unverkennbaren Fügungen des dunkelwaltenden Geschicks.

4.

Die trojanische Helena.

Odessa, 18. Januar 1820.

Da sitzt nun der fahrende Ritter am Ufer des schwarzen Meeres, und hat nicht mehr weit bis Ovidiopolis, um dort, wie der römische Dichter, Klagelieder ex Ponto über seine Liebe und Narrheit zu
eiben.

Was soll ich dir, würdiger Jeremias, von der tollen Reise erzählen? In den ersten Tagen meiner Fahrt über Preßburg, ins Ungarland hinein, sah und hört' ich nichts. Nur das Camera obscura-Bild gaukelte mir noch vor den Augen; ich weidete mich an der schwebenden Gestalt der Schwermüthigen, an dem Spiel des Faltenwurfs in ihrem Gewande, an den edeln Bewegungen ihres Leibes. Erst in Pesth ermunterte ich mich. Es war hier eben Herbstmesse, glaub' ich. Alles wimmelte von Kaufleuten, Krämern und Waaren, von Juden, Griechen, Türken, Ungarn, Polaken, Siebenbürgern, Tataren und Deutschen. Ich blieb vom 21. August bis 1. September in dieser Stadt, wo schon die wissenschaftlichere und feinere Gesittung des Abendlandes mit der Barbarei und rohen Pracht des europäischen Ostens zu wechseln beginnt.

Man schickte mich vom Pontius zum Pilatus, um über die geheimnißvolle Helena etwas zu erfahren, und ich vernahm endlich, man wisse durch Kaufleute, ihre Mutter sei mit ihr wirklich von Wien nach Odessa gereiset, wo ein reicher Kaufmann, den man mir nannte, Helenens Oheim, seit zehn Jahren das größte Haus bilde. Beiläufig hört' ich auch, Helena hätte in Ungarn einen der ersten Magnaten heirathen können, wenn sie so gutes Geld, als guten Adel, gehabt hätte; sie habe in Pesth nur etwa ein halbes Jahr gelebt, und sei vorher in Kronstadt in Siebenbürgen gewesen, wo man von ihrer Familie und ihr selbst wahrscheinlich mehr wissen würde.

Die Nachricht gefiel mir gar nicht übel, und am meisten der Grund, warum sie keine Gemahlin eines Magnaten geworden wäre. Also auf und nach Kronstadt! Es ging durch Haid' und Moor; ich sah viel Büffelochsen; selten ein leidliches Wirthshaus. So kam ich nach Kronstadt, der langen Stadt, im engen Thal, zwischen hohen Bergen.

Meine Nachforschungen brachten hier noch dürftigere Frucht. Es

lag mir wenig daran, zu wissen, daß Helenens Vater vorzeiten ein reicher Mann gewesen, in Wien durch Spiel und Handelsspekulationen verarmt und endlich Selbstmörder geworden sei aus Verzweiflung; daß sich die Wittwe darauf mit ihrer jungen Tochter zu einer alten Verwandtin nach Kronstadt begeben und hier in der größten Eingezogenheit gelebt habe; daß nach dem Hinscheid der alten Kronstädterin, welche ihren Schützlingen nur geringen Theil von ihrer Hinterlassenschaft vermacht hatte, Helenens Mutter Siebenbürgen verlassen habe, in der Hoffnung, entweder nebst ihrer schönen Tochter bei ihrem Sohn in Deutschland, oder bei einem steinreichen Stiefbruder in Odessa zu wohnen.

Zwar, ich gesteh' es, mir war bei der Abreise aus unserm Städtchen nie in Sinn gekommen, die Richtung nach dem schwarzen Meere zu nehmen, oder irgend einer Helena durch die Welt nachzuziehen; allein wenn ich es jetzt that, opferte ich auch keine andere Plane auf. Ich will ein paar Jahre lang auf dem Erdball umherschwärmen, mehr nicht; wer weiß, ob ich nach dem Tode dies Milben-Theater wieder sehe! Mir ist's gleichviel, wohin mich Zufall oder Nothwendigkeit schlendern.

Man hat mir schon in Kronstadt gesagt, die Reise von da, durch die Moldau und Neurußland, sei etwas mühsam, vielleicht etwas gefährlich. Indessen der Versuch konnte gewagt werden. Es befanden sich in Kronstadt gerade zu der Zeit deutsche Auswanderer, welche nach der Krimm ziehen und dort ein neues Vaterland suchen wollten. Es waren bei zwanzig Personen, Männer, Weiber, Kinder. Sie machten denselben Weg, wie ich, und daher schloß ich mich an sie, um in größerer Gesellschaft zu sein.

Wir reiseten am 1. Oktober ab. Die Leute hatten mehrere Wagen, die mich an die Wiener Zeiselfuhren erinnerten. Ich hatte

mich fast auf ähnliche Weise eingerichtet, wie sie, und höchst einfach, um unter ihnen für nichts mehr als ein Handlungsdiener zu gelten, der in Odessa sein Unterkommen suche.

Die armen Leute dauerten mich. Sie reiseten mit goldenen Hoffnungen durch die Wildnisse, und sprachen noch immer mit Liebe von ihrem Vaterlande, was sie nicht hatte ernähren können. Viele sprachen von ihren Regierungen nicht mit großem Lobe; denn diese, die ihnen kein Brod geben konnten, sondern nur Steuern und Steuern forderten, hatten ihnen tausend Hindernisse in den Weg gelegt, um sie am Auswandern zu hindern.

Die Hospodaren der Moldau haben ein großes, zum Theil äußerst fruchtbares Land. Aber es ist arm, fast ungebaut, ausgeplündert, erschöpft durch den ruchlosesten Despotismus der Fürsten und ihrer Wucherer im Bannat. Der Hospodar schreibt sich aber doch: „Wir, von Gottes Gnaden!" so gut, als ein Anderer.

Das Reisen durch dies Land ist eine Buße. Wir hatten mit dem größten Ungemach zu kämpfen. Tage lang mußten wir durch öde Steppen ziehen. Nur wenige Dörfer waren zu sehen, alle schlecht, zerfallen, unreinlich; keine Häuser, nur niedrige, stallähnliche Hütten; Wirthshäuser fehlen ganz, oder, wo irgend eine kothige Baracke diesen Namen trug, war es ungastlich und unheimlich darin. Man warnte uns vor der Pest, die eben dort grassirte. Ich nahm daher mein Nachtlager mehr denn einmal im Wagen, oder auf bloßer Erde. Ach, würdiger Jeremias, das Camera obscura-Bild ward immer matter und blässer vor mir, und die Schwärmerei meines Herzens entwich so sehr vor dem Zorn meines Magens, daß ich im vollen Ernst den närrischen Einfall verwünschte, mich in diese Wüsten hineingeabenteuert zu haben, über welche der Despotismus alles Elend aus Pandorens-Büchse hatte fliegen

lassen. Nur die Hoffnung war auch mir noch zurückgeblieben. Ich tröstete mich, in der Stadt Gallatsch Erquickung zu finden.

O Himmel, welche Stadt! Eine unflätigere hatt' ich nie gesehen. Alle Häuser sind von Holz, schmutzig, dumpf und stinkend; die Straßen nur mit hölzernen Balken belegt, damit Niemand im Morast untergehe. Weil meine Gefährten ein Donauschiff mietheten, entschloß ich mich auf der Stelle, den Argonautenzug mitzuthun, und ließ mir von dem gefälligen österreichischen Konsul, Herrn Mensoli, eine Empfehlung nach der ersten Quarantaine in Neurußland geben.

Wir kamen noch an demselben Tage (es war der 14. Oktober) bei dem Quarantaine-Orte an, denn er ist nur drei Wegstunden von Gallatsch. Hier aber zwang man uns, bis den andern Tag auf dem Schiffe zu bleiben; dann, als wir Fuß ans Land setzen durften, sperrte man uns am Ufer in eine erbärmliche, mit Pallisaden umschlossene Hütte ein, und hier mußte ich mit allen Männern, Weibern, Kindern, vierzehn Tage in der Quarantaine bleiben, trotz meiner Empfehlungen vom österreichischen Konsul.

Ich war mit lebendigem Leibe in der Hölle, edler Jeremias. Aber endlich lernt' ich hier doch, daß man sich zuletzt auch sogar an die Hölle gewöhnen könne. Die Speisen waren für gutes Geld elend, und für den sauern Wein mußt' ich vierzig süße Paras zahlen.

Sobald wir der Gefangenschaft entlassen und — ich weiß nicht, warum? — visitirt worden waren, begaben wir uns eine kleine Wegstunde weiter ins Land zu einem Dorfe, das Domaro hieß, welches die Leute dort aber Stadt nannten. Hier kaufte ich mir Brod, Kaffee und Wein, miethete mir ein Fuhrwerk, nahm einen jungen Kerl aus meinen bisherigen Reisegefährten zur Begleitung, und so fuhren wir durch Bessarabiens Steppen wohlgemuth dem Dniester zu, nach Bender. Zwei Mähren, die kein Loth Fleisch am ganzen Leibe hatten, und ein Wagen, an dem kein einziger

eisernen Nagel, geschweige eine eiserne Radschiene war, — siehe, das war unsere Equipage. Wir gingen meistens zu Fuß; die gespensterhaften Rosse hätten lieber von uns gezogen werden mögen, als daß sie uns zogen. In den Steppen erblickt man selten ein menschliches Antlitz, noch seltener ein Dorf. Wenn wir dergleichen erreichten, bekamen wir graues Brod und stinkenden Branntwein; das Wasser hatte häufig einen widerlichen, salpetrigen Geschmack.

Als man mir in Bender wieder von der Quarantaine sprach, die jenseits dem Dniesterflusse lag, und wo ich etwa einundzwanzig Tage weilen sollte, überfiel mich kaltes Entsetzen. Ich verlangte gar nicht, die Stadt zu sehen, welche Karl XII. berühmt gemacht hatte, drückte den Russen, die mich anfangs gar nicht verstanden, ein Stück Geld in die Hand, worauf sie, plötzlich erleuchtet, mir besseres Fuhrwerk schafften und mich nach der bessarabischen Hauptstadt Kischinew schickten. Am 28. November kam ich hier an, elend, ausgehungert und krank.

Diese Hauptstadt, edler Jeremias, ist ein wüstes Nest mitten im alten europäischen Scythen- oder Thrazierlande. Da leben arm, träg, unreinlich Tataren, Russen und Juden beisammen; doch fand ich auch zum Glück einige deutsche Familien. Bei einer derselben lagerte ich mich ein und pflegte meines Leichnams aufs Beste. Ein junger russischer Offizier, der meinen Wein vortrefflich fand, leistete mir Gesellschaft. Er sprach das Französische sehr geläufig, und hatte den Feldzug gegen Napoleon, von Moskau bis Paris, mitgemacht.

Ich gestehe dir offen, Jeremias, das Leben eines unabhängigen Privatmannes in England oder Nordamerika, in Frankreich oder der Schweiz, oder einigen Ländern Deutschlands, im Genusse eines milden Himmels und alles dessen, was Kunst und Wissenschaft seit Jahrtausenden Herrliches und Großes geleistet und errungen haben, und im behaglichen Sein zwischen gebildeten Freunden und Werken

Eis und Schnee; ein noch größerer Theil unendliches, unwirthbares Steppenland oder unermeßlicher Wald. Nur der kleinste Theil des Bodens ist fruchtbar. Selbst im europäischen Rußland ist noch lange nicht der dritte Theil der Erde angebaut. Jene öden Wiesengründe aber müssen bleiben, weil das Land nur noch zur Viehzucht taugt; jene weitläufigen Wälder müssen bleiben, weil, nur mit Hilfe des Brennmaterials, der Mensch dort wohnen kann. Eben diese Härte des Klima's, diese Unwirthbarkeit des Bodens bleibt aber auch das ewige Naturhinderniß der Zivilisation und des engen Beisammenlebens; und vierzig bis fünfzig Millionen Menschen wohnen dort, wie verloren, in den weiten Räumen. Wo da auf dem Raum einer Meile hundert Personen hausen, sieht man tausend in Deutschland, Frankreich, England.

Und dann, edler Jeremias, sehen müßtest du diese Nationen, um dir einen Begriff von der Tiefe ihres Standes auf der Himmelsleiter menschlicher Gesittung bilden zu können. Allerdings hat Rußland einzelne treffliche Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Staatsmänner, Feldherren, die mit denen der übrigen höhern Menschheit in Reih' und Glied stehen. Aber diese gelten so wenig für Zeugen dessen, was das russische Volk selbst sei, als Deutschlands, Englands, Frankreichs große Geister für die Kulturstufe der Volksmassen zeugen, unter denen sie leben. Und welch ein Abstand zwischen dem britischen, deutschen, niederländischen, französischen Landmann und dem russischen!

Aber auch die Kultur der Menschen in diesen von der Natur unfreundlich ausgestatteten Weltgegenden kann unmöglich schnellen Schritt gehen, wenn auch Jahrhunderte lang menschenfreundliche und weise Fürsten, gleich Alexander, den Thron der Czaaren inne hätten. Dem widersetzt sich nicht nur das Zerstreutleben der Völker, von denen viele ganz nomadisch sind und bleiben müssen, sondern auch die unüberwindliche Nothwendigkeit, die aus der Natur

eines so weitläufigen Reichs hervortritt. Hier muß, um das unübersehbare Gebiet zusammen zu halten, auf welchem hundert Sprachen gesprochen werden, statt der Freiheit, der Machtwille eines Einzelnen gelten; hier muß, um die weiten Grenzen nach drei Welttheilen hin zu decken, ein für die Volkszahl verhältnißmäßiges Militär auf den Füßen gehalten werden. Und wenn es schon in zivilisirten Ländern schwer ist, bessere Begriffe zu verbreiten, wie nun hier? Und wenn nun noch bei einem oder dem andern Staatsmann sogar die Furcht hinzukommt, Volksaufklärung sei ein sehr gefährliches Ding? — — —

Ich sehnte mich wieder zu Menschen, und verließ mit meinem Begleiter am 21. Dezember Kischinew. Wir kamen folgenden Tages zu einem Dorfe am Dniester, gegen Dubitza oder Dubissan über, wo man mir abermals die höchstliebliche Nachricht von einer Quarantaine brachte, die ich in Dubissan, etwa zwanzig Tage lang, auszuhalten haben werde. Der Bauer, welcher mir sie gab, war ein Deutscher; er freute sich, die Töne der Heimath von unsern Lippen tönen zu hören, und lud uns gastfreundlich zu sich ein. Er meinte: mit der Zeit komme Rath; der Dniester wäre schon stark gefroren; man müsse Gelegenheit und Stunde abwarten und die Quarantaine umgehen. Das ließ ich mir gern gefallen, und der brave Deutsche verpflegte uns trefflich, besorgte auch bei der Polizei des Orts das Unterzeichnen unserer Päße, — denn wenn sonst keine Spur europäischer Zivilisation, findet man doch in den Wildnissen bis Asien noch Polizei und Päße. Die schmierige Unterschrift der Polizei bezahlte ich mit vier Rubeln oder zwei Gulden.

Nach drei Tagen rief eines Abends mein Deutscher: „Jetzt, ihr Herren, vorwärts! Der Dniester ist fest; die Wachten in Du[…]n geben sich schwerlich Mühe, nach Mitternacht da zu lust-

wandeln, wo sie Niemanden erwarten.“ Wir gingen. Zwei Pferde standen vor dem Hause. Mein Gepäck ward aufgeladen. In Schnee und Mondhelle reiseten wir ab. Wir zogen über die Eisdecke des breiten Flusses, nicht ohne Grausen, unserm Führer nach; mit noch größerm Grausen aber jenseits des Stroms dem Wachthause vorbei, im Schnee watend, einen steilen, mühseligen Hügel hinauf. Wären wir bemerkt worden, hätte man uns mit Flintenschüssen zum Besuch der Wachthütte eingeladen. Wir entrannen der Gefahr und trabten die ganze Nacht durch fürbas einer Stadt, wie sie unser Deutscher nannte, — ihren Namen hab' ich vergessen — mit Eilschritten entgegen.

Gegen Morgen sprang uns plötzlich ein russischer Soldat in den Weg, der aus einer Art Höhle hervorgekrochen war, und forderte unsere Pässe. Die unerwartete Erscheinung hatte mir keinen geringen Schreck verursacht. Mein ehrlicher Deutscher aber wußte besser Bescheid und sagte zu mir: „Der Kerl kann so gut lesen, als mein Roß die Flöte spielen. Geben Sie ihm ein Trinkgeld.“ Ich gab dem gewissenhaften Kriegsmann eine Hand voll Kupfermünze, und die Sache war sogleich mit vielen Komplimenten abgethan.

Ziemlich erstarrt langten wir in dem kläglichen Dorfe, welches Stadt hieß, bei einem Bekannten unsers Führers an, und thaten uns nach der nächtlichen Heldenfahrt gütlich. Das Beste war, daß wir hier zwei deutsche Kolonisten aus Glücksthal antrafen, die im Begriff waren, mit ihren Schlitten in die Heimath zurückzukehren. Die gute Belohnung, welche ich meinem bisherigen Führer gab, machte die Kolonisten noch freundlicher. Wir wurden schnell einig, daß ich in ihrem Schlitten nach Glücksthal fahren solle. Es ging vorwärts.

In dem traurigsten aller Glücksthäler feiert' ich, in dunstiger Stube, den ersten Tag des Jahres 1820. Die ganze Kolonie

besteht aus Deutschen und Schweizern. Mein Wirth war ein Graubündner. Man brachte mich, nach einigen Tagen Ruhe, ziemlich rasch und bequem von Kolonie zu Kolonie, an denen die Namen das Schönste waren, von Glücksthal nach Kassel, und zum Städtchen Tiraspel am Dniester. Es ist dies ein ganz neu gebauter Ort, sehr regelmäßig angelegt, von schmutzigen Roskolniken, Zigeunern, Tataren und Juden bevölkert. Eine Stunde davon, jenseits des Dniesters, erblickt' ich noch eine andere Stadt; denke dir mein Erstaunen, Jeremias, als ich wahrnahm, das sei abermals Bender, wo ich schon vor vier Wochen gewesen! Also war ich durch das ödeste Land von der Welt vierzig Tage und Nächte im Ring herum geschleppt worden, wie das israelitische Volk in der Wüste, ohne zu wissen, wo ich mich befand; und das bloß, weil ich der Quarantaine hatte ausweichen wollen. Man reise nicht bei den Tataren und Wallachen, ohne ihre Sprache, und ohne Landkarte oder Kompas.

Im Sturm und Schneegestöber kam ich, bei kurzen Tagreisen, über die Kolonien Straßburg und Selz, wo sich mein bisheriger Begleiter, der junge Auswanderer, dankbar von mir trennte, in Odessa an. Es war am 8. Jänner 1820.

Nun denn, edler Jeremias, lache dich satt! Die bessarabischen Steppen haben das liebekranke Herz vollkommen hergestellt. Schicke alle Verliebten deines Städtchens, sobald man sie für unheilbar hält, und die Aerzte verzweifeln, zu den Bulgaren, Wallachen, Malorossianern, Tataren und Zigeunern dieser Steppenwelt. Sie werden genesen.

Daher wundere dich nicht, daß ich trockenen Auges, mit dem ruhigsten Gemüthe von der Welt, wenige Tage nach meiner Ankunft zu Odessa, erfuhr, daß meine Helene, Gott weiß, wohin?

vielleicht nach Troja an den Hof des Priamus, entführt und ich der betrogene Menelaus sei. Der berühmte steinreiche Oheim hatte vor Jahr und Tag schon Bankerot, und sich selber unsichtbar gemacht; Helena und ihre Mutter waren glücklich längst vor mir in Odessa angekommen, und über die Unsichtbarkeit des Oheims fast in Verzweiflung gerathen. Ich sage aber: „fast," weil sich bald ein junger, reicher Brite, voll christlicher Liebe, fand, welcher die Verlassenen zu trösten übernahm. Acht Tage vor meiner Ankunft in Odessa hatte dieser neue Paris meine trojanische Helene, nebst ihrer Mutter, entführt, und zwar ohne Hinderniß. Sie waren Alle nach Konstantinopel. Glück zu!

5.

Das Land am schwarzen Meere.

Odessa, in den Jahren 1821 und 1822.

Nein, edler Jeremias, du irrst. Wenn man Ungarn, Siebenbürgen, die Steppen der Moldau und Bessarabien durchwandert, und ein halbes Jahr Hunger gelitten hat, wird man es nicht so bald satt, in einem großen, palastartigen Hause, in zierlich tapezirten Zimmern zu wohnen, mit der Aussicht auf die buntscheckigste Welt, wie man sie einzig nur am schwarzen Meere, an den Grenzen Asiens, in einer großen Handelsstadt sehen kann; nicht so bald satt, an einem Tisch zu sitzen, den alle Tage wechselnd der Speisekünstler mit Leckereien des Orients und Occidents bedeckt; oder in Kaffeehäusern, Kasinos, Theegesellschaften, Theater und Konzert herumzufahren, und nach der angenehmsten Last des Tages in weichen Betten vom feinsten Stoffe auszuruhen.

Und sollt' ich noch zehn Jahre in Odessa bleiben, ich würde bleiben, und mein kühles Grab lieber am Ufer des schwarzen

Meeres graben lassen, als daß ich noch einmal die Wüsteneien sehen möchte, welche ich durchzogen bin.

Odessa ist eine große Stadt im Werden. Sie mag bei 40,000 Einwohner halten, ist aber noch lange nicht vollendet. Ich liebe aber das Werdende, weil die Hoffnung unendlich mehr reizt, als die Erinnerung oder der Genuß der Gegenwart. Die Straßen sind sehr breit, und alle in gerader Linie gezogen, aber noch keine ist ganz beendigt. Ueberall Lücken und leere Stellen.

In zwei, drei Sommermonaten kann hier ein ziemlich großes Haus, zwei Stockwerk hoch, mit gewölbten Kellern von Grund aus massiv, aufgebaut und im Winter schon bewohnt werden. Die Baustoffe sind in den Steinbrüchen nahe. Die Fundamente und Zwischenmauern werden von hartem Kalkstein gemacht; was über der Erde ist, von einem weichen, tuffartigen Stein, der schon in den Brüchen zu viereckten Stücken gesägt und mit Beilen behauen, hundertweis verkauft wird. Der Wohlhabende läßt sein Dach mit Eisenblech decken und es grün anstreichen, was nicht übel steht.

An Handwerkern aller Art für Bedürfnisse und Ueberfluß, oder Ueppigkeit mangelt's nicht. Karawanen führen durch die Steppen, Flotten über die Wellen, den nöthigen Stoff herbei. Aber eins noch mangelt und wird lange noch vermißt werden: die sämmtlichen Straßen sind ungepflastert. Es würde Millionen kosten, diesen schwarzen, fetten, weichen Boden aus den Steinbrüchen zu befestigen. Beim Graben von Grundlagen der Häuser findet man in der Tiefe nur gelblichen Leimengrund und keinen Stein; daher bringt jeder Regen und Schnee allgemeinen Morast, und Niemand, selbst das Frauenzimmer, wagt sich unbestiefelt aus dem Hause. Jeder Schuh wäre unwiderbringlich verloren. Im Frühling und Herbst kann man sogar kaum die Trottoirs gebrauchen, sie kaum nur sehen, die bei gut gebauten Häusern aus spitzen, eckigen Steinen zusammengesetzt, aber vom Koth begraben zu sein pflegen.

Daraus entsteht ein anderes Uebel. Die Fuhrwerke jeder Art gerathen bei nasser Witterung in unglaubliche Noth. Es ist oft betrübt, oft lächerlich, zu schauen, wie da Menschen, Rosse und Räder im tiefen Sumpfe umherkneten. Am schlimmsten daran sind die sogenannten Wasserbauern, welche auf ihren Wägen das Wasser, aus benachbarten Quellen, in Fässern nach der Stadt führen und eimerweise verkaufen. Nach starkem Regenwetter schlägt daher der Preis des Wassers beträchtlich auf, weil dabei jedesmal mehrere Pferde zu Grunde gehen.

Im Sommer hinwieder, da es selten nur regnet, verwandelt sich Alles in einen Staub, der die Straßen oft, wie dichter Nebel, füllt. Dazu helfen die beständigen Winde mit allzugroßer Dienstfertigkeit. Wer seine Augen auch nur ein wenig lieb hat, faßt sie daher hinter Glas und Seide in Brillen ein. Aber der wechselnde Wind, der wechselnde Staub und Morastdunst, das plötzliche Aendern der Temperatur zeugt mehr Krankheiten, als zum seligen Leben vonnöthen sind.

Am belustigendsten wird für mich stets der Maskenball unter meinen Fenstern bleiben. Es ist ein gar köstliches Schauspiel, dies Durcheinanderwimmeln von allerlei Nationalphysiognomien, Trachten, Gesichtsfarben, Sprachen! Der Mensch ist ein wunderliches Thier, voller Stolz und Neid, wie kein anderes. Frag' herum, Jeder wird mit seinem Loose unzufrieden sein und Besseres begehren; und doch wird sich Jeder, mit dem, was er hat, für etwas Besseres, Würdigeres, Klügeres ansehen, als Alles außer ihm. Jeder zieht eigensinnig seine Sitte, Lebensweise, Tracht und Religion den übrigen vor, und belacht oder bedauert die Andern.

Neben Figuren, fast aus allen europäischen Staaten, die der Handel hieher lockte, sieht man am meisten Juden und Griechen

auf den Gassen und öffentlichen Plätzen; oder sie fallen vielleicht auch nur am meisten durch ihre Trachten auf.

Die Juden erblickst du noch alle morgenländisch gekleidet, in einem langen, faltenreichen Gewande, um den Leib mit einem Gürtel. Ihr Gewand ist gewöhnlich schwarz; nur bei den Reichern zuweilen auch von einer andern dunkeln Farbe und von Seidenstoff. Dazu tragen allesammt große, runde Hüte und lange Bärte, wodurch sie eben nicht anmuthiger werden. Künstlicher noch schmücken sich die Jüdinnen heraus, aber nicht geschmackvoller. Alle wollen in Seidenzeugen gehen. Der Kopf der Reichern ist ganz mit Perlen beschneit, deren Weiße auf der glänzenden Rabenschwärze des Haares blendet.

Die Griechen verwechsle ich noch immer mit ihren muhamedanischen Unterjochern. Sie haben ganz orientalischen Schnitt, und sind fast zu sehr vertürkt, als daß sie mich an ihre Phocionen, Aristiden und Cimonen mahnen sollten. Alle tragen Schnurrbärte; einige auch lange Bärte; wenige sind, gleich den Europäern, um Kinn und Lippen geschoren. Die reichern Griechinnen werden sich früher vereuropäern, als ihre Männer; sie haben häufig die Frankentracht angenommen. Doch die neulich den Blutbädern in der Türkei entronnenen sind ihrer morgenländischen Kleidung noch treu geblieben.

Diese Flüchtlinge jammern mich. Sie irren auf den Straßen Odessa's wie Verlorne umher. Ohne Zweifel hast du das Leichenbegängniß ihres Patriarchen in allen deinen Zeitungen gelesen, welches im Mai gehalten ward, als man aus Konstantinopel den grausam Mißhandelten und Ermordeten über das schwarze Meer hierher brachte. Auch ich war unter den Zuschauern des Trauerzuges, der anfangs von einem Tag zum andern verschoben ward, weil man den ersten Sarg für die Gebeine des Heiligen untauglich erklärte, und einen zweiten verfertigen ließ. Dieser war ein

großer, schwerfälliger Kasten, von innen mit dem besten englischen Zinn ausgefüttert, worein der Todte in seiner orientalischen Amtstracht gelegt ward.

Eine unermeßliche Menge Volkes stand am Hafen, Zeuge der Feierlichkeit zu sein. Es war einer der lieblichsten Maitage. Unter dem Kanonendonner aller vor Odessa gelegenen Schiffe ward der Sarg ans Land gebracht, mit golddurchwirkten, prächtigen Teppichen behangen. Morgens 9 Uhr begann der Zug. Ein Prunkwagen, von sechs Rossen gezogen, trug unter einem Baldachin den Sarg. Patriarchen, Bischöfe, Priester, russische Generale, Zivilbeamte, sämmtlich in Feierkleidern, begleiteten die Asche des Märtyrers. Der Anblick der reichen Gewänder, des vielen Goldes und Silbers, blendete, in der Sonne wiederstrahlend, die Augen. Der Zug dauerte fast zwei Stunden bis zur russischen St. Nikolauskirche, und wurde am folgenden Sonntag mit gleicher Pracht wiederholt, weil man dann erst den Sarg in die griechische Kirche führte.

Reisende beklagen sich über die Todtenstille der Sonntage in England. Sie sollen nach Odessa kommen. Hier ist der Sonntag der lärmendste und lustigste Tag der Woche. Nie hört man auf der Gasse mehr Toben von Reitenden, Fahrenden, Frachtwagen, Equipagen russischer und polnischer Edelleute, Spaziergängern, Kirchengängern, Kolonisten, Wasserbauern, Krämern, Hökern, Handelsjuden u. s. w.

Morgens läuten von sieben Kirchen die Glocken zum mannigfaltigsten Gottesdienst. Nur die Deutschen sind hier am bescheidensten. Sie haben keine eigene Kirche, sondern einsweilen ein großes Magazin gemiethet, worin sie ihre Andacht nach lutherischer Ordnung verrichten. Alle Straßen sind mit Kirchengängern bedeckt. Man fährt in leichten Wagen und Droschken dahin. Die Kirchen

sind gewöhnlich von einer Wagenburg während des Gottesdienstes umringt. Vor den russischen Kirchen sitzen Männer und Weiber, die den Andächtigen Früchte, Leckereien, Brod, Kindertand verkaufen. Ein Haufe von Bettlern, halbnackt, in zerrissenen Kleidern, mit scheußlichen Bärten, umlagert die Pforten der Tempel und erfleht Almosen. Seltsam sticht neben diesem kothigen Troß die Pracht der russischen Popen ab, wenn sie in ihren langen, gold- und silberbesetzten Kleidungen, als demuthsvolle Jesusjünger, majestätisch herdurchschreiten.

Aber nicht nur bei den Kirchen ist eine Art Markt, sondern zugleich alle Sonntage wird vom Morgen bis zum Mittag, auf drei verschiedenen, sehr großen Plätzen, der gewöhnliche Wochenmarkt gehalten. Dahin strömt nun Alles zu Fuß und zu Pferd, und mit allerlei Fuhrwerk. Eine Menge Fiaker steht da bereit, Jeden, oder seine eingekaufte Waare, wohin er will, zu bringen. An Mundvorrath aller Gattung mangelt's nicht.

Die russischen Bauern und deutschen Kolonisten sind die ersten auf dem Platz; auch die Juden und Türken sind gleich früh bei der Hand. Dazwischen tummelt sich die elegante Welt in allem Schmuck, neben betrunkenen Bauern, fluchenden Polizeidienern und lachenden Bauernweibern im steifen Sonntagsstaat. Nachmittags geht's auf öffentliche Lustplätze, in Trinkhäuser und Tanzsäle. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß sich Dienstmägde von ihrer Herrschaft sogleich im Vertrag die Erlaubniß bedingen, Sonntags Abends auf den Ball zu gehen.

Nur an hohen Festen, nämlich Ostern, Pfingsten und Weihnachten, darf kein Markt gehalten werden und sind alle Krambuden geschlossen. Darum aber treibt man nicht minder sein lustiges Wesen, besonders am Osterfest. Gleich nach der Morgenmesse läuft, fährt, reitet da Alles hinaus vor die Stadt auf eine benachbarte Haide, unweit der Festung. Dort sind dann Zelte und Buden in

Menge aufgeschlagen, Spiele aller Art aufgerichtet, Schmausereien und Trinkgelage in Fülle. Es ist ein großes Lager im Schlaraffenland. Die Alten selbst werden hier zu Kindern, die Klugen zu Narren. Das dauert acht Tage lang. Zum Schluß der Freude begibt sich am Montag die gesammte Volksmasse auf den Todtenacker, wo jedes Grab seinen Namen und besonderes Zeichen trägt. Aber auch hierher wird Wein, Branntwein, Brod und Braten, und was dem Magen behagen mag, mitgeschleppt. Man schmauset und zecht über den Gräbern, bringt den Verstorbenen Trinksprüche und treibt Kurzweil. Ländlich, sittlich! Die Leute entschädigen sich nur für die strengen, vierzigtägigen Fasten, in denen sie nicht einmal Eier, Butter, Milch, Käse u. s. w. genießen dürfen.

Adelstolz, Geldstolz, Glaubensstolz; — ei nun, kein Wort davon, er ist überall daheim, nicht nur bei Russen, Tataren, Handelsleuten, Juden und Griechen von Odessa. Weil viel Verkehr ist, herrscht viel Luxus, wenn auch nicht vom edelsten Geschmack begleitet. Er nahm besonders in den Jahren 1816 und 1817 zu, als aus dem Abendlande unermeßliche Geldsummen für Getreide hierher strömten, und man am schwarzen Meere goldene Zeiten feierte, während das übrige Europa hungerte.

Der Arme lebt hier fast nur von Brod und Branntwein. Es ist auch nichts Seltenes, Leichname solcher Armen mitten in Straßen und Spaziergängen zu finden. Liegt ein Todter da, treten neugierig die Vorbeigehenden hinzu. Russische Männer und Weiber legen, als Reisegeld in die Ewigkeit, Kupfergeld auf den Körper, daß er oft ganz davon bedeckt ist. Dann kommen Soldaten, tragen ihn fort und verscharren ihn, wie er ist, in die Erde. Vermuthlich ziehen sie ihm vom Reisegeld für die Ehre des militärischen Begräbnisses etwas ab.

Man kann's ihnen nicht übel deuten. Hier spricht Alles von Gewinn und Rabat. Wohn' ich länger in dieser Stadt, werd' ich selbst zum Schacherer. Die Juden sind, wie in Bessarabien, auch hier die Geldwechsler. An allen Ecken der Stadt sieht man einen Juden oder eine Jüdin auf offener Straße hinter einem kleinen Tisch Bankgeschäfte treiben, Silber und Gold gegen Kupfermünze, baar Geld gegen Banknoten auf blauem (5 Rubel), rothem (10 Rubel) und weißem Papier (25 bis 200 Rubel) vertauschen.

Mit Papier werden gewöhnlich die Beamten besoldet, und die Besoldung ist im Durchschnitt gering. Daher jagt Jedermann den Gebühren und Sporteln nach. Ein Polizeimeister, der ein gutes Haus führen, schöne Dienerschaft, Equipage mit vier oder sechs Pferden halten will, kann mit seinem Jahrgehalt von 1200 Rubel Papiergeld schwerlich drei Monate ausreichen.

Es versteht sich, auch ein großer Theil des schönen Geschlechts treibt Handel, nämlich mit seinen Reizen. Kann ein Mädchen nicht nach dem Rang seines Standes, oder seiner Schönheit, durch Arbeit der Hände leben, oder ist ein junges Weib mit dem Mann in Zwist, miethet es sich ein nettes Zimmer, schmückt es aus und führt eine stille Wirthschaft. Die Anbeter fehlen nicht; die Einnahmen mehren sich; man verdoppelt den Putz, man nimmt eine Magd, führt großen Ton.

Die Zahl solcher Wesen ist groß; russisch, griechisch, jüdisch, französisch gekleidet; von aller Gestalt, Sprache und Bildung, und zu jedem Preise. Man begegnet ihnen in allen Straßen, öffentlichen Gärten, und erkennt sie leicht, weil sie — die Schminke lieben. Diese Sittenverwilderung ist Ursache, daß viele junge Männer unverheirathet bleiben.

Geld und Vergnügen, dem jagt Alles nach; aber die geselligen Vergnügungen feinerer Art wollen in Odessa nicht gedeihen. Man hatte ein russisches Theater; es war aber schlecht, und gezwun-

gen, schuldenhalber mit seinen Gläubigern zu akkordiren. Man hatte ein italienisches Theater; es war besser angeordnet, aber spielte zuletzt bei leerem Hause. Man wollte auch eine Redoute einrichten, wofür sich besonders die ausländischen Kaufleute werkthätig zeigten. Es wurden Abonnements gesammelt; Unterschriften fehlten nicht. Allein die Sache zerfiel wieder. Das erste Mal erschienen zwanzig bis dreißig Frauenzimmer dabei; das zweite Mal deren kaum noch zehn. Man ging kalt aus einander.

Am tödtlichsten steht den gesellschaftlichen Freuden der Rangstolz entgegen. Der russische und polnische Edelmann will sich mit dem Handelsmann nicht gemein machen, obgleich dieser im Ganzen mehr Geld, als der Adel hat. Die Kaufleute höhern und niedern Ranges streben eben so weit aus einander. Einer, der zu Land und zu Wasser Verkehr treiben darf, also zur obersten Klasse gehört, und dafür bei zweitausend Rubel Abgaben zahlt, mag sich mit keinem vermengen lassen, der in der zweiten Klasse nur etwa tausend Rubel oder weniger von seinem Gewerbe steuert. Bleiben die Menschen nicht ewige Kinder?

Man hat auch angefangen, das Betreiben geringerer Geschäfte, und selbst Handwerke, mit Abgaben zu belegen, um vielleicht vom menschlichen Stolz Gewinn für die Staatseinnahme zu ziehen. Kaffeeschenken z. B. sollen jährlich vierhundert Rubel, Handwerker, die ein Schild aushängen wollen, bei fünfzig Rubel entrichten. Ich zweifle aber, ob die Besteurungsart von Dauer sein werde. Sie scheint das beste Mittel zu sein, die Gewerbe, oder die den Käufern vortheilhafte Konkurrenz zu vermindern.

Das Leben der aus Deutschland eingewanderten Kolonisten zog mich sehr an. Ich besuchte diese Leute in den benachbarten Gegenden mehrmals in ihren neuen Heimathen, wo sie ihre Robinson-

Crusoe-Rolle spielen, aber nicht immer mit der Anstelligkeit eines Robinsons.

Die Wenigsten machen ihr Glück, und die Meisten sind durch eigene Schuld so übel daran, als sie irgend in Deutschland sein könnten.

Da sind Familien, welche von der russischen Regierung einige hundert Morgen Landes, mit zehnjähriger Abgabenfreiheit, außerdem noch Vorschüsse von 500 Rubeln und einigem Vieh erhielten. Sie könnten Alle sehr wohlhabend sein. Nur Wenige haben es aber dahin gebracht.

Man macht sich keine Vorstellung, wie unwissend, roh, träg und unreinlich der Mehrtheil dieser Menschen ist. Ihr Land bauen sie bei weitem nicht mit der Sorgfalt an, wie sie sollten. Seit fünfzehn bis sechszehn Jahren fehlen vielen noch die Obstbäume, weil sie keine setzten; sogar Gebüsche zum Brennholz; sondern lieber verbrennen sie gedörrten Mist ihres Viehes zum Kochen und Heizen, oder Strauchwerk, das sie in den Haiden zusammensuchen, oder Torferde aus Morästen. Statt selber Hanf zu pflanzen, kaufen sie ihn um theures Geld in der Stadt.

In ihren wüsten Häusern und schmutzigen Kleidern werden sie den Tataren, ihren neuen Landsleuten, immer ähnlicher; so auch in Sitten. Sie tragen fast Alle braune Ueberröcke oder Mäntel aus grober, ungefärbter Schafwolle, hinten mit einer Kapuzinerkappe versehen; andere gehen Winters und Sommers in schmierigen Fellen, die Pelzkappe dazu auf dem struppigen Kopf. Die Weiber erscheinen nicht minder in Jacken von Schaffellen. Pferde, Fuhrwerk und Geschirr entsprechen dem Allem.

Haben sie in der Stadt vom Erzeugniß ihrer Heerden und Felder Geld gelöset, tragen sie selten viel davon zurück. Da gehen sie mit ihren Weibern in die Keller, zechen, zanken und schlagen eins mit einander und versöhnen sich wieder, sobald sie nüchtern

sind. In den Jahren 1816 und 1817 konnten sich Alle durch den hohen Preis des Getreides bereichern; die Wenigsten zogen Nutzen von der Zeit; die Meisten wurden nur noch lüderlicher. Seit einigen Jahren nun war die Witterung hier, wie im Innern Rußlands, dem Getreideverkehr ungünstig; das Geld fehlt; die Schulden drücken; die Freijahre sind vorüber; die Abgaben sollen gezahlt werden. Nun hört man aller Enden klagen. Mancher würde gern nach Deutschland zurückkehren. Allein das ist keine leichte Sache. Denn wer der Krone schuldig ist, erhält natürlich keinen Paß; es wäre denn, daß man in Deutschland eine Erbschaft zu holen hätte. Dann aber muß der Zurückkehrende vorher drei gute Bürgen stellen, daß er wiederkommen werde.

Ohnehin ist für Jeden schwierig und kostspielig, Pässe ins Ausland zu erhalten; man muß deswegen mehr, als ein Büreau durchlaufen. Wer in Odessa einige Zeit gewohnt hat, darf nicht eher abreisen, bis er es zuvor dreimal in den Zeitungen bekannt gemacht hat.

Da im Durchschnitt das Getreide in Rußland wohlfeil ist, wundert's mich, daß nirgends zur Bierbrauerei ermuntert wird. Vielleicht besorgt man entweder anfangs geringen Absatz; oder, wenn der Absatz glückt, daß sich dann ein Pächter Namens der Krone einfindet, der Alles an sich zieht. Selbst die Branntweinbrennerei wird verpachtet, und daher der Branntwein in diesen Gegenden der widerlichste Fusel, weil keine Konkurrenz unter den Fabrikanten ist. Es ist wahr, die Krone bezieht guten Pachtzins davon und von so vielem Andern; aber die Gewerbe blühen dabei nicht und veredeln sich nicht. Viele Kolonisten verfertigen für ihren Hausbedarf ein treffliches Getränk, aber unter schwerer Strafe dürfen sie davon nicht verkaufen.

Die Regierung hat den Kolonisten nun Waldpflanzung und Weinbau anbefohlen. Das Klima ist dem letztern allerdings gewogen

und mild und heiß genug, wenn schon auch die Winter streng sind. Im Winter 1822 auf 1823 begann die scharfe Kälte zu Odessa schon im November und stieg bis 26 Grad Réaumur. Sie dauerte bis Ende Februars.

Ich bin in mehrere gute Familien eingeführt, und es behagt mir in den freundlichen Kreisen. Aber, lieber Jeremias, neben der übrigen orientalischen Prunkerei, abendländischen Ueppigkeit, großstädtischen Fremdthuerei und kleinstädtischen Rangsüchtelei waltet doch in allen Ecken übrigens die nordische Unmenschlichkeit noch gar zu vorherrschend. Ich kann mich an Alles, nur nicht an den Anblick dieser Brutalität gewöhnen. Leibeigene Knechte werden von den Russen zuweilen härter, als bei uns Hunde, gehalten. Ich kenne einen solchen Unglücklichen, der das Eigenthum einer gefühllosen Russin ist, und schon wegen seines hohen Alters Schonung verdienen sollte. Es ist ein Greis von siebenzig bis achtzig Jahren. Und dieser muß Nachts vor der Stubenthür der Gebieterin, Winters in der Küche auf dem harten, kalten Boden schlafen; seine Nahrung ist schlechtes Brod und dann und wann Fusel. Er, der sich selber noch kaum tragen kann, muß alles Holz, alles Wasser u. dgl. für die Wirthschaft herbeischaffen, und wird bei jedem Fehler oder einer übeln Laune der Gebieterin unbarmherzig geschlagen.

Man sagt mir wohl, der Russe will hart behandelt sein, sonst fühlt er's nicht. Allerdings, ich habe es selbst gesehen, daß Leute, wenn sie blutrünstig geschlagen waren, hintennach nur dazu lachten. Allein mit Schlägen macht man den Menschen nicht menschlicher, und mit beständiger Entehrung nicht ehrliebender. Die Knute zeigt nie den Weg zur Zivilisation.

Gröbere oder geringere Vergehen werden öffentlich auf dem Markt-

platz mit Schlägen abgestraft. Der Fehlbare, durch Soldaten mit aufgepflanztem Bayonet dahin geführt, hört hier sein Urtheil, entkleidet sich, es sei ein Mann oder Weib, legt sich mit dem Leib auf ein Bund Stroh, und empfängt zwanzig bis hundert Hiebe mit dickem, ledernem Riemen auf den entblößten Rücken. Ist die Exekution vorüber, eilen Männer und Weiber herbei und beschenken die gezüchtigte Person mit einer Kupfermünze.

Schauerlicher noch ist die Strafe der Knute. Ich war nur ein ein einziges Mal Augenzeuge, und möchte es nie wieder sein. Man legte den Menschen auf eine Bank, die sich gegen den Kopf hin erhöhte, schloß ihm den Hals mit eisernem Ring fest, eben so die Füße, daß er sich nicht regen konnte. Dann folgten die Streiche des Knutmeisters auf den nackten Rücken, mit einer Peitsche von Lederriemen, die bei jedem Hieb einschneiden. Schon beim ersten sprang das Blut hervor; beim dritten mußte die Geißel schon abgetrocknet werden. Der Zerfleischte ward nach überstandener Strafe auf einen Wagen gelegt und ins Gebäude der Polizei zurückgeführt. Nach Sibirien Verbannte führt ein Soldat gewöhnlich durch alle Gassen der Stadt, um Almosen zum Reisegeld sammeln zu können.

Die Rohheit des Volks wundert mich, beim großen Mangel der Volksschulen, nicht. Ich kam an einem Sommermorgen dazu (im Jahr 1821), als allgemeine Schlägerei zwischen Juden, Griechen und Russen statt fand. Soldaten und Kosaken mischten sich, wie gewöhnlich geschieht, sogleich in die Prügelei, um ihren Vortheil dabei zu machen. Es war ein allgemeiner Angriff gegen die Juden. Aber nicht nur an diesem Ort, sondern auf allen drei Marktplätzen zu gleicher Zeit und Stunde, offenbar also durch Einverständniß, hatte man sich gegen sie aufgemacht. Die Polizei von Odessa mußte schon von dem Plan Nachricht gehabt haben, denn die Juden waren durch sie gewarnt worden, denselben Morgen nicht auszugehen, ja den ganzen Tag unsichtbar zu bleiben und ihre Krambuden nicht zu

öffnen. Allein sie hatten, aus Liebe zum Gewinn, dem Rath keine Folge geleistet.

Die Mißhandlung der Kinder Israels war abscheulich. Man schlug sie mit großen Stücken Holz. Es floß Blut. Einige wurden getödtet; noch mehrere schwer verwundet; einige büßten die Augen ein. Plötzlich fing man an, die Wechseltische an den Gassenecken sammt Geld und Banknoten zu Boden zu werfen. Das machte neues Getümmel und Gewimmel. Kosaken und Soldaten lasen zusammen und füllten ihre Taschen. Es gingen in jüdischen Häusern, Kramläden, Wechselbänken u. s. w. beträchtliche Summen in einem Augenblick verloren; nie hat man erfahren, wie viel? In der Judenstraße, in den Wohnungen, selbst in der Synagoge wurden Unfuge getrieben, Fenster und Thüren eingeschlagen, alles in gleicher Zeit. Mehrere hundert jüdische Familien hatten beinahe Alles eingebüßt.

Freilich wurden nachher strenge Untersuchungen angeordnet. Es geschahen Verhaftungen. Allein schwer war auszumitteln, wer der Thäter gewesen. Man sagte, der ganze Lärmen sei von den Griechen angestiftet worden, weil sie die Juden in Verdacht gehabt, an ihrer Sache in Konstantinopel verrätherisch gehandelt zu haben. Aber die armen Hebräer zu Odessa waren an dem, was in Stambul geschehen, so unschuldig, als am Abfall der beiden Amerika's. Sie wußten nicht, warum sie gemordet, zerschlagen und ausgeplündert wurden. Sie hatten im plötzlichen Gedränge und Handgemenge keinen ihrer Gegner recht erkannt. Man hatte im Getümmel keine Griechen, sondern nur russischen Pöbel gesehen. Aber man sagte nun, die Griechen hätten sich in russische Kleidung versteckt gehabt. Vielleicht waren auch die Griechen ganz unschuldig. Die Sache blieb unentwirrt; man konnte Niemanden strafen. — Weiser Jeremias, sage mir, warum treiben in Nordamerika so viele jüdische Familien Ackerbau, Viehzucht, Handwerke u. s. w., und hingegen unter den viel weisern Verfassungen und Gesetzgebun-

gen in Europa im Allgemeinen nur verderbliche Wucherei und Schacherei?

Die Zivilisation Rußlands geht langsamen Schritt; ihr stämmt sich Alles entgegen. Alexanders staatskluge Bestrebungen ringen vergebens mit der rauhen Natur des Himmels und der allgemeinen Verwilderung, den Gang der Gesittung zu beschleunigen. Peter der Große und Katharina leisteten viel für den Staat; aber doch nur für den Staat, die Form des Ganzen; allein das Volk, die Menschheit selbst, der Inhalt der Form, blieb unveredelt.

Die Leibeigenschaft ist nur wenig gemildert; und würde sie auch plötzlich durch einen Ukas aufgehoben, sie bestände dennoch fort, weil kein Ukas den Knechtsgeist der rohen Menge aufheben kann. Die Leibeigenen finden sich auch in ihrem Stand so wenig unglücklich, als die dem Menschen dienstbaren Lastthiere. Auf meiner Reise von Odessa nach Charkow und zurück sah ich dieser Menschen zu Tausenden. Man machte mir sie an ihrem Hauptchaar kenntlich. Dies tragen sie in der Runde am Kopf abgeschnitten.

Wie die Unwirthlichkeit des Bodens und Himmelstrichs, verhindert auch die Leibeigenschaft allgemeinen Anbau des Landes, und damit zugleich rascheres Fortschreiten der Bevölkerung. Denn es sind die Kräfte des menschlichen Geistes, und nicht die Kräfte des menschlichen Körpers (die wir mit den Thieren gemein haben), welche den Erdball entwildert, und verschönert, und verwandelt haben. Der verwahrlosete Geist der Leibeigenen macht es ihnen unmöglich, sich selber zu helfen. Ohne Eigenthum, und bloß geboren zum Dienst Anderer, fehlt ihnen Alles, was zur höhern Thätigkeit reizen könnte. Auch die aus solchem Zustand hervorgegangenen barbarischen Meinungen und Sitten streiten mörderisch gegen Wachsthum der Bevölkerung und des Anbaues.

Es ist bekannt, daß in Rußland fast immer der vierte Theil der in einem Jahre Gestorbenen aus Kindern von einem bis fünf Jahren besteht. Eine große Menge derselben rafft die heilige Taufe hinweg. Denn es ist Gebrauch des Volks, daß man die zarten Geschöpfe, wenn sie getauft werden, dreimal nach einander in ein Gefäß kalten Wassers eintaucht. Vom plötzlichen Frost erstarrt, zitternd, blau am ganzen Leibe, kommen die Kleinen aus diesem Bade der Wiedergeburt hervor, und tragen durch die unbarmherzige Erkältung gewöhnlich Koliken und Zerstörung ihres Lebens davon. Vergebens leuchtet dem gemeinen Mann das Beispiel der Vornehmern, die sich zur Taufe ihrer Kinder warmen Wassers bedienen. Der rohe Mensch, eben weil er nichts versteht, glaubt Alles besser zu verstehen, und weil er keine Religion hat, mehr Religion und größeres Vertrauen auf Gott zu haben, als der Reiche.

In Cherson und in der Krimm that sich zu dieser Zeit eine religiöse Sekte auf, die nicht nur unter den Bauern, sondern auch unter den Soldaten, ja sogar unter den Offizieren Anhänger fand. Ich konnte über ihre eigentlichen Glaubensartikel nichts Klares vernehmen; vermuthlich lag nicht viel Klarheit und Verstand darin. Aber die Hauptsache, wodurch diese neuen Glaubenseiferer Aufsehen machten und die Aufmerksamkeit der Polizei an sich zogen, war, daß sie, statt nach Art Anderer, ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden zu züchtigen, geradezu die Wurzel alles Uebels vertilgen wollten, und sich, wie der fromme und gelehrte Kirchenvater Origenes, entmannten. Somit glaubten sie auf die leichteste Weise Heilige zu werden, und ihre That aus einer Bibelstelle rechtfertigen zu können. Damit war aber dem russischen Staat nicht gedient, der, wenn der Grundsatz allgemein geworden wäre, an schneller Entvölkerung untergegangen sein würde.

Du hast weislich gesprochen, weiser Jeremias. In der That verwundere ich mich über mich selbst, daß ich in dieser Handelsstadt drei Jahre zubringen konnte, ohne mich wegzusehnen. Aber mir gefiel die fremde Welt an der asiatischen Grenze, wegen ihrer Neuheit; — ich hatte alle Tage neues Schauspiel mit neuen Schauspielern; — ich sah hier die wüsten Außenenden der Menschheit, die grauenvollste Barbarei der Bildungslosigkeit und der üppigen Verbildung unsers Geschlechts dicht zusammenrührend. Unter den Menschenhefen der großen Städte Europens, in London, Wien, Paris, Berlin, erblickt man nur die Nacht- und Schattenseite dessen, was Kultur und Künste zur Monstruosität der menschlichen Thierheit beitragen können; das verfeinerte Laster, die schlauere Selbstsucht, die geschminkte Sünde, die vernünftelnde Irreligiosität, die mit Studium getriebene Wollust, Entnervung und Selbstentweihung der menschlichen Natur. Aber die Wirkungen derselben Art durch Unwissenheit, knechtische Geistesverkrüppelung, ursprüngliche Brutalität und Wildheit fehlen daneben. Man sieht da keine Tataren, keine Leibeigene, keine Nomaden. — Am Ende gleiche ich einem, dem auf einem Theater das Einerlei der gewöhnlichen Stücke Langeweile verursacht, und der durch das Außerordentliche erschüttert sein will.

Neben dem genoß ich bisher, um auch den schneidenden Gegensatz des Bessern zu haben, Leben und Lust in Familienkreisen, in welchen Unschuld, Wahrheit, Edelsinn mit geistiger Ausbildung und Zartsinn für das Gute und Schöne, daheim sind. Das mag dir das Räthsel meines langen Aufenthalts in Odessa lösen. Mir war hier wohl. Du irrtest, wenn du mich in den Banden einer Liebschaft vergarnt und gehalten glaubtest. Und wenn nicht der für mich schicksalsvolle Ausflug nach Charkow gewesen wäre, ich würde vielleicht noch länger in Odessa bleiben. Mein Herz wäre vielleicht noch jetzt frei.

6.

Der Besuch in Charkow.

Odessa, im April 1823.

Es war, ich weiß nicht welche närrische Laune, vielleicht Hang zur Abwechslung, Sucht nach Abenteuern, oder was immer sonst, das mich in einer lustigen Stunde unter guten Freunden bewog, einem derselben das Wort zu geben, ihn in seiner Geschäftsreise nach Charkow zu begleiten. Ich wollte nachher mein übermüthiges Versprechen nicht zurücknehmen, obgleich mich alle Bekannte und Freundinnen warnten. Denn es sind von Odessa bis Charkow siebenhundert Werste, schlechte Wege, seltene Dörfer, unfreundliche Menschen, wilde Thiere; und das Schlimmste von Allem war, daß die Jahreszeit, weit vorgerückt, den beginnenden Winter zeigte. Doch schon nach sechs Wochen konnten wir in Odessa wieder zurück sein.

Genug, wir begaben uns am 9. November (1822) auf den Weg. Mein Verführer hatte für alle Bequemlichkeiten Sorge getragen. Vier starke Pferde, von einem des Wegs kundigen, jungen Fuhrmann, Namens Petrowitsch, gelenkt, zogen unsern gemächlichen, halbbedeckten Wagen, den wir auch ganz verschließen konnten. Es fehlte uns nicht an Vorräthen von Lebensmitteln, an Thee, Chokolade, Kaffee, Fleisch, Brod, Wein, Rhum u. s. w., an Kleidern, Pelzen, sogar Betten. Diese Vorsicht war höchst löblich; ich kannte die bessarabischen Hotels aus trauriger Erfahrung. Man findet da nirgends ein besseres Wirthshaus, als im Wagen.

Den Beweis dafür lieferte gleich die erste Nacht ganz ungesucht. Wir hielten bei einem Wirthshaus in der Haide. Da war nicht einmal ein Stall und Obdach für die Rosse, sondern nur ein geräumiger Hofplatz mit Mauern umgeben, durch eine Pforte ver-

schließbar. Petrowitsch, unser Kutscher, verstand sich schon auf die edle Simplizität der russischen Haushaltungen, zog ein dickes Tuch hervor, befestigte es an die Wagenbreite in Gestalt einer Krippe, und schüttete Heu und Haber hinein, die er vom Wirth gekauft hatte. So standen noch mehrere Fuhrwägen, Karren und Droschken mit den Pferden im Hof.

Wir indessen nisteten uns in die heiße Stube ein, die von russischen Fuhrleuten angefüllt war. Hitze, Dunst und Gestank trieben mich etliche Male ins Freie hinaus. Kein besonderes Zimmer, noch weniger ein Bett, kaum Stroh war zu bekommen. Wir konnten nicht ausdauern, und krochen in unsern Wagen zurück, verschlossen ihn auf allen Seiten und übernachteten darin.

Mein lustiger Reisegefährte hatte nicht Ursache, mir Muth einzusprechen. Im Vergleich mit meiner bessarabischen Wanderschaft schwamm ich im Wohlleben. Es fehlte uns nie an Stoff zu Gesprächen und Scherzen, nie, wenn uns diese ermüdeten, an Schlaf, und wenn wir dessen satt waren, sogar nicht an Büchern. In der Außenwelt war wenig, was unsere Neugier reizte; unendliche Steppen und Haiden, hin und wieder ein Bauernhof, ein wüstes Dorf, eine ärmliche, hölzerne Stadt. Bei Jelisabethgrod sah ich nach langer Zeit einmal wieder Waldungen; bei Krementschuk fuhren wir über den Dnepr auf einer Schiffbrücke; bei Pultawa sah ich viel Morast und in der Ferne eine Spitzsäule auf dem durch Karls XII. Niederlage berühmt gewordenen Schlachtfelde von 1709. Ohnehin nach solchen Denkmälern wenig lüstern, nahm mir noch der anhaltende Regen die Lust, deswegen aus dem Wagen zu steigen.

Nur zuweilen ward die ewige Einförmigkeit der Steppen, Wälder und Moorfelder durch lange Karawanen unterbrochen, die mit Waaren zwischen Odessa, Charkow und Moskau hin- und hergehen. Es sind zwanzig, fünfzig, hundert beladene ein- und zweispännige Karren und Wagen, die in langer Linie hinter einander fahren. Die

Fuhrleute gehen schweigend nebenher, wenn sie nicht ein Branntweinrausch begeistert hat. Sie halten auf Reisen gern zusammen, weil es nicht an Beispielen mangelt, daß Reisende beraubt worden sind. Einzelne Wanderer zu Fuß erblickt man selten oder nie, es sei denn ein Bauer, der von seiner Heimath nicht sehr entfernt ist.

Beide waren wir froh, Charkow nach einigen Wochen wieder erreicht zu haben. Die schlechten Wege hatten uns länger aufgehalten, als berechnet war. Es gefiel mir in dieser Hauptstadt der Ukraine, nach einer so ermüdenden Fahrt, ganz wohl. Da sie zugleich ein Musensitz ist, fand ich mich bald, mit Hilfe einiger Empfehlungsbriefe von Odessa, in guter Gesellschaft. Russische Fürsten, Grafen und Edelleute senden ihre Söhne hieher, selbst Töchter, um feinere Bildung und Glätte anzunehmen. Diese feinere Bildung besteht aber meistens in französischer Art und Sitte. Die Mehrheit der jungen Leute, die an der hiesigen Hochschule leben, widmet sich denjenigen Wissenschaften, die einst im Kriegerstande vortheilhaft werden können. Es sind der Studierenden aber nur einige Hundert. Kaiser Alexander hat große Summen für die hiesigen Stiftungen ausgesetzt. Unter den Lehrern sind mehrere Deutsche und treffliche Männer.

Einer derselben sagte mir ein Wort über die Zivilisation des russischen Reichs, welches mir, nach meinen eigenen Erfahrungen, sehr wahr zu sein scheint. „Der edelmüthige Alexander," sagte er, „hat für die Zivilisation nicht weniger gethan, als Peter der Große. Diese einzelnen, im unermeßlichen Reiche zerstreuten Pflegen der Wissenschaft und Kunst wirken ungemein wohlthätig auf die Umgebungen. Aber nur die höhern Stände schöpfen Nutzen davon, und nur eben so viel, als sie etwa für sich nöthig glauben. Das tägliche Schauspiel der allgemeinen Rohheit wirkt aber nachtheiliger auf Denkart und Lebensweise der höhern Stände zurück, als die Bildung und das bessere Beispiel von diesen auf den ver-

wilderten großen Haufen, und wenn man erwartet, daß das Edlere und Bessere von oben herab nach und nach ins Leben des Volkes übergehen soll, wird es wenigstens noch ein halbes Jahrtausend dauern, ehe Rußland diejenige Stufe innerer Kraftentwickelung erreicht, auf welcher die meisten Staaten des abendländischen Europens schon gegenwärtig stehen.

Die Entwilderung der russischen Welt ist nur durch Hilfe der Religion in höchster Bedeutung des Wortes möglich. Hinge es von mir ab, ich würde eine große Zahl von Popenschulen stiften. Nur der Priester kann sittlichen Eingang auf den Pöbel gewinnen. Er selbst aber muß zu Allem das Beispiel geben und Führer werden. An meinen Popenschulen würde ich's mit theologischer Gelahrtheit weniger strenge nehmen; aber desto mehr auf Auswahl sittlich-ernster, geistvoller, beredter Männer halten; sie für Volksbildung begeistern; ihnen Unterricht in den wichtigsten Fächern der Naturkunde, der Technologie, ja sogar in der ländlichen Baukunst, Landwirthschaft, in Haushaltungskünsten u. s. w. ertheilen lassen. So wie im rohen Mittelalter die bekehrten Heiden erst von den Mönchen pflanzen, bauen, Stein hauen, kochen lernten u. s. w., so sollten meine Popen in ihren Dörfern die Künste einführen, welche das Leben verschönern, in Allem Lehrer und Rathgeber ihrer Untergebenen werden, und Jugendschulen gründen und leiten, um ein würdigeres Geschlecht dem gegenwärtigen nachzuziehen. Sie sollten bessere Bauart der Häuser und Ställe, gesündere Kochkunst, gefälligere Reinlichkeit in Gebäuden und Kleidern, zweckmäßigere Bewirthschaftung der Felder und Anpflanzung der Gärten, und Versuche zu verständigerer Benutzung von Erzeugnissen der verschiedenen Gegenden befördern, kurz, sie sollten die Reformatoren Rußlands werden."

Statt Anfangs Dezember wieder in Odessa zu sein, wie der erste Vertrag lautete, saßen wir noch in Charkow. Mein lustiger Freund konnte mit seinen Geschäften nicht ans Ziel kommen, und zuletzt kündigte er mir noch gar an, er müsse nach Moskau. Rund schlug ich's ab, ihn dahin zu begleiten. Er drang nicht weiter in mich, war vielmehr so gütig, mir seinen Petrowitsch, sammt Wagen und Pferden, zur Rückreise nach Odessa zu überlassen. Petrowitsch ist ein braver, rüstiger und dabei hübscher Kerl, der sich nur Abends, und nie am Tage einen Rausch soff, und in Allem wohl Bescheid wußte. Weil ich leider nur wenige Wörter Russisch gelernt hatte, kam mir Petrowitsch ganz gelegen. Ich konnte mich auf ihn verlassen.

Nun ging's mir erst seltsam. Als die Nähe meiner Abreise bekannt ward, empfahl man mir in einer Gesellschaft, eine hagere, grämliche, alternde Französin, als Begleiterin nach Odessa mitzunehmen. Sie hatte einen Ruf dahin, als Gouvernante oder Bonne in einem Handelshause. Ich lernte noch denselben Tag die französische Minerva kennen; und ob mir gleich das gelehrte Madonnegesicht keineswegs gefiel, und ich davon mancherlei Unannehmlichkeiten auf der langen Reise besorgte, konnte ich doch die Bitte nicht wohl ablehnen. Ich sagte also mit den verbindlichsten Ausdrücken zu.

Am Abend vor der Abreise kam einer meiner neuen Charkower Freunde, ein russischer, junger Offizier, und beschwor mich, ein hübsches, junges Mädchen von guter Erziehung mit nach Odessa zu nehmen. Es sei, sagte er, von Moskau; schon seit einigen Wochen in Charkow, und habe nur auf schickliche Gelegenheit zur Fortsetzung der Reise gewartet. Man hatte von mir gehört; sich an ihn, als meinen Freund, gewendet, damit er Fürbitte thun solle, und nun ließ er nicht ab, mich zu quälen. Ich stellte ihm vergebens vor, daß ich schon an der Bonne eine Begleiterin habe, und der Raum eng und unbequem ausfallen dürfte.

„Ich weiß Alles!“ antwortete er lachend: „Aber ein schöneres Frauenzimmer finden Sie zwischen Moskau und dem schwarzen Meere nicht; je enger der Platz, je traulicher und wärmer sitzt man im Wagen beisammen. Mich, wahrhaftig, sollte man nicht so lange bitten, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Ich beneide Sie um die Reise. Spielen Sie nicht länger den Spröden; Sie werden mir's Dank wissen!“

Was sollt' ich thun? Keiner hatte mir während meines Aufenthalts in Charkow so viel Artigkeiten erwiesen, als er; mit Keinem war ich vertrauter geworden, als mit ihm. Ich mochte in seinen Augen nicht undankbar sein. Ich willigte ein.

„Und wer ist denn die Schöne?“

„So wahr ich lebe,“ sagte er lachend, „ich kenne sie nur unter dem Namen Lenette. So hörte ich sie nennen. Aber an einem schönen Mädchen ist nicht der Name das Schönste. Wer fragt auch danach? Alle Reisekosten trägt sie selbst.“

Er ging froh von mir, sobald er seinen Zweck erreicht hatte. Ich stellte Betrachtungen über den Namen Lenette an. Vermuthlich also wieder eine Helena, und die Helenen sind mir doch immer gefährlich gewesen. Lache nur hinter deinem Pult, boshafter Jeremias, so boshaft du magst. Ich bin ein geborner Helenenfreund, oder Philhelene; und es gilt wohl eben so viel, als ein Philhellene zu sein.

Zeit und Stunde der Abreise waren in der Morgenfrühe bestimmt. Meine Damen hatten sich mit ihrem Gepäck schon am Abend eingestellt, um im Wirthshaus zu übernachten und nichts zu versäumen. Ich sah aber beide erst, als am Morgen, beim Licht der Laternen, der Wagen gepackt wurde; denn ich war Nachts gar spät aus fröhlicher Gesellschaft, vom Abschiedspunsch, zurückgekommen.

Nun aber ereignete sich beim Wagen, wo meine Reisegefährtinnen einander seitwärts musterten, ein wunderlicher Auftritt. Die

französische Madonne zog mich mit einem ernsten Minervengesicht (dem Gegentheil eines Madonnengesichts) auf die Seite, und erklärte rund heraus, daß sie in jener zweideutigen Gesellschaft nicht reisen könne; daß sie zu gute Erziehung habe, um mit dieser Russin gemeinsame Sache zu machen; daß ich mir das Mädchen, vermuthlich weil ich in Charkow zu wenig bekannt gewesen, habe aufschwatzen lassen. Ihr guter Ruf würde darunter in Odessa, Charkow, Moskau und Petersburg leiden, wenn es bekannt würde, sie habe mit einer Gefährtin solches Schlages eine so lange Reise gemacht.

Genug, ich vernahm von ihr, daß die gepriesene Lenette wegen ihrer Tugenden nicht gar vortheilhaft in Charkow angesehen sei; eine Russin ganz gemeinen Ausgepräges, und vermuthlich wegen ihrer Aufführung von einer Herrschaft in Moskau verjagt worden wäre. Nun fiel mir auch der ganz eigene Ton ein, mit dem sie mir von meinem lachenden Freunde, dem Offizier, so dringend empfohlen worden war, der sie nur unter dem Namen Lenette kannte.

Indessen ich hatte das Mädchen einmal zur Reise angenommen; die Zeit war zu kurz, die Sache zu ändern. Darauf aber ging die strenge Minerva nicht ein, sondern ließ ihr Päckchen wieder aus dem Wagen nehmen, und bedauerte, nicht die Ehre genießen zu können, in meiner angenehmen Gesellschaft zu bleiben. Gegenvorstellungen fruchteten so wenig, daß sie vielmehr daraus schloß und zu verstehen gab, ich möge mir die Russin aus Ursachen zugesellt haben, die einem Frauenzimmer von Ehre nicht erlaubten, Augenzeugin des bevorstehenden Verkehrs auf der Reise zu sein. — Das beleidigte mich. Ich zuckte die Achseln und ließ die griesgramige Gouvernante ziehen, wohin sie wollte.

Als sie sich trotzig entfernt hatte, und ich zum Wagen zurückkam, wo man eben den Reisekoffer der Russin aufband, war diese mit dem Petrowitsch in heftigem Wortwechsel. Ich verstand zwar

keine Silbe, aber das Mädchen hatte einen flötenweichen Ton der Stimme. Zwar mir den Rücken zugewandt, hatte die in einen Pelz von groben Fellen gewickelte Gestalt, mit plumpen Pelzstiefeln an den Füßen, und auf dem Kopfe eine Pelzkappe, etwas Breites, Unbehagliches, Gemeines. Als sie sich aber zu mir drehte, und mir unter der Pelzkappe und aus einem dunkelrothen Tuche hervor, das sie um Nacken und Kinn geschlungen hatte, das feine, ängstlich-ernste, jugendliche Gesicht, den kindlichen Mund mit seinen Korallenlippen und die blauen Sterne ihrer Augen zeigte, ließ ich's gelten. Sie redete mich mit gesenkten Augen russisch an, und weil ich's nicht verstand, dolmetschte mir Petrowitsch: daß nämlich die Russin nicht mitreise, wenn die Französin nicht Gesellschaft leiste. Nur unter Bedingung, in Begleitung eines Frauenzimmers zu gehen, könne und wolle sie nach Odessa. Man habe ihr das versprochen. Nachdem ich alle Mühe gehabt, ihr durch den Petrowitsch erklären zu lassen, warum uns die Madonne treulos geworden (den wahren Grund wagt' ich aber nicht anzudeuten), und ihr vorgestellt hatte, sie werde schwerlich Gelegenheit finden, so bald, so bequem und so schnell nach Odessa zu kommen, als mit mir, ergab sie sich endlich in ihr Schicksal, aber mit saurer, verdrießlicher Miene. Es entging mir nicht, daß Petrowitsch ihr weit mehr Worte gemacht hatte, als zur Uebersetzung meiner Phrasen nöthig gewesen, und daß sie wohl mehr seinen Bitten, als meinen Gründen nachgegeben habe. Denn alle Geberden des jungen Kerls sprachen seinen Wunsch, sie nach Odessa führen zu können.

Als ich das Mädchen endlich in den Wagen zu steigen einlud, schüttelte es den Kopf, indem es sich ehrerbietig oder dankbar verneigte. Petrowitsch erklärte, die Jungfrau wolle unter keiner andern Bedingung mitreisen, als neben ihm auf dem Bock. Ich mußte es gestatten. Wir fuhren endlich ab.

Ich will's dir nicht verhehlen, werther Jeremias, daß ich etwas empfindlich war, mir von dieser Reisegenossin den Kutscher vorgezogen zu sehen. Doch was der Offizier in Charkow über ihren sittlichen Werth hatte durchblicken lassen, was die abtrünnige Gouvernante über sie geäußert hatte, bewies mir jetzt ihr Betragen. Sie zeigte sich als eine gemeine russische Dirne, dem Pöbel ihrer Landsmannschaft zugewandt. Schade um das zarte Gesichtchen, um die Unschuldsaugen und den kindlichen Korallenmund.

Während die auf dem Bock vor mir plauderten, der Himmel weiß, wovon? hatte ich im Wagen peinliche Langeweile. Ich ärgerte mich, die gern gouvernirende Minerva gegen die russische Lenette vertauscht zu haben. Ich mußte mich begnügen, zum Zeitvertreib Betrachtungen von hinten über die breiten Figuren vor mir anzustellen, die einander in ihren Kitteln und Kappen von groben Pelzen, wie in ihrer Sprache, glichen. Man sah sich kaum nach mir um, erzählte, lachte sogar, ich weiß nicht, worüber? Denn mich konnten sie hinter sich ohne Furcht für taub halten, und ich war froh, nur dann und wann auf meine Fragen eine Antwort des Petrowitsch zu hören.

Ja, Jeremias, ich will dir's bekennen, es kam in der Langenweile so weit mit mir, daß ich nach und nach fast eifersüchtig auf meinen Kutscher ward; daß ich anfing, dem Mädchen, nur um auch einen Blick von den Blauaugen zu empfangen, bald vom besten Wein, bald von den Leckereien meines Mundvorraths darzubieten. Den ersten Tag lehnte es Alles ab, sehr höflich nach seiner Art, aber mit einem schüchternen Ernst; den andern Tag nahm es einige Tropfen Madera und ein Zuckerbrod. Und, Jeremias, ich freute mich, wie ein Kind, diese Halbwilde, die mich nur zu fürchten schien, weil ich kein Russisch sprach und verstand, kirrer werden zu sehen. Sie hatte ihren eigenen Speisevorrath mitgenommen; davon zehrte sie in den elenden Wirthshäusern, vor denen sie so

wenig Grauen empfand, daß sie selbst Nachts darin blieb, so gut als Petrowitsch, während ich mich in den Wagen einschloß. Ich konnte mir's kaum erklären, wie Lenette, mit einem so nieblichen Gesicht, das in allen Palästen Eroberungen gemacht haben würde, und mir immer edler zu werden schien, je öfter ich's sah, so viel Gemeines, ja Widerliches in Haltung und Betragen paaren konnte. Wenn sie ging, war ihr Gang schwer und watschelig, wie der schlechtesten russischen Viehmagd. So gewährte freilich ihr gesammtes Wesen das beste Gegenmittel wider die Gefahren, die ihr Lärvchen allenfalls hätte erregen können. Aber — —

Als wir am dritten Tage beinahe Pultawa um Mittag erreicht hatten, blieben Pferde und Wagen bei der Anhöhe dieser Stadt im Morast stecken. Wir mußten absteigen; Petrowitsch und ich bemühten uns, die Räder aus dem Schlamm zu heben und die Rosse zu treiben, ihre letzte Kraft zu versuchen. Doch nach einer Stunde hatten wir kaum eine Strecke von wenigen Schritten zurückgelegt. Nun erst bemerkte ich Lenetten tief im Koth stecken. Sie jammerte mich. Ich ging, hob sie mit aller Kraft meines Leibes hervor und trug sie, durch den Sumpf watend, mit großer Anstrengung bis zum festen Boden hinüber. Sie fror und weinte. Sie war so schön, daß mir das Herz schlug. Ich hätt' ihr eine Thräne wegküssen mögen.

Petrowitsch und ich verzweifelten indessen fast, Wagen und Pferde erretten zu können. Wir befanden uns so nahe bei der Stadt, daß man unser Rufen hören konnte. Allein Niemand gab sich Mühe, heranzukommen. Es trabten russische Fuhrleute mit leichten Karren vorbei; wir riefen ihren Beistand gegen Bezahlung an. Die Kerls lachten und fuhren weiter. Drei Stunden lang hatten wir uns abgequält. Wir waren vom schwarzen Schlamm so besudelt, daß wir kaum noch menschliche Gestalt behielten. Wer weiß, was aus uns geworden wäre, hätte nicht eine sehr schnelle Wendung der Rosse

und des Wagens, verbunden mit unserer Geistesgegenwart und Verzweiflung, zuwege gebracht, daß wir endlich festen Grund gewannen.

Drei Stunden waren darüber vergangen. Lenette hatte Zeit gehabt, sich indessen so gut als möglich vom Schlamm zu reinigen; aber nun erst bemerkt' ich, daß sie einen ihrer Pelzstiefel im Morast hatte stecken lassen, und zitternd dastand, einen der niedlichsten Füße im feinen Wollenstrumpf, den andern im plumpen, elephantenfußartigen Stiefel. Sie bebte vor Frost. Ich hob sie in die Chaise. Denn so konnt' ich sie nicht auf dem Bock sitzen lassen. Das fühlte selbst Petrowitsch, der ihr tapfer zusprach, im Wagen zu bleiben. Ich warf unterdessen Stiefel und Oberkleid von mir, setzte mich zu Lenetten, und wir fuhren in Pultawa ein.

Die Bequemlichkeit des Wirthshauses that uns in Pultawa wohl. Vor dem andern Morgen konnten wir nicht von hier fort. Ich erhielt ein eigenes Zimmer. Petrowitsch verzechte den Abend bei den Fuhrleuten. Lenette hatte sich zu den Wirthsleuten gesellt. Ich lief in der Dämmerung des Abends durch die Gassen, um etwas von der nicht sehenswerthen Stadt zu sehen, die einige gute öffentliche Gebäude hat.

Ein unerwartetes Abenteuer überraschte mich bei der Heimkunft. Ich wollte in mein Zimmer, und trat aus Irrthum in ein anderes. Da saß eine alte Russin am engen Fenster, und vor dem Weibe stand, mir den Rücken kehrend, in zierlicher Reisetracht ein junges Frauenzimmer, von einem Wuchs, wie ich noch keinen schönern gesehen, schlank, unter der Brust zum Umspannen, um das Köpfchen dicke Goldhaarflechten gewunden. Rasch wandte es sich nach mir um. Denke dir, edler Jeremias, Lenette war's. Sie redete mich hastig und, wie es schien, mit einiger Verwirrung an. Die Alte gab auch ihre Worte dazu. Aus Unkunde der Sprache blieb ich

stumm, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß ich, irre gegangen, mein Zimmer suche. Die Alte führte mich hinaus und in mein Gemach. Ich wäre lieber da geblieben. Und diese verführerische Sylphide hatt' ich in meinen Armen getragen, als ich sie aus dem Morast gehoben! Eine russische Aphrodite! Schade um diese Schönheit, daß sie so früh schon entweiht werden konnte!

Bei der Abreise erst sah ich sie wieder; aber in der wüsten Tracht der vorigen Tage, mit Elephantenfüßen. Sie hatte sich neue Pelzstiefeln zu verschaffen gewußt. Ihr Gesicht trug ein blasses, leidendes Ansehen. Durch Petrowitsch erfuhr ich, sie habe schmerzliches Kopfweh, und in der Nacht Fieber gehabt. Sie nahm, ohne großes Weigern, den angebotenen Platz wieder neben mir im bequemen Reisewagen an. Da lehnte sie ihren Kopf schweigend in den weichgepolsterten Winkel der Chaise, und schloß die Augen, wie zum Schlafe.

Ich hatte alle Muße, das feine Ebenmaß und die zarten Züge im Gesicht der reizenden Sünderin zu betrachten. — Ich hätte sie nicht so betrachten sollen. Die büßende Magdalene erweckte in meiner Brust eine Art Mitleidens. Ich dachte mir zu diesem Gesicht die gestrige entpelzte oder entrussete Engelsgestalt und den kleinen Fuß im Wollenstrumpf beim Morast von Pultawa, und hätte weinen mögen, daß dies Meisterstück der Natur durch Erziehung und schlechte Gesellschaft entheiligt worden sei. Sie genoß fast den ganzen Tag nichts. Mein Kummer um sie wuchs. Wie sehr verwünscht' ich jetzt, während meines langen Aufenthalts in Odessa nicht Russisch gelernt zu haben. Hätt' ich auch wenigstens nur de Lavals alte französisch-russische Grammatik bei mir gehabt, um ein paar Redensarten herausfischen zu können! Wie beneidete ich den ungeschliffenen Petrowitsch um seinen Sprachschatz! Er mußte allezeit mein Dolmetscher sein. Aber wie roh und unverbindlich klang das, was er von ihren Antworten übersetzte!

Erst gegen Abend nahm sie von meinen Speisen und meinem Wein auf dringendes Anhalten, doch nur Weniges. Sie schien meine Unruhe wegen ihrer Unpäßlichkeit zu bemerken, und ließ mir durch Petrowitsch sagen, sie befinde sich um vieles besser. Dabei zwang sie sich gegen mich zu einem dankbar-freundlichen Lächeln, während noch Petrowitsch sprach. Wahrhaftig, Jeremias, in diesem Lächeln strahlte etwas Ueberirdisches aus diesem Heiligen-Antlitz.

Es war unmöglich, den Tag noch die Stadt Krementschuk zu erreichen. Wir hielten in der Haide bei einem halbzerfallenen Hause, von innen voller Unflath, Branntweingestank und wüsten Bauerntrosses. Die büßende Magdalena trat dessen ungeachtet hinein. Nach langer Unterhaltung mit einem ekelhaften Weibe ließ sie mich durch Petrowitsch bitten, die Nacht im Wagen bleiben zu dürfen, weil das ganze Haus kein Bündel reines Stroh und keine leere Kammer habe. Ich selbst hatte, wegen ihrer erschütterten Gesundheit, ihr schon die enge und unbequeme, doch wenigstens reinliche Nachtherberge des Wagens antragen wollen.

Sie stieg also in den Wagen, nicht ohne sichtbare Verlegenheit. Während ich die Schutzleder rings um sie verschloß, mußte ihr Petrowitsch sagen: sie solle unbekümmert der Ruhe pflegen, ich würde meinen Platz erst nach einigen Stunden an ihrer Seite einnehmen, weil ich nicht müde sei. Aber es war von mir schon beschlossen, in der wüsten Baracke zu übernachten und die der Ruhe Bedürftige nicht zu stören.

Man hat von der ekelhaften Wirthschaft einer russischen Herberge in der Haide keine Vorstellung. In der einzigen Wohnstube, wo Alles der Wärme nachzog, ward gewirthet und zugleich gekocht. Hinter einem Verschlag von Brettern grunzten Schweine; in einer Ecke daneben befand sich ein anderer Verschlag für die Hühner. Der Rauch der Küche, Tabaksqualm, Fuselgestank und Ausdünstungen von Menschen und Vieh füllten die Luft. Nach beendigten Baccha-

nalien lagerte sich jeder in seinen Pelz zum Schlafen, wohin er kam; die Mehrheit auf dem Erdboden. Ich hatte eine Holzbank unterm Fenster zeitig in Beschlag genommen. Aber von Zeit zu Zeit mußt' ich hinaus des Nachts, aus der verpesteten Luft, um reinen Odem zu schöpfen. Ich umschlich leise meinen Wagen. Magdalena schlief sanft. Es ist ein Himmelsgefühl, für die Erquickung eines leidenden Wesens sorgen und Opfer bringen. In dieser Nacht lernt' ich, daß in der Sorgfalt der Mütter um ihre Kleinen auch bei den größten Entbehrungen, unaussprechliche Süßigkeit liege. Erst gegen Morgen fiel ich in einen festen Schlaf, aus dem mich selbst das Geräusch der Fuhrleute nicht weckte, die weiter zogen.

Es war hell, als ich erwachte. Ich sah Magdalenen schon vor dem Feuer stehen neben Petrowitsch. Sie bereitete mit eigener Hand den Kaffee. Ihr stummer, freundlicher Morgengruß gegen mich, und der beredte Blick, mit dem sie die häßliche Stube und mein hartes Nachtlager, mich bedauernd, betrachtete, sagte mehr, als Alles, was sie dem Petrowitsch auftrug, um ihre Erkenntlichkeit auszudrücken. Vom Schlaf erquickt, blühte sie schöner, als ich sie je gesehen. Ihr Erröthen, da ich vertraulich grüßend die Hand reichte, entzückte mich, denn es war Beweis, daß dies Mädchen, wenn auch von der Tugend abgefallen, nicht den bessern Empfindungen abgestorben sei, welche die Natur in das weibliche Gemüth gepflanzt hat.

Ich ließ mich gern beim Frühstück von ihren Händen bedienen. Sie wußte das Geschäft mit großer Gewandtheit und Anmuth zu verrichten. Ihr Betragen gegen mich war ein Gemisch von Zurückhaltung und Zutraulichkeit geworden. Die Dankbarkeit schien sie verwandelt, und ihr bisheriges fremdes, halbwildes Wesen in Freundlichkeit aufgelöset zu haben. Nichts aber fiel mir so sehr auf, als daß ihr bauernhaftes Thun der vorigen Tage mit der-

Kopfweh verschwunden war, und sie sich in ihrer dicken, entstellenden Pelztracht mit Adel und Leichtigkeit bewegte. Selbst der watschelnde, ungelenke Schritt ließ sich nicht bemerken, und in meinem Leben hab' ich keine Elephantenfüße so behend umhertrippeln sehen.

Man gewöhnt sich nie leichter zusammen und wird nie einander so bald Bedürfniß, als wenn man auf einige Wochen, in dem engen Raum eines Reisewagens mit einander eingeschifft, Niemanden hat und kennt, als die nämliche Gesellschaft. Ich glaube, ich könnte auf diese Weise guter Freund eines Erzbösewichts werden, und das häßlichste aller Herengesichter ganz leidlich finden lernen.

Neben der Magdalena von Charkow war nicht halb so viel Zeit nöthig, sie lieb zu gewinnen. Ich gestehe dir's, edler Jeremias, es kostete mir nicht geringen Kampf, mich immer an das entehrende Gewerbe zu mahnen, dem sich dies Mädchen hingegeben hatte; und zu verbergen, welche Macht es über mein Herz gewonnen, dessen es nicht würdig war. Oft wünscht' ich, sie möchte häßlicher, oder tugendhafter sein. Oft, wenn der stumme, klare Blick ihrer blauen Augen auf mich traf, und sich schnell und wie verschämt von mir wegwandte, hätt' ich ihre Unschuld mit tausend Eiden betheuern mögen. Aber ich wußte wohl, die Verworfensten ihres Geschlechts machen den frommen Schein der Unschuld zum Hauptstück ihrer Kunstfertigkeit.

Ich lernte auf dieser Reise mehr russische Wörter, denn vorher in Jahren. Petrowitsch diente mir, als Wörterbuch und Grammatik. Es war mir Bedürfniß, mich mit der reizenden Russin zu unterhalten. Ich bewunderte ihr Zartgefühl, mit dem sie zuweilen einen fast unbesiegbaren Reiz zum Lachen über mein Radebrechen ihrer Muttersprache überwand.

So viel es sich thun ließ, wählte ich, Magdalenens wegen, nur Städte zu Ruhepunkten auf der Reise.

Daher hatt' ich Gelegenheit, diese auf der Rückkehr näher zu betrachten, als das vorige Mal. Ich pflegte sogar meine Reisegefährtin, wenn wir bei Tage ankamen, darin umherzuführen, weil ich — o Jeremias, verzieh' deinen Mund! — mich ungern von ihr trennte.

Krementschuk am Dnepr ist nicht volkreich, aber weitläufig. Die Häuser der Stadt sind, außer wenigen, alle von Holz gebaut. Die unendlichen Waldungen weit umher liefern Ueberfluß des Materials. Es befindet sich hier bedeutender Handel, wozu der Strom Bequemlichkeit und Hilfe schafft, der die Stadt in ihrer Mitte durchfließt; auch ist der geräumige Marktplatz die schönste Zierde des Orts. Die Schiffbrücke über den breiten Dnepr, bei dreitausend Schuh lang, war wegen des Eisganges weggenommen. Ein Theil derselben lag am linken, der andere am rechten Ufer. Wir wurden mit unserm Wagen erst nach vielen Umständen, welche die Zollbeamten und Schiffer machten, hinübergeschafft. Es harrten hier schon seit drei und vier Tagen Fuhrwerke ihrer Ueberfahrt entgegen, ohne dazu zu gelangen. Daran war die Habsucht der Beamten Schuld, die, bei kärglicher Besoldung, sich gern am Reisenden erholen. Meine Reisegefährtin, die das wohl wußte, machte den Oberaufseher, mit welchem Petrowitsch lange gezankt hatte, bald geschmeidig, als sie ihren Geldbeutel zog. Aber der Anblick dieses Geldbeutels, den ich in den Händen Magdalenens zum ersten Mal erblickte, that mir im Innersten weh. Er war ganz mit Goldstücken angefüllt. Die Unglückliche, um welchen Preis hatte sie diesen Reichthum gewonnen!

Auch Jelisabethgrod, ein Werk der Kaiserin Elisabeth, von der die Stadt den Namen trägt, ist an sich unbedeutend, und mag ungefähr nur fünf- bis sechstausend Einwohner zählen. Die

Wohnhäuser sind insgesammt von Holz, nur wenige Kirchen gemauert; die Straßen, wie gewöhnlich, ungepflastert. Neben der Stadt liegt eine kleine Festung, worin ebenfalls hölzerne Gebäude stehen. Mehr weiß ich davon nicht zu erzählen.

Wir nahten dem Ziel unserer Reise. Wie schnell war mir die Zeit verstrichen! Ich wünschte, Odessa läge noch einige hundert oder tausend Werste entfernt. Mich hat kein Frühlingsgarten je so freundlich angesprochen, als die große Einsamkeit der beschneiten Haiden und Steppen zwischen dem russischen Musensitz in der Ukraine und dem schwarzen Meere. Neben dieser Magdalene fühlte ich mich nach und nach selbst heiliger, denn sie mied jede unschuldige Tändelei; ihr gütigstes Lächeln hatte noch einen sanftabweisenden Ernst. Eben darum, und mochte es auch nur Scheinheiligkeit sein, ward sie mir jeden Tag liebenswürdiger. Ich ward oft irre an ihr. Sie zog sich bei der leisesten Berührung in sich zurück. War dies anlockende verführerische Heuchelei? War es das Gelübde ernster Reue? War es das Zittern der Unschuld? — Aber jene mit Gold gefüllte Börse in der Hand eines jungen Mädchens, eines Mädchens von dieser Schönheit und Jugend, welche aufs Gerathewohl durch die russischen Wildnisse in männlicher Gesellschaft zu reisen kein Bedenken trägt!

Das Räthsel lösete sich bald.

Am vorletzten Abend unserer Reise, es war schon dunkel, doch der Weg noch schneehell, bat Magdalene, vor einem einsamen Hause, an dem wir in der Steppe vorüberfuhren, den Wagen halten zu lassen. Wir hatten kaum noch eine halbe Stunde Weges bis zu einem erträglichen Wirthshause, wo wir übernachten wollten. Sie aber fühlte sich schon lange von heftigem Durst geplagt, stieg ab, um in der Kneipe einen frischen Trunk Wassers zu

begehren. Man hörte in dem Gebäude Lärmen und Gelächter besoffener Russen. Bald aber drang auch Magdalenens Stimme schreiend durch. Eilig, wie der Blitz, flog ich aus dem Wagen in das Haus. Vier oder fünf trunkene Kerls hatten das Mädchen umringt, und versuchten an demselben ihre ekelhaften Liebkosungen. Ich drang in das tolle Gemenge, schlug und schmetterte rechts und links die nächsten dieser rohen Gesellen zu Boden, und machte der Gefangenen Luft, die mit Hast entsprang, während die Uebrigen mit mir handgemein wurden. Ich weiß nicht, wie es mir in dieser Schlägerei ergangen sein würde, hätte nicht einer der Tölpel die brennende Oellampe umgeworfen, daß sie erlosch, und ich ungesehen und unverfolgt den Rückzug nehmen konnte. Wir fuhren rasch davon, und hörten noch lange das Gebrüll hinter uns.

Während wir uns durch Petrowitschens Vermittlung über das Abenteuer unterhielten, fühlte ich am sanften, warmen Strömen über meine Wange, daß ich Blut verlor. Ich entdeckte die Stirnwunde bald. Um meine Gesellschafterin nicht zu ängstigen, und da wir von unserer Station nicht weit entfernt sein konnten, verschwieg ich's, und band ein Tuch fest um den Kopf, das Blut zu hemmen. Mir ward nicht wohl und schläfrig. Ich schmiegte mich in die Wagenecke, und fühlte von Zeit zu Zeit, traumhaft dunkel, daß sich Menschen mit mir beschäftigten.

Ich schlug endlich, vom wohlthätigen Schlaf erwachend, am hellen Morgen, und mit nicht geringem Erstaunen, die Augen auf. Ich lag auf einem Strohsack am Boden, in elender, doch warmer Bretterkammer, bedeckt von meinem Mantel und Reisepelz. Neben dem Strohsack ruhte auf beiden Knien Magdalene; ihre Augen waren rothgeweint. Sie zog, als ich aufsah, erschrocken ihre Hand zurück, die meine Hand in der Nähe des Pulses gehalten hatte. Ich starrte das schöne Gesicht unverwandt an.

Magdalena glich einer Bildsäule. Sie starrte auch mich an, ängstlich, ohne alle Bewegung. Endlich hört' ich ihre Stimme und vernahm sie mit wunderbarem Grauen. Denn meinem Gehör und Gesicht konnt' ich nicht länger Glauben beimessen, und doch bei vollstem Bewußtsein, daß ich wache, empfing ich die deutlichsten Ueberzeugungen, daß ich träume.

„Ach Gott! kennen Sie mich nicht?“ fragte sie halblaut im reinsten Deutsch, das zwar etwas fremdartig von ihren Lippen tönte, aber sehr gut ausgesprochen wurde.

„Was ist denn?“ fragt' ich erschrocken, und richtete mich, auf den Ellenbogen gestützt, empor: „Wo bin ich? Was geht hier vor?“

„Beruhigen Sie sich, um Gotteswillen!“ sagte sie: „Sie sind wohl versorgt. Strengen Sie sich nicht an. Wie befinden Sie sich? Befehlen Sie Thee?“

Ich rieb mir die Augen, betrachtete sie und sagte: „Sie sind ja meine Reisegesellschafterin. Was führt Ihnen so plötzlich die deutsche Sprache zu?“

„Ach, die Angst!“ sagte sie bestürzt und erröthend, indem sie aufstand vom Boden.

„Wie? Sie reden die deutsche Sprache?“ rief ich: „Und auf der ganzen langen Reise raubten Sie mir das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten?“

Sie schien betreten, entschuldigte sich stammelnd und lenkte davon ab auf das Einzige, was sie jetzt das Wichtigste nannte, auf mein Befinden. — Außer einem leichten Schmerz am Kopf befand ich mich vollkommen gesund, so daß ich heiter vom Strohlager aufsprang. Nun erblickte ich mich in meinen Kleidern, die vom Blut starrten, und erfuhr den Zusammenhang der Begebenheit.

Als ich nämlich am gestrigen Abend auf Petrowitschens Reden nichts mehr erwiederte, glaubten er und meine Gesellin, ich schlummere. Aber da man vor der Herberge hielt, fand man mich im

Wagenwinkel unnatürlich zusammengesunken, beim Licht der hereingebrachten Laterne bleich, blutig, leblos. Man trug mich in diese Kammer, auf dies Stroh. Es gelang nach langer Mühe, mich aus der Ohnmacht zurückzubringen; mir einige Tassen Thee einzuflößen; meine Stirnwunde frisch zu verbinden. Dann verfiel ich in natürlichen Schlaf, der die ganze Nacht ununterbrochen währte. Ich erinnerte mich von Allem nichts. So erzählte mir die Magdalena.

Während die Hände meiner schönen Pflegerin nun draußen in der Küche das Frühstück bereiteten, kam auch der treue Petrowitsch voll großer Freude, mich wieder hergestellt zu wissen. Von ihm erst vernahm ich das Rührendste des ganzen Hergangs. Lenette hatte im ersten Augenblick, bei der Entdeckung meines Zustandes, beinahe das Bewußtsein verloren. Dann war sie in trostlosen Schmerz übergegangen. Sie war's gewesen, die unter tausend Thränen mir selber das Blut vom Gesicht gewaschen, meine Wunde gereinigt, dann mit einem schwarzen Taffetpflaster bedeckt und verbunden hatte. Durch nichts war sie zu bewegen gewesen, mich in meinem Zustande zu verlassen. Sie selbst hatte die ganze Nacht neben mir gewacht, indessen Petrowitsch dicht an der Bretterwand im andern Zimmer ruhen konnte. Er glaubte gehört zu haben, daß sie von Zeit zu Zeit leise geweint; doch aus Furcht, Geräusch zu machen, oder ihr zu mißfallen, hatte er nicht gewagt hereinzukommen.

Petrowitschens Erzählung rührte mich sehr. Ich war froh, ihm die Gemüthsbewegung verbergen zu können, da er mich verließ. Nein, dies Mädchen konnte keine Sünderin sein, und — *selbst wenn sie's wär'!* dacht' ich.

Man hatte fast all unser Reisegepäck in diese Schmerzenskammer gebracht, weil man ohne Zweifel langen Aufenthalt vermuthete. Ich wechselte die durchblutete Wäsche und Kleidung gegen frische um. Und als endlich die Magdalena mit dem Frühstück hereintrat, wie eine glühende Aurora, und sie es auf eine der Kisten

niedersetzte, konnt' ich mich nicht erwehren, zu ihr zu treten, ihre Hand zu drücken, und sie als Retterin meines Lebens zu begrüßen.

„Ja doch," sagte sie mit dem seligen und doch verschämten Lächeln einer Hebe, „eines Lebens, das Sie vorher im Begriff waren, für mich zu opfern!"

O Jeremias, solltest du jemals die Klänge deutscher Sprache von diesen Lippen fließen hören, — sie gestalten sich wunderbar, bekannt und doch fremd, wie Seufzer des Frühlings in einer Windharfe, — wahrlich, die Töne der italienischen Zunge würden dir, neben dem Wohllaut und der Macht deutscher Rede, wie zimperliches Hackbrett-Geklimper klingen, neben dem Silbergeräusch eines Tonflügels.

Wir reiseten den nämlichen Tag bis nach Odessa. Welche zärtliche Sorgfalt trug sie für meine Kopfwunde! Vor dem Abfahren verband sie dieselbe eigenhändig noch einmal. Edler Jeremias, du würdest den ersten besten Russen bitten, dir den Kopf zu zerschlagen, um von solchen Fingern geheilt zu werden. Und dabei glänzte eine Thräne des Mitleids in ihren blauen Augen. Wie viel hatt' ich dieser Wunde zu verdanken! Auch ihr Mund war dadurch für mich entsiegelt. Und wie viel hätt' ich gern von ihr hören mögen, nun Petrowitsch nicht mehr unser Sprachrohr war. Der einzige Tag mußte mich für das Schweigen der ganzen Reise entschädigen.

An freundlichen Vorwürfen von mir, du kannst es leicht vermuthen, fehlte es nicht, daß sie mir, mit unbegreiflichem Eigensinn und mit eitler Verstellung in den langweiligen Einöden der russischen Wälder und Steppen kein Gespräch erlaubt hatte. Und doch wußte sie sich so vollkommen zu rechtfertigen, daß mir ihre Klugheit bewundernswürdiger schien, als Penelopens schlaue Weberei, um des Odyssens Heimkehr zu erwarten.

In verzeihlicher Aengstlichkeit, eine so weite Reise mit unbekannten Personen zu thun, hatte sie nämlich alle Waffen der List für ihre Sicherheit benutzen wollen, und sich, ungeachtet sie auch deutsch und französisch spricht, einer Stockrussin gleichgestellt; alles bloß um ihre Reisegefährten sicher zu machen. So hatte sie gehofft, ohne erkannt zu werden, alles zu erfahren, was ihr von der Denkart der Mitreisenden wichtig, gefährlich oder vortheilhaft werden könnte.

Aber ich vermuthete, weil sie doch schon in Charkow gewußt, ich wäre ein deutscher Edelmann, ihre geheime Absicht sei zugleich gewesen, einen unzerbrechlichen Riegel aus der russischen Sprache zu schaffen, vermittelst dessen sie allen möglichen Vertraulichkeiten oder lästigen Artigkeiten den Weg sperren könne, die auf langen Reisen so leicht möglich werden. Darum, ohne Zweifel, hatte sie auch in den ersten Tagen das Schwerfällige und Linkische ihres Ganges und aller ihrer Bewegungen geheuchelt, bis sie mehr Vertrauen zu mir gewonnen hatte, oder bis ihr diese Art Würde selber zu schwer ward. Denn für ein Mädchen kann doch keine Verstellung schwieriger sein, als erkünstelte Häßlichkeit.

Uebrigens verhehlte die liebenswürdige Heldin mir selbst mancherlei andere kühne Entwürfe nicht, die sie in ihrer Furchtsamkeit gesponnen hatte. Sie war entschlossen gewesen, bei der geringsten Verletzung der Achtung, die sie erfahren haben würde, in den Steppen zurückzubleiben. Ja, in dem Reisesäckchen, das sie stets bei sich trug, führte sie sogar ein kleines Arsenal, sie zeigte mir ein geladenes Terzerol und einen Dolch mit kostbarem Griff.

Es schien jetzt, als fühle auch sie, wie ich, die Begierde, sich für das anhaltende Schweigen in vollem Maße durch ununterbrochenes, trauliches Geplauder entschädigen zu müssen, und sich der

Neigung zu *einer* Mittheilung hingeben, die nirgends natürlicher ist, *als im langen*, einsamen Beisammenleben auf der Reise; als da, *wo man* durch Gewohnheit und stündliches Sehen einander Bedürfniß, und durch Ablegung des Zwanges, wie im häuslichen Kreise, heimath-bekannt und vertraut wird. Hier lies, was ich von ihr über sie erfuhr.

Helena, die auch durch den französischen Erziehungsschnitt der großen Häuser in Rußland Lenette heißen mußte, stammt aus einer achtungswürdigen Familie in Posen, die, in der Revolution unter Kosciusco, geächtet ward, und zu Grunde ging. Ihr Vater blieb seitdem der Regierung verdächtig, nahm aus Armuth im Jahr 1809 französischen Kriegsdienst und ist nachher im Auslande gestorben. Ihre Mutter, eine Deutsche, begab sich darauf zu einer Schwester nach Rußland, die dort, einem der reichsten Adelichen vermählt, auf dessen Gütern im Gouvernement Moskau lebte. Diese würdige Frau vertrat, nach dem Tode von Helenens Mutter, die Stelle derselben vollkommen bei ihrer Nichte, welche sie, weil sie selber kinderlos war, als ihr eigenes betrachtete.

Doch Helenens Himmel schwand bald, da sie ihr siebenzehntes Jahr erreicht hatte, mit dem Leben ihrer Pflegerin. Der verwittwete Afterosheim beging dann die Thorheit, eine junge Frau zu heirathen, deren geringster Fehler, an der Seite des betagten Eheherrn, eine sehr verdächtige Gefallsucht war. Die ehemalige Stille und Einfalt des Schlosses ward durch Prachtaufwand und rauschende Feste verdrängt. Helena mochte die Blicke und Neigungen der Fremden und Gäste zuweilen mehr an sich ziehen, als es der guten Laune einer gebietenden Dame zuträglich sein konnte, die allein gefallen wollte. Also erschienen für das Mädchen die Tage, an welchen es empfand, daß es eine verlassene Waise sei. In dieser Lage kam ihr die Bekanntschaft und der Schutz eines betagten Grafen in der Nachbarschaft zu statten, welchen sie, so-

wohl wegen seines vortrefflichen Gemüths, als wegen seines hohen Alters, schon lange gewohnt war, Vater zu nennen, und als Vater zu lieben. Dieser nahm sie zuletzt aus dem Hause zu sich, wo sie manche unzarte Behandlung hatte dulden müssen, und führte sie auf seine Güter, wo sie in dem angenehmen Verhältniß einer dankbaren Tochter zu dem wohlthätigen Greis lebte.

Allein die ehrerbietigen Liebkosungen der Tochter erweckten in der Brust des guten Alten nach und nach zärtlichere Gefühle, als die eines Vaters zu sein pflegen, und entzündeten unter dem Schnee seines Lebenswinters noch ein Feuer, welches nur die Pein der Jugend zu sein pflegt. Er entdeckte ihr seine Gefühle und trug ihr seine Hand an, verbunden mit einem beträchtlichen Theil seines Vermögens, welches im Stande war, ihr Loos nach seinem Tode zu sichern. Helene, welche unmöglich die bisherige Stellung einer Tochter, zu demselben Manne mit der Stellung einer Gattin, vertauschen konnte, lehnte eine Güte ab, die ihr Grauen erregte und die sie doch ehren mußte. Obgleich sich der alte Graf darum in seinen freundschaftlichen Gesinnungen für die schöne Waise nicht änderte, trat dennoch in beider Verhältniß ein gespanntes, unliebliches Wesen, das sich mit aller Mühe nicht überwinden ließ.

Zu dieser Verstimmung des vorigen Einklangs fügte sich in kurzer Zeit ein neues Uebel, als der Sohn des Grafen aus Petersburg zum Besuch eintraf. Den Schilderungen nach, welche Helene von ihm gibt, muß er ein Wüstling sein, wie ihn halbe Bildung, flache Grundsätze und großer Reichthum leicht machen können. Ohne Tugend, und ohne Glauben daran in weiblichen Herzen, verfolgte er mit seinen Anbetungen Helenen schon in den ersten Tagen; und bei wachsender Leidenschaft bat er zuletzt um ihre Hand zur Vermählung, trotz seiner frühern Schwüre, sich nie durch ein Eheband fesseln zu lassen.

Während die schöne Waise von dieser Seite gefoltert wurde,

ward sie anderseits nicht minder durch die Eifersucht des alten Grafen gequält. Dieser war in seinem Innersten empört, den entarteten Sohn, als Nebenbuhler, erblicken zu müssen. Es mag zu harten Auftritten zwischen beiden gekommen sein, in welchen der Sohn wohl seines Vaters nicht geschont haben wird; denn der Greis fühlte seine Kräfte vom täglichen Verdruß so aufgerieben, daß er selber für sein Leben fürchtete. Und in Besorgniß, Helene könnte früher oder später noch Beute des Sohnes werden, und um diesen Triumpf zu vereiteln, war er es selbst, der Helenen rieth, der Gefahr durch heimliche Abreise zu entrinnen. Sie schien ihm aber weder in Moskau, noch in Petersburg geborgen genug. Einem seiner ältesten und vertrautesten Freunde, der mit einer liebenswürdigen Familie seit einigen Jahren in Odessa wohnte, empfahl er sie. Und als Helena, die keine andere Rettung kannte, einwilligte, stattete der Graf sie nicht nur reichlich mit Reisegeldern aus, sondern verhieß auch, ihr eine sorgenlose Zukunft zu bereiten.

Auf seine Veranstaltung ward sie, während vorgegeben werden sollte, sie wäre nach Petersburg abgereist, gen Moskau geführt, und von hier in guter Gesellschaft nach Charkow, wohin sie durch ein achtbares Haus von Moskau Empfehlungen mitnahm. In Charkow aber sollte sie als eine nach Odessa gehende Gouvernante gelten.

Dieser von ihr angenommene Stand, so wie ohne Zweifel noch mehr ihre Jugend und Anmuth, verleideten ihr bald in dem Hause zu Charkow den Aufenthalt, wo eine Menge studirender Adelichen und russischer Offiziere täglichen Zutritt hatten, die sich gegen eine hübsche Gouvernante manche Freiheit erlauben zu dürfen glaubten. Ungeachtet es ihr nicht an Mitteln fehlte, sich eine Reise der bequemsten Art nach Odessa zu bereiten, ward sie doch durch Unerfahrenheit und eben so sehr durch Furchtsamkeit gehindert, sich unbekannten, gemietheten Menschen auf einer langen Reise anzutrauen. Denn sie kannte die gewöhnliche Denkart solcher Mieth-

linge in Rußland. Daher wartete sie mit Sehnsucht auf Gelegenheit, die Reise mit Sicherheit in anständiger und angenehmer Gesellschaft zu thun.

Nun ward meine Rückreise nach Odessa bekannt, und daß mich eine ältliche Dame dahin begleite. Sogleich mußte einer von den Bekannten des Hauses, der mit mir Umgang hatte, um einen Platz in meinem Reisewagen werben. Aus übermäßiger Aengstlichkeit, um in den Steppenländern den Leuten nicht durch fremde Tracht auffallend zu sein, legte sie über ihre häusliche Kleidung gemeine, russische Weibertracht an. Den ehrlichen Petrowitsch, den sie schon am Abend vor der Abreise im Wirthshause zu Charkow kennen gelernt, und den sie über mich und die Minerva vollkommen ausgefragt hatte, wußte sie durch Freundlichkeit und ein gutes Trinkgeld an sich zu gewinnen. So war sie gerüstet, das Abenteuer der Reise zu bestehen, als die plötzliche Sinnesänderung der grämlichen Minerva, nicht mit uns zu gehen, sie in ihrem Entschluß erschütterte. Nur Petrowitschens Vorstellungen und dringende Bitten, und der Widerwille, in das ihr nicht angenehme Haus von Charkow zurückzugehen, auch sogar — wenn ich es nicht als höfliche Schmeichelei nehmen muß — ein gewisses Vertrauen einflößendes Etwas meiner Gesichtszüge, — ich glaube, jedes Frauenzimmer hat zur Physiognomik angebornes Talent, — genug, das Alles überwog endlich ihre Bedenklichkeiten. Dennoch nahm sie ihren Platz lieber neben Petrowitsch, als mir, und schwatzte, mich zu betrüben, russisch, weil sie wußte, ich verstünd' es nicht.

Hätt' ich denn je glauben sollen, daß ein Loch im Kopf mir, mitten in der chersonesischen Wüste, mitten im Winter einen der Festtage des Lebens geben könnte? Wie schwesterlich-traulich die schöne Waise da neben mir plauderte! Und wie es mich von ihren

Lippen entzückte, zu hören, daß nur Blödigkeit, nur Furcht, daß ihr Betrug mein Wohlwollen gegen sie mindern werde, sie zurückgehalten habe, mir früher zu gestehen, daß sie der deutschen Sprache mächtig sei. Schon am Tage nach dem Verlust bei Pultawa, wo, wie Karl XII. den Sieg, sie den Stiefel eingebüßt hatte, — noch mehr am zweiten Tage nachher, als ich, aus Zartgefühl für sie, keinen Anspruch auf den Wagen gemacht, und die Nacht im Unflath einer russischen Haidekneipe zugebracht hatte, war sie für mich — warum sollt' ich dir denn, Jeremias, nicht ihre Worte schreiben? — mit Zutrauen und Ehrfurcht erfüllt, und wollte sie mich gern anreden und enttäuschen. Ja, nun erfuhr ich, sie hatte mich in jener Nacht mehrmals gesehen, wie ich aus dem Hause getreten war, und dann leise um den Wagen schlich und lauschte, als wollt' ich ihren Schlummer behorchen und ihre Sicherheit bewachen.

Dagegen erzählt' ich ihr von meinen Reisen und Verhältnissen recht ehrlich, um Zuversicht mit Zuversicht zu erwiedern. Ich erzählte von unserm ehrsamen Städtchen, von dir, edler Jeremias, von Allem. Nur von den beiden Helenen, die ich schon geliebt, sagt' ich keine Silbe; noch weniger wagt' ich ihr zu gestehen, daß sie die einzige Helene sei, die ich lieben könne und werde.

Als Petrowitsch seinen Rossen zum letzten Mal vor Odessa das Futter gab, legte Helene in einem Haidehof ihre russische Tracht ab, mit der sie der armen Wirthin ein überraschendes Geschenk machte. Ich kannte sie kaum wieder. Schöner war einst die meergeborne Aphrodite nicht aus dem Schaum der Wellen hervorgestiegen, als diese sarmatische Grazie aus den groben, steifen Pelzen und Kitteln einer russischen Bäuerin

Sie war feuerroth und senkte stumm die Augen, als schämte sie sich ihrer eigenen Anmuth, da sie meine Ueberraschung bemerkte, und wieder, da sie im Wagen neben mir saß, und ich

beide Hände vor meine Augen legte und sagte: „Ich darf Sie nicht mehr anblicken!“ Sie wollte mir nachher einen kleinen Verweis geben, daß ich nun andern Ton anstimme, als auf der Reise. Aber ich wurde, je näher wir Odessa kamen, in vollem Ernst traurig. Denn nun sollt' ich sie verlieren, die mir so lange ausschließlich angehört hatte.

„Nicht doch, ich erwart' es von Ihnen,“ sagte sie halblaut und mit rührender Schüchternheit, „ich erbitt' es von Ihnen, entziehen Sie mir in Odessa die Güte nicht, die Sie mir bisher gewährten. Ich bin fremd dort, — ich kenne ja die Familie nicht, der mich mein Wohlthäter, der Graf, empfohlen hat. Wenn ich nun eines Schutzes, eines weisen Rathes bedürfen sollte, an wen müßt' ich mich wenden? Niemand weiß ja, wie Sie, wie verlassen ich stehe, wie beklagenswürdig!“ — Hier flossen ihre Thränen stillperlend über ihre Wangen. Reden konnt' ich nicht. Ich nahm zitternd ihre Hand und drückte dieselbe an meine Brust. Daß sie mir diese Hand darauf nicht entzog, war die höchste Gunst, welche sie gewährte. Stumm ward sie; stumm blieb ich. Aber dies Schweigen war noch unendlich beschäftigender, als unser Reden den ganzen Tag gewesen war. Es schlich von den Fingerspitzen zum Herzen eine milde Gluth, und das bisherige stille Vertrauen unter uns verwandelte sich in eine fromme Vertraulichkeit, in ein Einverständniß gegenseitig zufriedener, argloser Gemüther, das keiner Worte bedürfte, um fester zu werden.

Der Wagen rollte in Odessa hinein durch die Straßen. Sie stieg vor dem besten Gasthof der Seestadt ab. Als ich Helenen versorgt wußte, führte mich der treue Petrowitsch in meine stille Wohnung.

7.

Die Heimfahrt des Philhelenen.

Konstantinopel, im Juni 1823.

He, frommer Jeremias, erschrickst du nicht, dieses Briefpäckchen aus der Residenz der Ungläubigen zu erhalten? Nimm daran kein Aergerniß, Jeremias; der Padischah der Ungläubigen, obgleich er alle Christenheit gern in ihrem eigenen Blut ersäufen möchte, ist darum nicht minder ein ganz ehrenwerther Herr, den alle christlichen Staatsmänner beim löblichen Werk der Christenausrottung in Griechenland begünstigen müssen. Diese Griechen sind Rebellen und verdienen allerdings Züchtigung, daß sie sich nicht mit tausend Freuden von den Pascha's und Bey's plündern, schinden, schänden, in den Koth treten ließen, ja, daß sie sich anmaßten, Menschen, gleich hochwohlgebornen Türken sein zu wollen.

Freilich, mir hat in Odessa mehr als einmal das Herz geblutet, wenn ich da die Tausende von hellenischen Flüchtlingen in ihrem Elend sah! Du hast von dem Schauspiel keine Vorstellung, als im Frühjahr 1821 plötzlich die Menge dieser Menschen Odessa und Bessarabien überschwemmte, Fürsten, Bettler, Weiber, Kinder, Kaufleute, Schiffer. Die Auswanderung der Griechen dauerte den ganzen Sommer. Ihr Erstes und Letztes war die Verzweiflung. Sie kauften alle Arten Waffen auf, alte Säbel, Gewehre, Riemenzeug u. dgl., was die Russen nicht gebrauchten, die dabei guten Gewinn machten; ließen Uniformen machen; schwarze ungeheure Hosen; zogen dann zur Rache in den Kampf, und wurden damals größtentheils aufgerieben. Die dem Untergang Entkommenen und Zurückgekehrten schlichen nun traurig und oft als Bettler umher; andere nährten sich kümmerlich mit allerlei Gewerb, legten Kaffee- und Billardhäuser an; viele gin-

gen ins Innere. In allen Kirchen Rußlands sind Liebessteuern für sie gesammelt worden, wovon ihnen monatlich kleine Gehalte gereicht werden.

Die Muselmänner betrachten die Griechen ungefähr so, wie wir bei uns zu Lande die Juden. Wenn sich in irgend einem christlichen Staate plötzlich alle Juden empörend unter die Waffen stellen würden, um ihren vielhundertjährigen Entbehrungen und Bedrükkungen ein Ziel zu setzen, was würden unsere Christen sagen? Den Juden Recht widerfahren lassen? Ich zweifle ein wenig. Und noch minder werden sich die Moslemim gefallen lassen, jemals den trotzigen Forderungen der Griechen nachzugeben, obgleich diese in meinen Augen alles Recht haben, die Türken zu verjagen. Denn diese Barbaren, aus Asien gekommen, sind nur Eroberer vom Erbtheil der Griechen. Du begreifst jedoch, einsichtsvoller Jeremias, daß solche Erbschaftsgesetze nicht im Codex der türkischen Politik gelten. Da gilt das positive Recht über alles göttliche Recht hinaus und das beati possidentes.

Du magst es mir auf mein Ehrenwort glauben, daß ich in Odessa der eifrigste und treufleißigste Cicerone der schönen Helena ward. Ich besorgte ihr vor Allem weibliche Dienerschaft, mit Hilfe dasiger Freundinnen; führte sie in die Familienkreise ein, die mir seit Langem offen standen, und begleitete sie in das palastähnliche Haus ihres künftigen Beschützers, dem sie durch den alten Grafen, ihren ehemaligen Wohlthäter, empfohlen war. Sie ward mit großer Auszeichnung aufgenommen; doch zog sie vor, statt der Zimmer, die ihr in dem Hause des Schirmherrn bereitet werden sollten, eine von ihr selbst ausgewählte Privatwohnung zur Miethe zu nehmen. Denn der alte Schirmherr konnte ihr nicht ganz gefallen. Er bezechte sich in der Regel täglich und war nur des Morgens

nüchtern. Seine Familie, die Helenen durch ihren Pflegevater als „liebenswürdig" geschildert worden war, was sie auch vermuthlich vor zwei bis drei Jahrzehnten gewesen sein konnte, bestand aus einigen alten, spielsüchtigen, medisanten Damen, an denen weder viel Liebliches, noch Würdiges zu entdecken stand.

Der alte Herr bei Moskau hatte demnach seine allzugeliebte Tochter übel berathen gehabt, weil er sich der Flüchtigkeit der Zeit und der Nichtigkeit des Schönen auf Erden nicht erinnerte. Aber noch weit triftigern Grund gab er seiner schönen Waise zur Klage oder doch zur Unruhe, daß er sein Versprechen vergessen zu haben schien, ihrer auch in Odessa, als wohlthuender Schutzgott, zu gedenken. Vergebens schrieb sie ihm. Es erfolgte keine Antwort. So vergingen zwölf Wochen ohne Nachricht.

Sie aber, ziemlich gleichgültig, lächelte in ewiger Heiterkeit, so oft ich sie im Kreise unserer Freunde sah, oder sie mich zu sich in eine Abendgesellschaft mit andern einlud. Denn gleich nach der ersten Woche ihres Aufenthalts in Odessa hatte ich das Glück verloren, sie uneingeladen sehen zu dürfen. Ich gestehe dir's offen, Jeremias, was du beim Lesen dieser Zeilen über jenes beständige Schweigen des alten Grafen, und Helenens muntern Sinn, dabei argwohnen magst, — das fing auch ich an, zu argwohnen. Die ganze Geschichte des Mädchens konnte ein wohlersonnener Roman sein; denn, wäre sie reine Wahrheit gewesen, wie hätte der überzärtliche Pflegevater sie so lange antwortlos lassen, oder wie hätte sie so gelassen bleiben können?

Freilich, warum hätte sie mich mit einem Mährchen betrügen sollen? Allenfalls ihre volle Geldbörse zu entschuldigen, die mir durch die Aeußerungen der Minerva von Charkow schon verdächtig geworden war? Ich konnte es nicht glauben. Und wenn ich sie dann sah, dies edle Antlitz sah, welches das Bewußtsein reiner Unschuld in allen Zügen trug, welches Jeden schon durch Anschauen

für die Tugend begeisterte, — nein, ein Mädchen von kaum neunzehn Jahren konnte diesen höllischen Mißbrauch mit ihrer Engelsmaske nicht treiben. Und am Ende, Jeremias, wäre sie eine gemeine Abenteuerin gewesen, die auf bloße Glücksjagd ausging, — — ich, der sie anbetete, ich hätte sie auch dann noch geliebt. Sie konnte nicht ganz verdorben, sie konnte noch errettbar sein. Ich hätte sie bekehrt.

Das Räthsel lösete sich unerwartet. Eines Morgens ließ sie mich selber zu sich kommen. Eine Seltenheit! Ich fand sie allein, blaß, mit verweinten Augen. Sie entfernte ihre Dienerinnen. Dann wandte sie sich mit gezwungener Fassung zu mir, und sagte: „Nun stehe ich wirklich verlassen in Gottes weiter Welt. Was soll ich beginnen? Wohin mich nun wenden? Ich habe Briefe erhalten. Er ist nicht mehr unter den Lebendigen, der Gute! Lesen Sie die Briefe. Dort liegen sie. Dann rathen Sie einer Rathlosen, die nur allein Ihnen volles Vertrauen geben kann und will."

Ihr Schmerz, der sich in stille Thränen ergoß, ihre Worte hatten mich erschreckt. Ich ging zitternd zu einem Spiegeltisch, auf welchem mehrere Briefe in französischer, einer in russischer Sprache, neben offenen Wechseln lagen. Nachdem ich mit Erstaunen und hastig die französischen Briefe gelesen hatte, bat ich um Uebersetzung des russischen. „Er enthält nichts," sagte Helene, „als freundschaftliche Zeilen des treuen Schloßverwalters, der mir immer sehr ergeben war, mit der Anzeige vom Tode des Grafen, der ihm auf dem Sterbebette angedeutet, wo er zwei versiegelte Briefe für mich finden würde, die er mir ohne Verzug überschicken müsse."

Die Briefe des Grafen, voller Kummer und Zorn über seinen Sohn, der wieder in Petersburg war, geschrieben unter Vorgefühlen

des nahen Todes, athmeten noch die zärtlichste Leidenschaft für Helenen. Ich vergaß Helenens Betrübniß unter den Schmerzensausdrücken des unglücklichen Greises, dessen rührende Klagen mir fast Thränen ins Auge lockten. Er sandte der Tochter, die er noch am Rande des Grabes mit jugendlicher Gluth vergötterte, eine — ich muß sagen ungeheure Summe in Wechselbriefen auf verschiedene Häuser in Odessa und Moskau. Es war ein reiches Vermögen, es schien eine Art Enterbung des Sohnes zu sein.

„Was wird nun aus mir werden?“ sagte Helene schluchzend.

Nachdem sie ruhiger geworden war, erwiederte ich ihren wiederholten Fragen: „Der edle Greis hat väterlich für Ihre Zukunft Sorge getragen. Nur eins ist zu befürchten: der Sohn kann die Verschenkung so beträchtlicher Summen als eine Beeinträchtigung seiner Rechte, als eine Beraubung seiner Erbschaft ansehen. Wollen Sie sich nicht freiwillig entschließen, das, was Ihnen der letzte Wille Ihres würdigen Freundes zuwies, dem Sohne zurückzuschenken, wozu ich nicht rathe, weil Sie Ihr neues Eigenthum mit Recht besitzen: so kann er, im Fall er Ihren Aufenthalt erfährt, Ihnen einen Prozeß zuwerfen. Ja, es ist noch mehr zu fürchten, er kann nach Odessa kommen und seine vorigen Zudringlichkeiten erneuern. Denn wer steht dafür, daß er Ihren jetzigen Wohnort nicht durch den Schloßverwalter, der von ihm nun abhängig ist, oder durch einen vergessenen Zettel seines Vaters, oder durch einen Ihrer eigenen, vielleicht unvernichtet gebliebenen Briefe, oder auf irgend andere Weise vernimmt? Gehen Sie nach Deutschland zurück, verlassen Sie diesen Boden, an den Sie nichts mehr fesselt! Auch wenn Sie das zurückgeben wollten, was Sie rechtmäßig besitzen, und das Ihnen von Niemandem mit Recht abgefordert werden kann, sind Sie ja nicht verlassen, wie Sie glauben. Ich besitze ein mäßiges Vermögen auf deutscher Erde. Theures Fräulein, was ich habe, ist Ihr Eigenthum.“

So ungefähr sprach ich. Was ich noch weiter sprach, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß sie bei meinen letzten Worten erröthete; daß ich ihre zitternde Hand mit Küssen bedeckte; daß sie, ich weiß nicht, was, zu mir sagte; daß sie weinend an meine Brust fiel; daß wir lange stumm blieben; daß wir uns beide dann viel, viel zu gestehen hatten; daß ich erfuhr, sie habe mich geliebt, seit jener Fiebernacht im Wagen, diesseits Pultawa, und habe sich in Odessa aus Furcht vor ihrer eigenen Leidenschaft und Schwäche von mir zurückgezogen. Auch weiß ich noch, daß ich an mein eigenes Glück nicht glaubte, und allen ihren zärtlichen Betheurungen nicht glaubte, bis sie mir vor dem Altar angetraut, bis sie mein Weib geworden war und ich mit ihr im Zimmer der Kajüte einsam über das schwarze Meer gen Konstantinopel schwamm, einsam wieder mit ihr, wie auf der reizenden Fahrt von Charkow zum Pontus Euxinus.

In meinem Leben hatt' ich nicht so viel Geschäfte, als die letzten achtzehn Tage in Odessa; in meinem Leben keine lieblichern. Denn Alles geschah für sie. Und wie lohnte sie mich, die Göttliche! Da mußt' ich für Einkäufe der Reisebequemlichkeiten sorgen; für Verwandlung ihrer Wechsel in Papiere auf Wien, Augsburg, Frankfurt, London, die du nun hoffentlich alle in Händen hast; da mußt' ich, wegen der Päſſe, von Pontius zu Pilatus, zu zehnerlei müßigen Schreibern; da mußt' ich, laut Polizeiverordnung, meinen und Helenens Namen, mit Anzeige, daß wir Odessa verlassen würden, dreimal binnen vierzehn Tagen in alle öffentliche Blätter einrücken lassen; da mußten Abschiedsschmäuse besucht werden, — und endlich die Trauung selbst! Sie geschah in Reisekleidern, eine Stunde vorher, ehe wir das Fahrzeug des braven genuesischen Schiffkapitäns Ragusin bestiegen.

Wir segelten bei widrigem Winde ab; hatten Regentage; hatten

Windstillen; sahen die unreinen Donauwellen, wo sie den dunkelgrünen Wasserspiegel des schwarzen Meeres mit ihrem Schlamm vierzig, fünfzig Stunden weit trüben; sahen die Küsten Asiens und Europens; endlich das majestätische Stambul, gegenüber Scutari, in einem unübersehbaren Feengarten, — nein, Jeremias, glaub' es nicht. Wir beide sahen nichts, als uns beide, alles Andere war uns nur Tapezierung. Wir würden den Tod nicht gesehen haben, wenn uns das Meer verschlungen hätte.

Dem Serail gegenüber ward gelandet am 30. April. Wir waren eilf Tage unterwegs gewesen. Ich hätte schwören können, eilf Stunden und keine Minute darüber.

In Pera, wohin wir Empfehlungsbriefe hatten, empfingen wir bequeme Wohnung. In dieser Vorstadt halten sich die meisten Franken oder Christen auf; darum nennen es die frommen Türken vielleicht das Schweine-Viertel. Wir mußten hier länger verweilen, als wir wollten, um bequeme Gelegenheit nach Triest zu erhalten. Indessen hatten wir buntes, lustiges Schauspiel alle Tage. Helena, um mich überall begleiten zu können, verwandelte sich in einen wunderschönen Knaben.

In den ersten Tagen unserer Ankunft sahen wir die ganze türkische Flotte unter dem Donner der Kanonen am Serail vorübersegeln, wo der Sultan dem Kapudan-Pascha einen kostbaren Säbel mit großer Feierlichkeit überreicht hatte.

Hoffe aber nicht auf Beschreibung dieser Stadt. Du findest sie in hundert Büchern. Ich sah' nur Helenen; und nur das Vergnügen, welches sich über das Fremde und Wunderbare des Schauspiels in ihren Augen spiegelte, ward mein Vergnügen.

Die Hauptstadt des Padischah ist vollkommenes Asien in Europa, ein Prachtmantel über Unflath gedeckt, ein vom Ungeziefer zerfressenes Paradies. Ja, die Landschaft rings umher ist über alle Neppigkeit der Einbildungskraft hinaus reizend. Die Aussicht, besonders

vom sogenannten Todtenfelde hinweg über die unermeßliche Stadt, über das von Segeln und Wimpeln belebte Meer, nach Asien hinüber, findet sich vielleicht in unserm Welttheil auf keine so entzückende Weise wiederholt. Da sitzt der Türk, mit verschränkten Füßen, träumerisch, die lange Pfeife dampfend, in stolzer Würde, die der Dummgeistigkeit eigen ist; sitzt da in seinem Zimmer, oder an der Straße, oder auf der Wacht, oder im Kaufladen, oder sonst wo; — nichts stört ihn aus dem Gedankenstillstand, als Gaumenkitzel, wilder Zorn, wollüstige Gier, Habsucht, Kitzel des Hochmuths oder was sonst noch ein Thier aus der Ruhe weckt. — Mag's Ausnahmen geben, viele Ausnahmen, besonders in den höhern Ständen — hier gibt's keine Stände, der gemeinste Kerl kann Pascha, der Sklav Großvezier werden und wieder in den Koth zurückfallen — ich rede von den Türken, wie sie in der Masse sich darstellen.

Sie haben von Asien her die orientalische Bestialität, und vom eroberten byzantinischen Kaiserthum das europäische Sittenverderbniß dazu genommen. So wie diese Barbaren einst aus dem Gebirg Belur hervorgekommen sind, wild, sinnlich, gebieterisch, unwissend, so sind sie noch. Sie hängen noch, wie bildungslose Menschen, immer an dem Altherkömmlichen, am Gewohnten, mit abergläubiger Hochachtung ihrer barbarischen Altvordern. Wie in den Steppen und Gebirgen tragen sie noch, in der Sonnengluth ihrer Sommer, die Pelze, die dicken Turbane und Pantoffeln. Wie damals, wie immer der Bildungslose, verachten sie dummstolz Alles, was sie nicht verstehen, was sie nicht sind, was sie nicht glauben. Ihr Militär schleppt sich noch immer, wie damals, in weiter Morgenlandstracht, Dolch und Pistolen im Gürtel. Gar zierlich steht dazu ihr Koch und Profoß, bunt gekleidet, wie der Hanswurst, auch mit dem Pritschholz ausgestattet. Wenn nicht Opium oder Fanatismus, macht sie ihr alleinseligmachender Glaube an das Fatum tapfer, und gegen die Pestilenz gleichgültig. Sie mögen kaum der

Flamme aus dem Wege gehen, die ihnen oft genug über den Köpfen zusammenschlägt.

Ungefähr sechs Wochen vor meiner Ankunft in Konstantinopel waren etwa zwei- bis dreitausend Häuser der Vorstadt Top-Hané abgebrannt. Wir sahen die weite ungeheure Brandstätte. Glaubst du, die Türken würden durch die ewigen Feuersbrünste vorsichtiger? würden mit ihren ewigbrennenden Pfeifen in diesen Zundelgebäuden behutsamer? würden an festere Bauart denken, statt sich luftige Wohnungen aus Holz und Riegelwerk, mit ganz flüchtiger Ausmauerung der Zwischenräume, in wenigen Wochen aufzuführen? Du bist im größten Irrthum.

Ein junges Weib von neunzehn Frühlingen, wie Helena, das alle Lieblichkeiten eines südlichen Himmelsstriches, und einer nie genossenen Freiheit im Knabengewande, und sogar die ehelichen Flitterwochen in Konstantinopel genießt, mag das Leben hier sehr anmuthig finden. Helena sehnt sich nicht hinweg. Sie setzt die ersten ungetrübten Freuden der Liebe, Jugend und Ungebundenheit auf Rechnung von Stambuls Anmuth. Alles scheint zu ihrer Belustigung vorhanden. Daß sie Ende Aprils schon Kirschen, im Mai schon Birnen, Aprikosen, Artischoken naschen kann, ist ihr Fabelwelt und Elysium. Zwischen den moskowitischen Birken und Tannen freilich ward ihr das nicht geboten. Sie beredet sich, hier athme und wandle Alles des bloßen Genusses willen. Und wenn man die zahllose Menge der Zuckerbäckereien, Kaffeehäuser und feilgetragenen Leckereien sieht, möchte man's beinahe glauben.

Auch die bunten Trachten des Orients, die vor ihr umhergaukeln, beschäftigen ihre Neugier und Lachlust nicht wenig. Die Nationen unterscheiden sich durch die Fußuniformen; Türken wan- 'n gelben, Armenier in rothen, Juden in blauen, Griechen

in schwarzen Halbstiefeln und Pantoffeln. Dort ein steifer Herr in langem, weitem, grünem Leibrock mit grauer, hochgethürmter Mütze, rother Halsbinde, gelben Schuhen — es ist ein Stück vom türkischen Klerus. Dort eine vermummte, gespensterartige Gestalt, selbst Tücher um Stirn und Mund und Nase geschlungen — es ist eine Frau. Dort ein ungeschlachter Held, mit Dolch und Pistolen im Gürtel, schwarzem Knebelbart und nacktgeschornem Kopf, auf welchem ein ungeheurer Turban, groß wie das größte Kopfkissen, ruht — es ist ein türkischer Offizier. Dort ein Herr zu Pferde, mitten im heißen Sommer im großen Mantel von Wollentuch über seine vielen Unterkleider, eine große Pelzmütze auf dem Kopf, zu Fuß neben ihm ein Knecht in türkischer Tracht, der einen Regenschirm trägt und das Roß führt — es ist ein Armenier.

Den Tag über schwärmen wir meistens in Konstantinopel umher; da sind die Straßen breiter, die Gebäude schöner, als in Pera. Die Nase wird seltener vom Gestank verwesender Hunde und Katzen beleidigt, die auf den Gassen umherliegen. Da sind die großen, reichen Gewölbe und Läden voller Gold- und Siberwaaren, Teppiche, Stickereien, köstliche Shawls aus Persien und Indien. Auch nach Scutari fuhren wir mehrmals über. Es muß dieser Ort wie eine Vorstadt Konstantinopels angesehen werden; auch fährt man unaufhörlich hinüber und herüber. Man hat solche Seefahrt um sechs Para's oder drei Kreuzer. Eine majestätische Stadt, durch welche das Meer strömt, wie durch andere Städte nur ein Fluß. Sie ist zu einer Welthauptstadt geschaffen, und Konstantin der Große hatte Recht, den Thron des Römerreichs von der Tiber hierher zu pflanzen.

Aber unter diesen orientalischen Barbaren wohnen mögen, das kann nur Kaufleuten, Juden, Diplomaten und Gelehrten des Abendlandes recht sein. Der gesittete Mensch und gebildete Christ lebt

hier im Exil. Warum siedeln sich nicht die heutigen Herolde der Willkürherrschaft in diesem Paradiese des Despotismus an?

Als ich neulich die Karte von Europa nahm, um den Heimweg zu suchen, bemerkte ich, daß auch die Zivilisation unsers Welttheils ihren magnetischen Meridian hat, und zwar von Konstantinopel nach London. Deutschland befindet sich im Indifferenzpunkt beider Pole; von da nimmt die Zivilisation, deren Wesen die bürgerliche und geistige Freiheit ist, über Frankreich bis Albion zu, und über Polen, Ungarn, Moldau zur Türkei ab. Eigentlich sollte man London und Konstantinopel nicht mehr zum europäischen System zählen. England mit seiner Gesetzgebung, Verfassung und freien Gewerbigkeit gehört schon zu Nordamerika, Konstantinopel zu Asien.

Endlich ist sie's müde, den Völkerkarneval in der Hauptstadt der Osmanli zu schauen. Helena sehnt sich wieder zu Menschen. Wir verlassen Konstantinopel. Die Art, wie europäische Frauenzimmer hier behandelt werden, behagt ihr nicht. Sie hatte gestern kein geringes Schrecken, als sie auf der Gasse einige wohlgekleidete Europäerinnen mit modischen Federhüten öffentlich und ungestraft vom Pöbel beschimpft und deren Federhüte vom Kopf in den Koth fliegen sah. Sie segnete ihre Knabenkleider.

Gewöhnlich wagen sich Frauenzimmer, die zu den europäischen Gesandtschaften gehören, nicht ohne bewaffnetes Geleit, auszugehen, etwa einen Janitscharenoffizier in weißem Turban und brennend-rothem Scharlachmantel voran, bewaffnete Bediente hintennach. — Reisen Türkinnen mit ihren Kindern außer der Stadt, ist ihr mit Ochsen bespannter Wagen von bewaffneten jungen Leuten zu Pferde beschirmt. In Pera ist an kein Fuhrwerk zu denken. Die Straßen sind da, bis auf einige, so eng, daß man Alles durch Packträger, Esel und Pferde fortbringen muß, und sich vom zweiten

Stock der einander gegenüberstehenden Häuser die Hände schütteln könnte.

Triest, im August 1823.

Nichts erzähl' ich dir von Konstantinopel, nichts erzähl' ich dir von der großen Seereise. Ich lebte nur für Helenen und sah nur sie, die doch das Schönste in Konstantinopel und auf dem Meere war. Wir segelten am 13. Juli ab. Des Großherrn weitläufiger Serail mit seinen Moscheen, Gebäuden und Gärten schwamm an uns vorüber. Im schönsten Licht breitete sich die wunderbarste Welt, Konstantinopel, Pera, Top-Hané, Scutari mit Palästen, schimmernden Thürmen, Lustgärten, Moscheen, Hainen, um uns her aus. Abends sahen wir schon in schönen, üppigen Geländen die sogenannten sieben Thürme. Andern Tags ging die Fahrt durch diese Meerenge hin, deren Ufer mit anmuthsvollen Hügeln und Felsen malerische Bilder geben. Bei Gallipoli versah sich unser Schiffshauptmann mit frischem Wasser und Wein. Wie fruchtbare und reizende Landschaften, wie schlecht bevölkert, wie mangelhaft angebaut! Ach, die abendländischen Fürsten, die sich um einiger magern Landstriche willen von Jahrhundert zu Jahrhundert Schlachten liefern, begünstigen die Barbarei dieser Asiaten gegen die unglücklichen Griechen, welche Freiheit und Gesittung fordern. Lebt denn kein Peter Eremita, kein Bernhard von Clairvaux mehr, der zum Kreuzzug für menschliche Kultur begeistern möchte? Für die Wiederherstellung Griechenlands könnte man sich mit irdischen Paradiesen bezahlt machen und den Ueberschuß der Völker dahin senden, der jetzt zum Schaden Europens das freie Amerika bevölkert, bereichert und mächtig macht.

Als wir am 14. des Morgens unter den Batterien der vier Hauptschlösser am Eingange der Dardanellen halten mußten, die Pässe untersuchen zu lassen und die Abgabe zu entrichten, sahen

wir ein Schiff einsam vor Anker liegend, weil auf demselben die Pest herrschte. Die Mannschaft war am Ufer, und hatte dort Betten und Kleider in der Sonne ausgebreitet im Grase; Anderes auf Seilen ausgehängt. Ein Mensch lebte weit getrennt vom andern, und sprach mit dem andern nur aus der Ferne. Das Schiff selbst war nur von Wenigen bewacht und für Konstantinopel mit Korn beladen.

Sobald man die Dardanellen verlassen hat, begegnen dem Blick bergige Inseln, in der Ferne am Horizont schwebend. Der griechische Archipel ist ein majestätischer Irrgarten auf dem Ozean. Zwischen Andro und Tino schwamm das Schiff durch eine Straße, links und rechts von hohen Felsen begrenzt. Die Fahrt in diesen Gewässern ist wegen der Seeräuberei jetzt gefährlicher, denn je. Der Schiffshauptmann ließ, da wir in den Kanal von Cerigo kamen, Waffen und Munition in Bereitschaft halten.

Gegenwind und Windstillen versäumten uns so sehr, daß wir erst am 24. Juli an Zante vorüber kamen. Doch Helenen und mir schien die Fahrt nicht langweilig. Das junge Weib glich einer Seligen des Himmels. Aber ist da nicht der Himmel, wo der Engel wandelt?

Bei unserer Ankunft in Triest mußten wir im Hafen Quarantäne halten. Gottlob, eine menschlichere als in Rußland. Man behandelte uns sehr gefällig, und hielt uns auch nur wenige Tage an. Ich sage dir nichts von dieser Stadt, die täglich wächst. Welcher Zauber hängt doch an dem Worte „frei!“ Noch vor hundert Jahren lag hier ein unbedeutendes Städtlein mit engen, wüsten Gassen und wenigen tausend Einwohnern zwischen kahlen Hügeln und Felsen. Da ward Triest zum Freihafen erklärt, und Felsen und Hügel überkleideten sich sofort mit Anmuth und Ueppigkeit; neue Straßen mit Kirchen, Palästen und

öffentlichen Plätzen breiteten sich am Abhang der Landschaft gegen das Ufer des adriatischen Meeres aus; bei 40,000 Einwohner beleben jetzt den schönen Platz mit Handel, Gewerb, Fabriken und Manufakturen. Triest ist die erste Handelsstadt des österreichischen Kaiserstaates. Das benachbarte Venedig verfault in seinen Sümpfen, während hier ein frisches, reiches Leben erblüht. Die ganze Triestinische Küste ist von reizenden Landhäusern überschneit, wie von weißen Blüthen im Lenz die grüne Flur. Ich würde hier meine Wohnstätte mit Helenen wählen, wenn nicht von einem Ende der Stadt zum andern — verzieh' das Gesicht nicht, edler Jeremias! — Alles kaufmännelte und vom Morgen bis zum Abend rechnete und spekulirte.

Nein, das ist zwischen Helenen und mir schon abgethan, wir reisen den ganzen Sommer noch, bis wir unsern bequemen Winkel gefunden haben werden. Er muß in einem Lande liegen, wo man noch ein wenig frei athmen und plaudern und lesen darf; wo kein Ministerium uns gebietet, welche Grundsätze wir haben sollen; wo uns auch der Genuß von Frankreichs und Deutschlands Literatur ungehindert gewährt ist; wo die Gegend lieblich, der Mensch gutartig ist, und die Nähe einer großen Stadt unser einsames Landgut mit Bequemlichkeit versieht.

O du, dem seine schwarzgefleckte Strazza, nebst Hauptbuch mit Debet und Kredit, über Oberon und befreites Jerusalem, über Schiller und Voß hinausgehen, o Jeremias, du Erbfeind aller Schauspiele und Romane, halte dich bereit, den romanhaftesten Romanstreich zu lesen, der je, seit dem Einzug Abrahams und der schönen Sarah in Aegypten, erlebt ist.

Das erste Geschäft, welches vorgenommen ward, sobald wir den schönen Gasthof in der Theresienstadt bezogen hatten, bestand

in der Herbeirufung von Schneidern, Putzmacherinnen, Musterkarten, um uns in den neuesten Kleiderschnitt zu werfen, weil wir die Moden von Bessarabien und Cherson etwas veraltet fanden. Eine junge, hübsche Frau hat auch in ihrem Engelsherzen kleine irdische Wünsche und Launen. Helena that keinen Schritt auf die Gasse, bis sie vollständig vereuropäert war. Unterdessen miethete ich mir einen ehrlichen, handfesten Schweizer zur Bedienung, ein wohlgebildetes Schwabenmädchen zur einstweiligen Zofe meiner Gebieterin.

Als ich mit Helenen zum erstenmal ausging, um die Stadt zu besehen, und wir uns endlich, denn der Sommerabend war lieblich, beim großen Kanal auf eine der Bänke niederließen, um vom Wandern zu ruhen und die Schwärme der Lustwandelnden vor uns zu mustern, — tönt plötzlich, unweit von uns, eine helle weibliche Kehle, ruft meinen Namen und schreit: „O Herr Jemine! ist's denn möglich? Sind Sie es wirklich?“

Meine Helene machte etwas große Augen, ich noch größere, — denn ich sah Obersteuereinnehmers Lenchen in ihrer ganzen Theetischgrazie und Assembleenholdseligkeit vor mir. Ich sprang überrascht und freudig auf und begrüßte die angenehme alte Liebe mit so viel Herzlichkeit, als es der öffentliche Platz, die Nähe meines jungen Weibes und eines langen, breiten Herrn gestattete, der sich zu Lenchen mit einer Miene voller Sicherheit hielt, die da ankündigte, er habe das Recht dazu. Mir fiel sogleich, o Jeremias, dein letzter Brief bei, der mir bis Konstantinopel nachgelaufen war, und daß dieser Herr, dem die doppelte Buchhaltung aus beiden Augen durch die grüne Brille sah, kein anderer, als der ihr verlobte Kommerzienrath sei. Sie stellte ihn mir sogleich als ihren wirklichen Gemahl vor, mit dem sie in einer prächtigen Equipage so eben auf einer Hochzeitreise begriffen wäre, an die er gelegentlich eine merkantilische Spekula-

tion geknüpft habe. Auch jetzt noch, Jeremias, auch jetzt noch, an der Seite meiner wunderlieblichen Eroberung aus den russischen Steppen, mußt' ich Lenchens schöne Formen bewundern. Mit dem Kommerzienrath wurden, wie sich gebührt, höfliche Worte ausgewechselt; ich stellte ihnen beiden meine Lebensgefährtin vor.

Der Kommerzienrath, welchen es allerdings durch die Brille anfangs etwas befremdlich dünken mochte, seine Frau und mich auf so vertraulichem Fuße zu sehen, ward plötzlich sehr freundlich, nun er wahrnahm, daß auch ich nicht mehr einsam stehe, sondern ebenfalls doppelte Buchhaltung führe. Er lud uns dringend ein, Parthie von einer angenehmen Abendgesellschaft zu sein, in der er sich befinde. Und dabei zeigte er seitwärts auf einige Frauenzimmer und junge und alte Herren, welche ganz in der Nähe zu warten schienen. Lenchen, das gleich mit den ersten Blicken Feinheit, Zierlichkeit und Geschmack im Anzug meiner Helene, vom Spitzensaum des Rocks bis zur Schleife am modischen Strohhut, überflogen hatte, vereinte sich mit den Bitten und Schmeicheleien ihres Mannes bei meiner Lebenshälfte.

Während dessen hatte sich höflich, oder neugierig, die wartende Gesellschaft mehr genähert, und, o Jeremias, lerne an Wunder glauben! — das schönste der jungen Frauenzimmer in der Mitte dieser Gesellschaft heftete in demselben Augenblick seine Aufmerksamkeit auf mich, als die Wohlgestalt dieser Schönen auch meinen Blick anzog. Sie erröthete und trat hastig zwei Schritte gegen mich vor, blieb zaudernd stehen, und ich — ich eilte mit hochschlagendem Herzen zu ihr. Es war ja meine Helena von Wels, meine Helena aus der Camera obscura des Praters, derentwillen ich mein Kreuz auf mich genommen und Ungarn, Siebenbürgen und die heillosen Steppen und Quarantänen der Tataren besucht hatte.

Sobald wir beide unsere unglaubliche Ueberraschung oder vielmehr Bestürzung, vor der Gesellschaft mit einzelnen Redens-

arten mehr überschleiert, als erläutert hatten, wandte sie sich rasch zu einem artigen jungen Mann, dem sie auf englisch zurief: „O komm, Lieber; sieh, das ist er! das ist . . .“

Sir Bailey, so hieß er, sagte mir viel Gütiges; er schien mich durch seine Gattin zu kennen, denn das war sie. Er wußte wenigstens, daß sie mich geliebt habe, eine Offenherzigkeit, die ich ihr gegen den Ehemann kaum zugetraut hätte. Ich erfuhr aber nachher, daß sie dem wackern jungen Mann, der in Odessa von der heftigsten Leidenschaft für sie ergriffen war, nur halb gezwungen die Hand gegeben, und, um ihn abzuschrecken, sogar ihm ihre Empfindungen für mich entdeckt hatte. Die Ursache alles ihres frühern Leidens war ihre Mutter gewesen, die, stolz und geldgierig, aber der äußersten Verarmung nahe, wie es scheint, überall mütterliche Kuppelei mit ihrer Tochter treiben wollte, um durch die Schönheit derselben einen begüterten Eidam und sich selber wieder Wohlleben und einigen Glanz zu bereiten. Nur durch die verzweifeltste Entschlossenheit hatte Mistreß Bailey zweimal eine Verkuppelung ihrer Person mit, der Beschreibung nach, alten reichen Sündern verhindert, bis sie sich endlich zu Odessa, mehr um der Herrschaft ihrer Mutter zu entkommen, als aus Neigung, mit dem Briten verband. Dieser, der weder alt, noch ein Sünder war, schien jetzt ihre volle Zärtlichkeit errungen zu haben. Die Mutter aber war nach Wien zurückgegangen, wo sie nun gemächlich und anständig durch die Fürsorge ihres reichen Eidams leben kann. Helena wollte, so groß war ihre Bitterkeit im Gemüth dieser Langgequälten geworden, weder mit ihrer Mutter, noch mit ihrem Bruder, der vermuthlich wenig von der Denkart seiner Schwester hat, jemals ferner in Gemeinschaft und Berührung sein.

Ganz natürlich, die Einladung des Kommerzienraths zur Abendgesellschaft ward nicht abgelehnt, und sie war, um mich eines

beliebten Steuereinnehmer-Ausdrucks von Lenchen zu bedienen, „elegant und splendide,“ nämlich in dem Landhause eines reichen Triestiners, mit dem der Kommerzienrath im engsten Verkehr stand und bei dem er wohnte.

Mir aber ward in der romantischen Umgebung von drei Helenen, die ich alle nach einander geliebt hatte, und die alle auf mich gewisse Ansprüche bilden konnten, zuweilen seltsam zu Muth. Ich fühlte mich wirklich etwas verlegen, weil es mir mitunter ankam, als müsse ich gegen die beiden frühern noch den frühern Ton anstimmen, was sich doch schicklicher Weise nicht thun ließ. Vermuthlich ging es den beiden jungen Weibern ihrerseits nicht besser, wenn die eine etwa an die Bälle ihres Städtchens und die andere an die Welser Holzbiegen am Traunufer dachte. Auch bemerkte ich, daß sich beide weniger mit Worten, als vielmehr und häufig mit forschenden, prüfenden Blicken zu meiner moskowitischen Helena wandten. Vielleicht stellten sie heimliche Vergleichungen zwischen dieser und ihrer eigenen Schönheit an.

Glaube mir, Jeremias, ich verwünschte manchmal, der Philhelene geworden zu sein. Es ist etwas Peinliches, mit drei Geliebten zugleich auf einem kleinen Platz beisammen zu stehen. Auch ich machte, das konnte nicht fehlen, mehrmals Vergleichungen zwischen den drei Grazien, wenn sie zufällig beisammen saßen, oder standen. Jede trug ihren eigenthümlichen Reiz. Indessen fanden hier doch vollkommen die drei Vergleichungsgrade der Grammatik statt. Obersteuereinnehmers Lenchen war der Positiv, die ungarische Helena der Comperativ und meine schöne Steppenrose entschieden der Superlativ.

Der Superlativ warf mir aber zuweilen mit den Blauaugen schalkhaft drohende Blicke zu, die ich wohl verstand, und die mir immer das Blut ins Gesicht trieben. Es war mir auch, als wenn der Kommerzienrath sowohl, als der Sohn Albions ernsthafter wurden, so oft ich mit ihren Frauen plauderte. Auch schienen sie

sich, aus einer bloßen Art Rache, gern vorzugsweise mit meinem andern Ich zu beschäftigen, das den Abend die Eroberung aller Triestiner und Triestinerinnen gemacht zu haben schien.

Wärest du im Besitz eines andern Ichs, edler Jeremias, so wüßtest du, was eine Gardinenpredigt und darauf die süßeste Absolution sei. Denn es verstand sich, meine junge Moskowitin mußte wohl etwas betroffen sein, bei den ersten Schritten, die ich mit ihr auf den Boden des abendländischen Europa's gethan, mich sogleich von so trauten, weiblichen Bekanntschaften begrüßt zu finden. Ich beichtete nun alles haarklein.

„Es ist mir doch dabei etwas unheimlich!“ sagte sie lächelnd: „Werden uns noch mehr Helenen begegnen, je weiter wir ins Innere des Landes kommen, Herr Philhelene?“

Ich konnte sie wegen dieser Besorgniß mit gutem Gewissen beruhigen. Nun stellte sie sich zwar zufrieden und ertheilte mir wegen meiner Philhelenenschaft vollkommenen Ablaß; „aber,“ setzte sie hinzu, „in diesem Fall wär' es doch vielleicht nicht übel, wenn wir wenigstens den Helenen in Triest aus dem Wege gingen. Zwar haben wir ihnen den morgenden Tag zugesagt, aber übermorgen dächt' ich, können wir unsern neuen Reisewagen versuchen. Man sagt, es wohne etwas Gefährliches in alter Liebe, weil sie nie ganz roste.“

Es scheint, als hätten meine frühern Helenen ihren Männern ähnliche Beichten thun müssen, wie ich, und als wäre bei ihnen das nämliche Ergebniß daraus hervorgegangen. Denn — heute waren noch Alle fröhlich beisammen, und Alle kündigten wir uns unsere Abreise aus Triest auf morgen an. Morgen fährt der Brite mit der Welser Helena gen Westen, die doppelte Buchhaltung nach Osten und ich mit meiner kleinen Eifersüchtigen nach Norden, zu dir, edler Jeremias!

Florette,

oder:

Die erste Liebe Heinrichs IV.

1.

Der junge Fürst von Bearn.

Zu Nerac, einem artigen Städtchen in Gascogne, war großes Fest, das heißt, es war alle Tage Fest, weil der König von Frankreich, Karl IX., mit seinem ganzen, glänzenden Hofstaate dahin zum Besuch des Hofes von Navarra gekommen war. Es steht davon noch heut' in der alten Chronik von Nerac geschrieben, und zwar unter der Jahreszahl 1566.

Der Besuch hatte gute Gründe. Denn der König von Frankreich brachte der Königin von Navarra ihren jungen Sohn Heinrich, der bisher am Hofe zu Paris erzogen war. Die Königin wollte ihn nun bei sich haben. Man kann also denken, welche Freude es da gab, als die Mutter ihr Kind wieder an ihre Brust drückte. Die Königin, wie man weiß, hieß Johanna, und war nicht nur eine zärtliche Mutter, sondern eine wahre Heldenmutter. Es ist aller Welt bekannt, wie sie sich betragen, als sie ihren Liebling Heinrich zur Welt brachte. Ihr Vater, Heinrich von Albret, König von Navarra, damals zu ihr ans Bett getreten, in der Hand

eine goldene Schachtel tragend und eine lange goldene Kette darin, hatte gesagt: „Sieh, Töchterlein, singst du mir bei deiner Niederkunft ein recht artiges Gascognerlied, so bekommst du dies und was darin ist.“ Und sie sang, wie das Kind erschien. Da legte er ihr auf der Stelle die goldene Kette um den Hals und gab ihr die goldene Schachtel. „Aber,“ sagte er, und nahm den Neugebornen in seinen Arm, „dafür behalte ich den hier.“ — Die Mutter hingegen ließ ihn sich nicht nehmen.

Nun war Heinrich groß geworden, zwar erst fünfzehn Jahr alt, aber man konnte auch glauben achtzehn, so schlank war er aufgeschossen. Zwar wehte kaum ein Flaum des Bartes um sein Kinn, und sein Gesichtchen war wie Milch und Blut; aber er hatte Herz, wie ein alter Degen, und Hände, hart und kräftig vom Schwert und allerlei rauher Arbeit, die er sich machte. Zwar ein flüchtiger Wildfang war er, ein rechter Springinsfeld; konnte reiten, jagen, fechten, tanzen, und kletterte an Bergen und Felsen, wie ein Gems, umher. Sein Lehrer und Hofmeister, der weise La Gaucherie, hatte oft große Noth mit ihm. Aber dabei war der junge Fürst so liebenswürdig, so geistvoll, so gutmüthig — man konnte nicht anders, man mußte ihm gut sein. Und erinnerte man ihn nur, wenn er es ein wenig zu bunt trieb, an Pflicht und Ehre, konnte man ihn mit den zwei Worten zahm machen, wie ein Lamm. Das will von einem jungen Herrn, der ein Königreich zu erben hat, viel sagen. Denn heutiges Tages bringt man mit den Wörtern Pflicht und Ehre kaum ein verwöhntes Kaufmannssöhnchen in Ordnung.

Die Leute in Nerac sahen daher auch lieber auf den wilden, schönen, frommen Heinrich, als auf allen Pomp der Majestät des Königs von Frankreich. Was ist auch an Pferden, Kutschen und goldgestickten Vor- und Nachreitern, Leibwachten, Heiduken, Lakaien und anderm Troß zu sehen? Da mögen Sattler, Schneider,

Wagner, Bortenmacher und dergleichen Leute hingaffen, die etwas für ihr Handwerk lernen wollen. Ehrenleute schauen am liebsten auf den hin, der die meiste Ehre verdient; nicht auf den, dem die meisten Ehren bezeigt werden. Daher sahen die Ehrenleute zu Nerac auch lieber den hoffnungsvollen Fürsten von Bearn, nämlich den jungen Heinrich, als den König an. Dieser ging immer sehr ernsthaft und majestätisch, und dankte kaum, wenn man ihn grüßte; aber Heinrich lächelte freundlich links und rechts, und grüßte gern wieder. Und in seinem Lächeln lag ungemein viel Anmuth. Wenigstens bezeugten es alle jungen Frauen und Mädchen zu Nerac einmüthig und mit Kennermienen. In solchen Dingen sind Frauenzimmer unstreitig die zuverlässigsten Kunstrichterinnen, oder vielmehr Naturrichterinnen.

Zwar im Gefolge des Königs waren noch mehrere junge Herren, schöne, geistreiche, tapfere Herren; zum Beispiel der junge Herzog von Guise, drei Jahre älter, als der Fürst von Bearn. Allein dennoch blickte man nur auf diesen freundlich hin, weil er immer freundlich hersah. Der junge Herzog aber wußte das wohl; es verdroß ihn oft, und er hatte vermuthlich deswegen den Königssohn von Navarra nicht gern. Beide waren mit einander aufgewachsen, Spiel- und Jugendgefährten; sie vertrugen sich jedoch selten mit einander. Der König von Frankreich hatte beständig zwischen beiden jungen Leutchen etwas zu richten und zu schlichten. Darum war es gut, daß sie aus einander kamen und Heinrich bei seiner Mutter bleiben mußte. Inzwischen hätte es auch beinahe noch vor dem Abschied in Nerac wieder Händel gegeben.

2.

Das Armbrustschießen.

Unter andern Festen ward auch Armbrustschießen gehalten. Der König selbst war ein guter Schütze. Leider war er es. Man weiß ja, wie er, sechs Jahre nach dem Feste zu Nerac, bei der Bluthochzeit in Paris, auf seine eigenen hugenottischen Unterthanen schoß. Zu Nerac trieb er die Kunst doch etwas unschuldiger. Denn eine Pomeranze, in abgemessener Ferne aufgesteckt, war das Ziel.

Wenn ein König oder Fürst sich etwas darauf zu gute thut, in irgend einer Kunst der Beste zu sein, untersteht man sich nicht leicht, es besser, denn er, zu verstehen. So ging es auch hier. Kein Höfling wagte, die goldene Frucht mit dem Pfeil zu treffen, um dem König nicht die Ehre oder vielmehr den Wahn zu rauben, daß er der beste Schütz unter der Sonne sei. So werden die armen großen Herren zuletzt immer betrogen, und man lacht dann heimlich hinter ihrem Rücken. Der Herzog von Guise war auch ein vortrefflicher Schütze, aber dabei ein vortrefflicher Hofmann. Natürlich flog sein Bolzen weit von der schönen Pomeranze seitwärts. Es standen viele Zuschauer und Zuschauerinnen vom Schlosse, wie aus der Stadt, da, um dem Spiele zuzusehen; alle zierlich geputzt. Die guten Leute glaubten in vollem Ernst, der König sei Meister im Armbrustschießen, denn er hatte die Pomeranze beinahe mit dem Pfeil gestreift. Allein sie verstanden sich auf die höfische Schützenkunst noch nicht.

Nun hieß es: „Der Fürst von Bearn vor!" Also kam der junge Heinrich mit der Armbrust, legte an, zielte und spaltete den goldenen Apfel mit seinem Pfeil beim ersten Schuß entzwei. Die Zuschauer murmelten Beifall unter einander; die hübschen Zuschauerinnen flüsterten sich lächelnd einander ins Ohr, ich weiß

eben nicht, was? Aber dem König war das gar nicht recht. Er sah trocken aus und beinahe finster.

Nach der Regel des Spiels wollte nun Heinrich wieder anfangen und zuerst nach der frisch aufgesteckten Pomeranze schießen. Hingegen der König dachte: ich bin doch König! wollte sich die Ehre des ersten Schusses nicht nehmen lassen, und sagte: „Es gehe der angenommenen Reihe nach.“ Heinrich rief: „Allerdings! Es geht der Regel nach!“ Könige aber, zumal wenn sie ein wenig böse werden, pflegen sich in der Regel wenig an die Regel zu halten. Da sich Heinrich trotz dem auf den Platz stellte und zielen wollte, stieß ihn der König sehr unartig zurück. Man muß ihm das nicht gar übel deuten, denn er war jung und ungefähr so alt wie der Fürst von Bearn. Heinrich aber, von Natur ein Hitzkopf, sprang auf den empfangenen Stoß ein paar Schritte zurück, spannte die Sehne seines Bogens, legte einen Bolzen darauf und gegen den König an.

Die Majestät erschrak, lief geschwind zurück, und versteckte sich hinter den dicksten seiner Höflinge. Der dicke Mann, der in der Einbildung schon den Bolzen in seinem Bauch fühlen mochte, schrie Mordio! und legte die Hände, so breit er konnte vor den Magen. Heinrich, wiewohl er etwas aufgebracht war, konnte sich beim Anblick des dicken Mannes, der wie ein zitternder Wall vor dem Könige stand, des Lachens nicht enthalten, und lachte ausgelassen. Die Mädchen von Nerac, wie sie den jungen Fürsten so unmäßig lachen sahen, fingen auch an zu kichern, die Frauen bald desgleichen. Das Lachen, wie das Weinen, ist bei den Frauenzimmern wahrhaft ansteckend. Und wie Eva weiland den Adam zur Nascherei verführt hatte, verführten sie hier die Männer zum Lachen. Alles lachte; nur die Höflinge wußten nicht, welches Gesicht sie eigentlich in dieser Angelegenheit zu machen hätten. Dem Könige aber war es gar nicht ums Lachen zu thun, so wenig als seinem

dicken Normann. „Bringt den Fürsten von Bearn auf die Seite!“ schrie er.

Zum Glück war der weise Lagaucherie, Heinrichs Lehrer, zugegen. Der nahm seinen Zögling sogleich beim Arm und führte ihn mit sich fort ins Schloß. Man hörte Heinrich noch lange in der Ferne lachen.

Der kleine Zwist ward zwischen Karl und Heinrich beigelegt, wie sich von selbst versteht. Um so etwas wird nicht sogleich Krieg geführt. Heinrich war ein unbesonnener junger Fant; er mußte Abbitte thun, und dabei blieb es.

3.

Die Rose am Pfeil.

Folgenden Tages war wieder Armbrustschießen nach Pomeranzen. Alle Schützen kamen, alle Mädchen kamen, alle Weiblein kamen, auch die Männer. — Der Zuschauer waren nun mehr, als je. Denn man hoffte, es gäbe alle Tage etwas zum Lachen. Wer aber nicht kam, das war der König. Er blieb unter einem Vorwand zu Hause, vermuthlich hatte er große Staatsgeschäfte.

Diesmal trafen alle Schützen besser, als gestern; die Leute von Nerac konnten gar nicht begreifen, wie die Höflinge insgesammt über Nacht so geschickt geworden wären. Bald waren sämmtliche Pomeranzen abgeschossen. Man stellte das Ziel entfernter. Auch da blieb dasselbe Glück. Besonders zeigte sich der Herzog von Guise als Meister. Er zielte auf die letzte Pomeranze und spaltete sie.

Das war nun verdrießlich für Heinrich, weil keine Pomeranze mehr vorräthig lag. Und er hätte doch gar zu gern mit seinem jungen Nebenbuhler noch eins um die Wette geschossen. Er sah sich links [illegible] um, was man etwa zur Scheibe machen könnte.

Und er erblickte unter den Zuschauern ein junges Mädchen, ungefähr so alt oder so jung, wie er selbst, ein bildschönes Kind von fünfzehn Jahren. Es stand da in einfacher Tracht, das zarte Gesichtchen halb vom Hute verschattet, reizend wie die Liebe, harmlos wie die Unschuld.

Hastig sprang Heinrich gegen die kleine Venus von Nerac. Er wollte sie freilich nicht zur Scheibe für seinen Pfeil machen, aber doch die Rose, welche sie auf der Brust trug. Es war eine Rose, wie das Mädchen selbst, in anmuthiger Fülle noch halb geschlossen, zart gewölbt mit blassen Blättern um den hochrothen tiefern Mittelpunkt. Heinrich bat um die Blume und streckte die Hand dem jugendlichen Busen entgegen, den sie schmückte. Die kleine Venus erröthete und gab ihm lächelnd ihr Ebenbild. Er lief damit zum Ziele, steckte die Rose auf, dann zurück zum Schützenplatz.

„Nun, Herr Herzog, Ihr seid Sieger. Dort ist ein neues Ziel. Euch gehört der erste Schuß!" So rief Heinrich athemlos, und sog Blut aus seinem verwundeten Finger, denn er hatte sich an einem Dorn der Rose gestochen. Der Finger schmerzte ihn aber nicht halb so sehr, als — er wußte selbst nicht recht, was und warum? Dabei sah er wieder seitwärts nach dem niedlichen Ebenbild der Rose, von wannen der milde Schmerz herkam.

Guise legte an, zielte — der Pfeil flog ab und — fehlte. So trat Heinrich hin, spannte den Bogen, und zielte, und schielte über den Arm noch einmal seitwärts hin, von wannen der Schmerz kam, und dann wieder auf die Rose, und drückte ab. Der Pfeil durchbohrte das Herz der Blume.

„Ihr habt gesiegt!" rief Guise. Aber der junge Fürst von Bearn wollte sich genau überzeugen, und lief zum Ziel. Er zog vom Brett den Pfeil. Die durchstochene Rose saß daran fest, wie um einen Stiel. Er flog damit zu dem artigen Mädchen, ihm die geraubte Blume zurückzugeben. Mit einer leichten Verben-

gung bot er die Rose der Schönen dar und den siegreichen Pfeil zugleich.

„Euer Geschenk gab mir Glück!“ sagte er.

„Euer Glück war aber das Unglück der armen Rose!“ erwiederte die Kleine, indem sie mit ihren zarten Fingern die Blume vom Pfeil zu befreien suchte.

„Billig lasse ich Euch dafür den strafbaren Pfeil!“

„Seiner bedarf ich nicht!“ erwiederte das Mädchen.

„Ich glaub' es gern; Ihr verwundet mit schärfern Pfeilen!“ entgegnete Heinrich, und sah die schöne Unschuld an, die beschämt vor ihm stand, und wie sie zu ihm aufsah, verstummte und erröthete. Und er erröthete, wie sie, und hielt die Hand unwillkürlich vor seine Brust, als wollte er diese vor einem Unglück bewahren. Er konnte keine Silbe mehr stammeln, verbeugte sich und ging zu den Schützen zurück.

Das Spiel war aus. Die Schützen zogen in das Schloß zurück, das an der dunkelgrün dahinschleichenden Baize in der Ebene lag; die Zuschauer gingen aus einander. Das junge Mädchen mit der durchbohrten Rose am Pfeile begab sich, begleitet von den Gespielinnen, auch hinweg. Die Gespielinnen plauderten gar viel und beneideten die Kleine um den Pfeil. Die Kleine aber war ganz stumm, und betrachtete nur die durchbohrte Blume; und sie sah dabei aus, als wäre ihr eigenes Herz durchbohrt.

Wie die Schützen auf der Treppe des Schlosses standen, sah Heinrich noch einmal nach den Zuschauern, die aus einander schwärmten. Und unter den Zuschauern suchte er eine Person. Aber sie war nicht mehr zu entdecken.

„Wer ist auch das kleine, artige Mädchen, dem ich die Rose abgenommen?“ sagte er zu einem Edelmanne seiner Mutter, der Königin Johanna.

„Es ist die Tochter des Schloßgärtners,“ antwortete der Edel-

mann, „und macht dem Beruf ihres Vaters wie sich selbst mit ihrem Namen Ehre.“

„Wie heißt sie denn?“

„Jetzt nennt man sie Florette, und ist sie älter, Flora.“

„Florette!“ sagte Heinrich, und wußte selbst nicht, was er sagte. Er sah sich noch einmal um, und wußte doch, es war nichts zu sehen.

4.

Der Born de la Garenne.

Heinrich hatte wohl in seinem Leben oft das Wort Liebe gehört, und wie hätte er es, ohne taub zu sein, am Hofe zu Paris nicht hören sollen? Er verstand es aber eben so wenig, als er Arabisch oder Chaldäisch verstand, von dem er ebenfalls vernommen hatte, daß es in der Welt vorhanden sein solle. Indessen lernte er das Lieben leichter, als das Arabische, und ward in spätern Jahren darin erfahrener, als es seinem Ruhme zuträglich war. Man weiß, seine Gefechte und Siege, die ihm nachmals die Krone von Frankreich verschafften, waren nicht so schwer zu zählen, als seine Liebschaften und deren Früchte. Man singt ja noch heut' von der schönen Gabriele d'Estrees, von der reizenden Henriette von Balzac d'Entragues, von Jacquelinen de Beuil, von der Charlotte des Essarts und andern, die in Heinrichs des Großen dornenreiches Leben Rosen flochten. Und doch war von allen, die er je geliebt, keine, wie Florette von Nerac; — keine schöner? nein, das möchte ich nicht sagen und nicht Dichtern und andern Frauen zu Leide thun, denn Jeder hat in diesem Glaubensartikel Gewissensfreiheit; nein, keine war liebenswürdiger, wenn es den Grad der Liebenswürdigkeit erhöht, daß man durch treue Gegenliebe des Geliebtwerdens würdiger ist.

Das war Florette. Mit der durchbohrten Rose war ihr Herz durchbohrt, und wie ihr Heinrich den Pfeil gab, warf ihr brennender Blick aus den dunkeln, schönen Augen voll süßer Rache einen andern Pfeil in seine unverwahrte Brust.

Nun begann bei diesen Kindern das Unglück, und keines wußte, was ihm geschehen war. Florette konnte den ganzen Tag nicht aus den Träumen von dem Augenblick erwachen, da er vor ihr stand mit dem Pfeil, und die ganze Nacht konnte sie nicht einschlafen. Und Heinrich lief, sobald er sich im Schlosse frei machen konnte, im Schloßgarten herum, und betrachtete alle Blumen mit größter Liebe und Aufmerksamkeit, um schon aus ihrer Schönheit zu erkennen, ob Florette sie gepflanzt oder auch nur begossen habe. Man hätte wetten sollen, er wolle Kräuterkenner werden, wenn man ihn so sinnig vor den Blumenbeeten mit untereinandergeschlagenen Armen stehen sah. Er wäre aber am liebsten ein Gärtner an Florettens Seite geworden. Und wenn er langsam, mit gesenktem Haupte, die Blicke zum Boden, in Gedanken verloren, durch die breiten Wege zwischen den Beeten hinwandelte, hätte man wieder wetten mögen, er wolle ein Philosoph werden und suche schon nach dem Stein der Weisen. Er aber suchte im Sand der Gartengänge nach den kleinen Fußstapfen des artigen Kindes.

Es durchschauerte ihn, als er am Ende des weiten Schloßgartens, nahe beim Born de la Garenne, Fußstapfen erkannte, die ihr angehören mußten. Er hatte zwar Florettens Füßchen kaum recht gesehen, viel weniger gemessen: aber Heinrich hatte das sicherste Augenmaß und die feinste Berechnungsgabe; das hat er in spätern Jahren auf manchem Schlachtfelde bewiesen. Und wie er der Spur nachging, kam er durch Gebüsch zu einem Steg über den stillen Bach der Baïze. Jenseits des Wassers stand ein kleines weißes niedliches Haus. Jetzt hätte er gern fragen mögen, wem das kleine Haus angehöre, oder wer darin wohne? Es war aber Niemand

da, als sein Pfeil in der Rose, welcher am Fenster stand, in einem Zimmer des Häuschens. Da erschrak er, als wäre ein Ungeheuer am Fenster, und drehte sich schnell um, und lief in den Garten zurück, und hatte Herzklopfen, und es verfolgte ihn doch Niemand.

Abends ging er wieder in den Garten. Halbdunkel war es schon, aber er hatte scharfen Blick. Und er sah am Garennenborn ein Mädchen in der Ferne, nicht größer, nicht kleiner, als Florette. Es hob einen Eimer mit Wasser empor, schwang ihn sich aufs Haupt und trug ihn durch das Gebüsch und über den Steg der Balze zum kleinen Hause.

Nun gaukelte ihm den ganzen Abend das Bild vor den Augen. Es war im Schlosse ein kleiner Ball veranstaltet; die Fürstinnen, die Edelfräulein, die Herren alle tanzten. Aber kein Fräulein tanzte so schön, als vor Heinrichs Einbildungskraft das Gärtnermädchen mit dem Eimer auf dem Kopfe durch das Gebüsch um die Felswand. Und wenn er selbst mittanzte, sah er sich weniger nach seiner Tänzerin, als immer nach der Thür um, wo die Zuschauer standen. Er sah sich aber ganz vergebens um.

5.

Der Gärtner.

Andern Tages war Heinrich schon früh im Schloßgarten. Da wanderte er mit dem Grabscheit auf der Schulter zum Garenne-Brunnen. Denn rings um den schönen Brunnen war es auch gar zu verwildert und vernachlässigt; vermuthlich, weil Niemand dahin kam, als wer Wasser holen wollte. Der Brunnen war zu abgelegen, und nur für des Gärtners Haus am nächsten. Das mochte dem jungen Fürsten von Bearn vermuthlich am besten gefallen.

Er grub, und grub rings einen weiten Kreis im grünen Rasen

um den Brunnen, und grub den ganzen Morgen. Der Schweiß träufelte ihm von der Stirn. Und wenn er müde und durstig ward, ging er zum Brunnen, der immer silberklar sprang, und trank. Wenn seine Lippen vom kühlen Naß benetzt wurden, dünkte ihn kein Wein so lieblich. Ohne Zweifel mochte wohl auch Florette zuweilen aus dem Quell getrunken haben. Von der Arbeit begab er sich in das Schloß. Da saß er nun traurig in seinem graugrünen Zimmerchen, mit den schmalen spitzgewölbten Fenstern.

Wäre er nur noch ein Viertelstündchen länger geblieben, so hätte er einen Zuschauer gehabt; denn Florette kam zum Brunnen. Und als sie den weiten umgegrabenen Kreis im Rasen erblickte, und die Anlagen zu neuen Blumenbeeten, dachte sie: der Vater muß schon früh auf gewesen sein; oder, ließ er es auch durch die Knechte thun?

Wie sie nun heim kam, und den alten Lukas fragte, that er sehr verwundert und wußte von Allem nichts. Er begab sich zum Brunnen der Garenne, und sah die Arbeit und sprach erzürnt: „Das haben meine Bursche ohne mein Geheiß gethan.“ Und er ließ die Gärtnerbursche rufen und schalt sie. Aber da wollte es Keiner gethan haben. Das ging dem Lukas durch den Kopf, und er begriff nicht, wer es wage, ihm im Schloßgarten in sein Amt zu pfuschen. Also beschloß er, sich auf die Lauer zu stellen. Er lauerte richtig den ganzen Tag, und richtig erlauerte er nichts.

Denn die königliche Familie war auf ein benachbartes Schloß gereiset, und kam erst spät Abends zurück. Der junge Fürst wäre gern daheim geblieben. Folgendes Morgens war wieder ein anderes Fest, und der junge Fürst durfte dabei nicht fehlen. Darum benutzte er die frühesten Stunden nach Sonnenaufgang zur Gärtnerei; da grub er und rechete die neuen Beete eben, nahm Blumenstöcke, wo sie im Garten zu dicht standen, und pflanzte sie um den Varennequell. Es sah ihn Niemand, und, was noch betrübter war,

er sah auch Niemand, am wenigsten, die er gern gesehen hätte. Also ging er auf dem nächsten Umwege zum Schloß. Der allernächste Umweg aber zog in weiten Bogen um das Schloß herum, an einem gewissen kleinen zierlichen Hause vorüber. Da schielte er nach einem Fenster, um einen gewissen Pfeil zu sehen. O, wie fuhr es ihm entsetzlich durchs Herz; denn am Fenster stand ein gewisses Mädchen, und das Fenster war offen, und der ganze Himmel war offen.

Florette stand am offenen Fenster und band die langen Flechten ihres schwarzen, schönen Haares um das Haupt. Ihre junge Brust war unverdeckt, ihr weißes Haupt glänzte wie Schnee unter dem finstern Gelocke ihrer Seidenhaare. Vor ihr am Fenster lagen Blumen, denen sie vermuthlich schon ein Plätzchen im Haar, oder auf dem Hut, oder am Busen zugedacht hatte. Heinrich grüßte freundlich zum Fenster hinein, Florette freundlich heraus. Heinrich stieg auf ein Bänkchen, so war er beinahe so groß, wie Florette, vor der er dicht am Fenster stand.

Eine Röthe flog über das unschuldige Engelsgesicht und über den hellen Alabasterhals. Er fragte: „Muß ich dir helfen zum Putz?“ Sie fragte: „Seid Ihr schon so früh, junger Herr?“ Er meinte, es sei gar nicht früh; und sie meinte, sie habe keine Hilfe vonnöthen. Er meinte, überhaupt brauche sie keinen andern Schmuck, als sich selbst, um schön zu sein; und sie meinte, er wäre ein Spötter, was ihm gar nicht artig stände. Er behauptete, in seinem Leben hätte er nicht wahrer gesprochen, denn jetzt; seit sie ihm die Rose gegeben, hätte er sie nicht vergessen können. Sie behauptete: um so wohlfeilen Preis wäre es doch leicht, sich bei ihm unvergeßlich zu machen. Er bereute, daß er die Rose zurückgegeben habe; lieber würde er sie ihr zum Andenken behalten haben; — und sie bereute, daß sie eben nur schlechte Blumen genommen, die da vor ihr lägen; doch gäbe sie ihm alle gern, wenn

ihm das ein Vergnügen sein könnte. Er betheuerte, indem er einige Blumen vor die Brust steckte, die schlechtesten Blumen hätten erst Werth durch die Geberin. Und sie betheuerte: sie fände selbst, die Blumen wären wirklich recht schön, nun er sie vorgesteckt habe.

So meinten und glaubten, bereuten und betheuerten die beiden Leutchen noch Vieles, als der alte Lukas in einem Nebenzimmer Floretten rief. Da beugte sich süßlächelnd das Mädchen gegen den jungen Fürsten, und verschwand. Heinrich ging davon zum Schloß. Aber er fühlte den Boden nicht. Und wie er in das Schloß kam, hatte man ihn schon gesucht, das war ihm sehr gleichgültig.

6.

Die Belauschung.

Als Mittags der alte Lukas aus dem Schloßgarten zum Essen kam, sprach er: „Wer mir auch den Possen spielt? Da hat der unberufene Gärtner wieder gearbeitet, die Beete wohl getheilt, wohl geebnet und angefangen, mit Blumen einige zu besetzen. Schon früh, wie ich hinaus kam, war die Arbeit verrichtet und der Gärtner unsichtbar. Ich habe den ganzen Morgen gelauert, und abermals nichts erlauert. Mit dem Dinge ist es nicht richtig. Der arbeitet wahrscheinlich Nachts im Sternenschein."

Als Abends Florette mit dem Eimer zum Garenne-Brunnen ging, fiel ihr erst bei, daß wohl gar der junge Fürst der Gärtner sein möge. Denn es war ungefähr von der Gegend her, daß des Morgens derselbe daher vom Garten zu ihr ans Fenster gekommen war.

Als der Hof nach Sonnenuntergang vom Fest heimkehrte, hatte Heinrich nichts Angelegeneres, als den ganzen Schloßgarten zu durchirren. Er kam zum Garenne-Brunnen; da fand er Florettens

Hut liegen. Er nahm ihn; er drückte ihn an seine Brust; er küßte ihn. Er pflückte im Dunkeln die schönsten Blumen, wo er sie fand, holte vom Schlosse ein schönes himmelblaues Band, und schlang die Blumen zu einer Art Kranz um den Hut. Dann schlich er zum Hause des Gärtners. Da waren die Fenster geschlossen. Alles schlief. Er hing den Hut ans Fenster.

Folgenden Morgens war Florette, wider alle Uebung des Hauses und wider eigene Gewohnheit, früher aufgestanden, als die Sonne. Denn sie hatte sich fest vorgenommen, ihrem alten Vater eine Freude zu machen, und den nächtlichen Gärtner zu entdecken und zu verrathen. Nebenbei war sie doch auch selbst ein wenig neugierig, wiewohl das eben die jungen Mädchen gar nicht zu sein pflegen. Auch war es vielleicht noch ein anderer Gedanke, welchen sie aber Niemandem sagte, und den man daher auch nicht weiß.

Wie sie sich in stillster Stille angekleidet hatte und das Fenster öffnete, sah sie den Hut mit dem himmelblauen Bande, und darum herum den großen Blumenwald. Nun erinnerte sie sich, den Hut vorigen Abend bei der Garennequelle liegen gelassen zu haben. Sie lächelte erst die Blumen an und das Band, dann machte sie ein finsteres Gesicht.

„Ach!“ seufzte sie: „Nun ist er doch früher auf gewesen, als ich. Er war also schon hier.“

Wen sie eigentlich mit dem Er meinte, sagte sie nicht. Sie sah die Blumen noch einmal an, lösete sie ab, stellte sie in ein Geschirr voll frischen Wassers, wickelte das himmelblaue Band zusammen und that es zu ihrem übrigen einfachen Putz. Darauf stieg sie ins Fenster, und vom Fenster hinaus aufs Bänkchen draußen, und vom Bänkchen auf den Erdboden. Zwar das Gebäude hatte eine recht ordentliche Hausthür, aber die war noch verschlossen, und nicht ohne Lärmen zu öffnen.

Und sie ging über den Steg, und blieb wieder unentschlossen

stehen. „Ich komme gewiß zu spät. Er arbeitet ja nur beim Sternenschein, sagt der Vater. Und schon sind alle Sterne vergangen, und die Sonne ist nahe am Aufsteigen. Schon glühen alle Gebüsche von der Morgenröthe. Ich komme zu spät.“ So dachte sie und beschloß, wieder umzukehren, ging aber doch immer langsam vorwärts vom Ufer der Batze in den Garten.

„Wenn er aber doch wirklich da wäre! Was würde er dann von mir denken, wenn ich so frühe käme? Müßte er nicht glauben, es wäre nur seinetwillen? Das sollte er nicht glauben. Er könnte — nein, ich will heimgehen, will den Eimer nehmen, als ginge ich Wasser zu schöpfen, so wird er nicht glauben, ich käme nur seinetwillen.“ So dachte sie, und beschloß, umzukehren; ging aber doch immer langsam vorwärts, dem Born der Garenne entgegen.

Schon hörte sie das Plätschern des Brunnens. Schon sah sie die frisch um den Brunnen gezogenen Gartenbeete durch die Gebüsche. Ja, mit freudigem Schrecken erblickte sie in der Erde vor einem der Beete ein Grabscheit.

„Also gar weit ist er nicht, da sein Werkgeräth noch vorhanden ist. Er selbst aber ist nicht mehr da, sonst könnte ich ihn ja wohl sehen. Vielleicht ging er nur, Blumen auszugraben, um sie noch hierher zu verpflanzen. Ich will mich verbergen; ich will ihn belauschen.“ So dachte Florette, und ging leise, lose durch das bethaute Gras hinter eine hohe, grüne Ulmenwand, durch deren Laub sie unbemerkt Alles, was dem Garenne-Brunnen nahen mochte, bemerken konnte.

Und wie sie da verborgen stand, klopfte ihr Herzchen gewaltig. Denn wenn der Morgenwind leise in den Blättern spielte, glaubte sie, Bewegung eines Kommenden zu sehen. Und wenn ein Vogel durch den hohen Ulmenhag hüpfte und davon flatterte, glaubte sie einen Wandelnden zu vernehmen. Immer aber hatte sie ver-

gebliches Schrecken gehabt. Denn sie sah keinen Kommenden, wie scharf und aufmerksam sie auch mit den Augen umherspähte.

7.

Die Ueberraschung.

Darauf legten sich sanft über ihre Augen zwei Hände und hielten sie zu; aber es waren fremde Hände, nicht ihre eigenen. Das arme Kind erschrak gar sehr. Und eine Stimme flüsterte ihr ins Ohr: „Nun rathe, Florette, wer ist's?"

Sie hatte es wohl errathen. Denn wie sie die fremden Hände, welche von hinten her gekommen waren, von den Augen hinwegziehen wollte, fühlte sie einen Ring am Finger eines Jünglings. Aber sie sagte nicht, was sie dachte, sondern sprach lächelnd: „Ich kenne dich wohl. Du bist Jacqueline; und an diesem Finger ist der Ring, den dir Lubin gegeben."

„Du irrst dich!" flüsterte die Stimme wieder hinter ihr: „Und weil du mich nicht erräthst, habe ich das Recht, dich zu strafen." Und die Lippen, die das flüsterten, drückten einen Kuß auf Florettens schönen Nacken. — Die Strafe schien ihr in der That sehr empfindlich zu sein, denn sie wollte sich plötzlich loswinden. Allein sie war so umsponnen, daß sie sich nicht bewegen konnte.

Da sie nun ihre Mühe eitel sah, sprach sie: „Laß mich los, Minette, du böses Mädchen; nun kenne ich dich. Du willst mir den Spaß vergelten, daß ich dir vor drei Wochen plötzlich die Augen verhielt, da du mit deinem Colas eben im besten Gespräch warst."

„Du irrst dich abermals!" flüsterte die Stimme wieder, und die Stimme verwandelte sich abermals strafend in drei Küsse auf den sanftgebogenen Nacken.

Florette zuckte bei jedem Kuß und bat um Freiheit, und empfing sie nicht. Es schien ihr aber um die Freiheit doch so Ernst nicht

zu sein; denn warum nannte sie nicht den, den sie wußte? Allein es konnte nun wohl auch großer Eigensinn sein, denn hübsche Mädchen sind zuweilen sehr eigensinnig. Genug, sie reizte zum dritten Mal zur Wiederholung der Strafe, und sagte: „Also ist es denn Niemand anders, als Rosine Baldes, das böseste, muthwilligste Geschöpf der ganzen Stadt und der Nachbarschaft, dem ich gestern Mandeln in die Stube warf durchs offene Fenster, wo es allein saß, und der Himmel weiß, an wen, dachte. Gelt, du erschrakst beim Mandelregen, und glaubtest, der Himmel falle ein?“

„Weit vom Ziel!“ flüsterte die Stimme, und nun ließen sich die Küsse im Nacken nicht mehr zählen; sie folgten auf einander, wie der beschriebene Mandelregen. Im Hui aber ließ sich Florette unter den fremden Händen abwärts und entschlüpfte mit dem Köpfchen aus der Gefangenschaft. Sie drehte sich um. Da stand Heinrich. Da stand Florette. Jener lächelte sie stillselig an. Sie aber hob drohend, doch schamhaft lächelnd den Finger und sagte: „Konnte ich glauben, daß Ihr so unartig wäret? Vor Euch, junger Herr, soll man sich hüten.“

Nun bat er wegen seiner Kühnheit um Verzeihung. Hätte er das auch nicht gethan, so wäre ihm das Verbrechen doch schon vergeben gewesen. Weil er nun aber um Gnade flehte, besann man sich geschwind, daß ihm gar keine Gnade gebühre. Da hätte man hören sollen, wie rührende Worte er sagte, um ihr Herz zu erweichen; da hätte man sehen sollen, wie ernst und finster sie that, und wie sie zur Hälfte von ihm abgewendet nur seitwärts ihm böse Worte schickte. Da hätte man sehen sollen, wie demüthig der Jüngling um einen Schritt näher trat, und wie sie dann wieder um einen Schritt zurück wich; wie er die Hände faltete, als wollte er zu ihr beten; wie sie, das Köpfchen gesenkt, mit den Fingern an den Ulmenblättern des Hages zupfte und die Knospen zerriß. Zuletzt kamen sogar Thränen in Florettens Augen, so tief fühlte sie

sich gekränkt von seiner Verwegenheit, und seine Stimme bebte wehmüthig und schien im Schmerz zu ersticken. Er sprach demungeachtet sehr viel, und sie demungeachtet sehr wenig; that gar nicht, als höre sie ihn; pflückte alles Laub von dem nächsten der Ulmenzweige, und schichtete in ihren Händen die abgerissenen Blätter fest auf einander.

Wie er nun alle Mühe eitel sah, sprach er: „So will ich gehen, wenn dir mein Anblick so mißfällig ist, schöne Florette. So will ich gehen, wenn du so unerbittlich bist und keinen Scherz verzeihen kannst. So will ich gehen und nie wieder vor dein Antlitz kommen. Lebe wohl. Aber laß mich nicht von dir, ohne mir den Trost zu geben, du zürnest nicht. Sprich nur das einzige Wörtchen: ich zürne nicht!“ seufzte er, und fiel vor ihr auf die Knie.

Sie sah durch ihre Thränen gütig lächelnd auf den hübschen, frommen Jüngling nieder, ganz stumm, nur betrachtend. Dann kam ihr der Kniende mit seinen gefalteten Händen gar zu ehrerbietig vor. Sie selbst mußte darüber lachen, nahm ihre beiden Händchen voll Laub, warf ihm die Blätter über den Kopf, daß er ganz bedeckt ward, und sprang laut lachend davon.

Er eilte ihr nach. Nun waren beide wieder lustig. „Jetzt gesteht mir nur,“ sagte Florette, „Ihr greifet meinem Vater ins Amt, junger Herr, und machet hier einen neuen Garten.“

Er bekannte willig. „Wenn Florette zum Brunnen der Garenne kommt,“ sagte er, „soll sie meiner gedenken, auch wenn sie nicht will. Ich will sie da mit den schönsten Blumen umringen, die ich finden und kaufen kann. Könnte ich dem Himmel alle Freuden abkaufen, ich würde dich damit umringen.“

„Recht gütig!“ antwortete Florette: „Allein, junger Herr, mein Vater ist mit Euch gar nicht zufrieden. Ihr zerstöret ihm den Garten, und versetzet die Blumen außer der Zeit, daß sie sterben müssen. Nicht einmal begossen habt Ihr sie.“

„Hätte ich nur ein Gefäß!"

„Das hättet Ihr zwanzig Schritte von hier, dort, wo die Thür am Felsen ist, in der Grotte gefunden, wenn Ihr Euch ein wenig bemüht hättet."

Damit sprangen beide hin; man fand die Gießkanne. Eins ums das Andere begossen beide die Blumen und berathschlagten, wie der Kreis um den Brunnen verschönert werden könne.

So verflog die Zeit, und Florette eilte wieder zum Hause ihres Vaters.

8.

Der Abend.

Der Prinz arbeitete nun auch den Tag über an seiner Gartenanlage. Man ließ ihm die Freude. Lukas half ihm. Florette fehlte nicht, ging ab und zu, gab guten Rath dabei, und begoß das Neugepflanzte am Abend. Sogar die Königin Johanna kam, und sah, was ihr Sohn trieb. Der König von Frankreich fand wenig Geschmack daran, noch minder der Herzog von Guise; desto mehr der Fürst von Bearn selbst.

Er hatte wohl in spätern Tagen mannigfaltigere, glänzendere, üppigere, ruhmreichere Genüsse gehabt; nie aber süßere, als in der Einfalt und Ruhe seines vom Zauber der ersten Liebe verklärten Gärtnerlebens. Florette und Heinrich betrachteten sich mit dem unbefangensten Wohlgefallen der Unschuld. Sie spielten mit einander, wie Kinder; waren vertraulich mit einander, wie Bruder und Schwester. Sie genossen der Gegenwart, ohne nach der Zukunft zu fragen, und ihre harmlose Leidenschaft wußte selbst von keinem Ziele. Florette dachte nur nie daran, daß sie den Sohn einer Königin liebgewonnen habe. Sie sah nur den aufblühenden, kräftigen, seelenvollen Jüngling. Er war ihres Gleichen. In

seinem grauen Wamms, in seiner einfachen Tracht, die er gleich andern Leuten des Landes trug, erinnerte nichts an seine Abkunft oder einstige Bestimmung. Heinrich hinwieder bekümmerte sich nicht um die Großen und um die Schönen des Hofes. Neben Floretten war für ihn nichts Anderes schön; neben seiner stillen Lust, sie zu sehen, nichts Anderes groß. Immer ruhte sein Blick auf ihrer feingebildeten Gestalt, während er arbeitete, und da war die Arbeit schlecht und kam nie zu Ende. Aber wer konnte auch ablassen, die Grazie zu bewundern? Jedes Glied ihres Leibes war eine besondere Schönheit, jede ihrer Bewegungen und Wendungen lieblich; jedes ihrer Worte voll unaussprechlicher Kraft.

Eins nur war beiden nicht recht, daß nämlich die Tage im Garten kürzer waren, als die Tage außer dem Garten. Um sie zu verlängern, mußte man gewiß noch den Abend zu Hilfe nehmen. Freilich beim Mond- und Sternenschein war nichts zu arbeiten; aber man konnte doch ruhen, und während der Ruhe freundlich beisammen plaudern und kosen.

„Ich komme noch um neun Uhr nach dem Nachtessen ein wenig zum Brunnen!“ sagte Heinrich leise zu Floretten, indem er neben ihr kniete und pflanzte: „Und du, Florette?“

„Aber dann geht mein Vater schon zu Bette!“ erwiederte sie.

„Und du, Florette?“ flüsterte er wieder, und sah sie mit flehenden Blicken an.

Sie nickte lächelnd mit dem Köpfchen: „Wenn es ein heller, heiterer Abend ist.“

Um neun Uhr war Heinrich beim Garenne-Brunnen. Aber der Himmel hing sehr trübe über ihm. Florette war nicht da. „Wenn es ein heller, heiterer Abend ist! sagte sie. Nun wird sie nicht kommen!“ dachte er. Da rauschte es durch die Gebüsche. Florette kam, den Wassereimer auf dem Kopfe, zum Brunnen. Für die glückliche Liebe ist es immer hell und heiter. Er nahm ihr den

Eimer ab. Er dankte ihr, sagte ihr tausend zärtliche Worte; man vergaß gern, daß der Himmel nicht hell war. Hell war es in beider Brust.

Es fielen einzelne große Regentropfen vom Himmel. Sie empfanden es nicht. Der warme Mairegen durchnäßte sie endlich stärker, und trieb sie in die Flucht zur Felsgrotte hinter dem Garenne-Brunnen. Wohl eine halbe Stunde mußten sie da ausharren. Sie ertrugen den kleinen Unfall ohne Verdruß. Wie der Mond durch die Wolken brach, traten sie hervor, Hand in Hand. Heinrich nahm den gefüllten Wassereimer auf seinen Kopf. Florette ging neben ihm auf seinen Arm gestützt. So kamen sie zum Hause des alten Lukas. Der schlief schon. Heinrich gab den Eimer an Florette, und sie dankte ihm für die Mühe. „Gute Nacht, du süße Florette!“ lispelte er. „Gute Nacht, du lieber Freund!“ lispelte sie.

9.

Das nasse Baret.

Der Abend am Brunnen schien beiden nicht langweilig gewesen zu sein. Heller oder trüber Himmel, sie fehlten von nun an nie um die neunte Stunde dort.

So verflossen vier Wochen des schönsten Frühlings. Alle Abende trug der Prinz den Eimer seiner Geliebten zu ihrem Hause.

Florettens Vater bemerkte nicht, daß seine Tochter, seit jenem ersten Abend, Lust daran fand, gewöhnlich ihren Gang zum Brunnen so spät zu machen. Hingegen der weise Lagaucherie ward endlich gewahr, daß sein königlicher Zögling regelmäßig zu einer bestimmten Stunde bei eintretender Dunkelheit verschwand, und [illegible]er Obertheil von dessen Baret alle Abend naß war, es mochte [illegible]nd so regenlos sein, als er wollte. Lange konnte er sich

das Räthsel nicht lösen. Der junge Fürst sprach nie von seinem Thun; also mied auch Lagaucherie, ihn zu fragen. Doch kam ihm die Sache gar sonderbar vor, und die benäßte Kappe des jungen Fürsten erregte seine Neugier.

Diese zu befriedigen, schlich er eines Abends dem Nachtwandler nach. Er folgte ihm in solcher Ferne, daß er von ihm nicht leicht entdeckt werden konnte. Er sah ihn am Born der Garenne, sah dort eine weibliche Gestalt. Beide wurden unsichtbar. Nun war dem Hofmeister ein Theil des Räthsels gelöst. Doch immer blieb noch unerklärlich, warum eben das Baret des Prinzen dabei naß werden müsse. Er hatte schon lange gewartet. Er schlich näher und näher; er hörte ihr Geflüster. Nach einer guten Weile sah er, wie der Fürst von Bearn, einen Eimer Wasser auf dem Kopf, und das Frauenzimmer auf seinen Arm gestützt, den Weg zum Häuschen des Schloßgärtners nahm, dann wie er von da in vollem Sprunge zum Schlosse lief.

Der Mentor schüttelte bedächtig den Kopf. Er vertraute seine Beobachtungen insgeheim der Königin. Die Mutter ward verlegen und zürnend. Sie wollte ihrem Sohne strenge Predigten halten.

„Nein, gnädige Frau," sagte der weise Lagaucherie, „durch Predigten tödtet man keine Leidenschaften. Mit Strafen und Verfolgungen erhöht man ihren Reiz; durch Beschränkungen schwellt man nur den Strom gewaltiger. Man besiegt die Versuchung am besten durch Flucht vor derselben. Man vernichtet Leidenschaften, wenn man ihnen die Nahrung entzieht, oder edlere gegen sie erweckt."

So sprach Lagaucherie. Die Königin verabredete mit ihm die Maßregeln, indem sie ganz seinen Ansichten beistimmte.

Lagaucherie trat folgendes Morgens zum Prinzen, und erinnerte ihn, daß die Welt nun von ihm Thaten verlange; daß er sich zum Herrscher ausbilden möchte; daß er im Kampfe, sei es mit Widerwärtigkeiten des Schicksals, oder mit eigenen Neigungen seines

Gemüths, oder mit Feinden auf dem Schlachtfelde, nur einen Wahlspruch haben könne, der sei der Grundsatz aller Religion und alles Ruhmes und heiße: Siegen oder Sterben.

Nach diesem Eingang kündigte ihm Lagaucherie ganz gleichgültig an, daß die Königin nebst dem Hofe sich des andern Tages auf das Schloß von Pau begeben, daß Heinrich da in seinem Geburtsort nur kurze Zeit bleiben, und dann nach Bayonne reisen werde, um der Zusammenkunft des Königs von Frankreich mit der Königin von Spanien beizuwohnen.

Heinrich hörte schweigend die Mittheilungen seines Lehrers an. Seine Mienen verriethen große Verlegenheit. Lagaucherie sah es wohl, aber stellte sich, als nähme er nicht das Geringste wahr. Er warf unbefangen das Gespräch auf andere Gegenstände, und zerstreute den Prinzen mit allerlei Nachrichten und Erzählungen, so daß dieser kaum Zeit behielt, an das zu denken, was ihn so erschreckt hatte. Die Königin ihrerseits that, wie Lagaucherie. Sie sprach viel von der glänzenden Versammlung zu Bayonne; von den Festen, die dort stattfinden würden; von den berühmten Männern, die Heinrich daselbst sehen würde. Was konnte Heinrich erwiedern? Es war für ihn nicht daran zu denken, allein in Nerac zu bleiben. Wie hätte er nur sagen dürfen, warum ihm die Zusammenkunft am Garenne-Brunnen unendlich mehr werth sei, als die königliche zu Bayonne?

10.

Der Abschied.

Mit dem Abendstern am Himmel stand der junge Prinz am Brunnen des Schloßgartens. Florette schwebte herbei. Als er ihr aber die nahe Trennung ankündigte, verging sie fast im Schmerz. Wer könnte ihre Verzweiflung schildern; wer beschreiben, was

Heinrich litt? Einander fest umklammert weinten, beklagten und trösteten sie einander.

„Du verlässest mich nun, Heinrich!" sagte sie schluchzend: „Nun wirst du mich vergessen. Ich bin allein auf Erden. Nun du, mein süßes Leben, fliehst, bleibt mir nichts als der Tod süß."

„Aber," sprach er, „ich fliehe nicht auf ewig. Ich kehre wieder. Wem gehöre ich, wenn ich nicht dir angehöre? Ich bin ja nicht mein Eigenthum mehr, weil ich nun und ewig das deine bin. Was soll ich denn im Gedächtniß behalten, wenn ich dich vergessen könnte? Du bist ja die Seele meiner schönsten Erinnerungen. Wenn ich dich vergesse, habe ich das Athmen selbst vergessen."

„O Heinrich, du kehrst nicht wieder; und kehrst du wieder, wirst du Floretten nicht mehr kennen. Ich werde verwelken, wie die Blume ohne den Thau. Du bist meine Sonne; wie soll ich gedeihen, wenn du verschwunden bist?"

„Nein, Florette, du bist glücklicher, denn ich. Dir bleibt noch der Schauplatz unserer Seligkeit, dir dieser Brunnen, dieser Garten. Ich lebe in allen diesen Blumen für dich. Aber morgen, wenn ich dich verloren habe, bin ich aus dem Paradiese gestoßen. Ich bin in einer Wüste, unter tausend Menschen einsam. Darum wird meine Sehnsucht heftiger nach dir zurückstreben. Ach, nur ein einziges Blümchen, das am Fuße dieses Baumes geblüht hat, würde mich in der Ferne entzücken können. Wenn meine Umgebungen mich hassen oder fürchten, werden dich die deinigen lieben! O, wie bist du so schön! Wer sollte dich nicht lieben! Andere werden dich vergöttern. Andere Männer werden dir begegnen, dich anbeten; ach! du wirst Andere liebenswürdiger finden."

So sprachen sie lange. Thränen, Schwüre, Liebkosungen, neue Zweifel, neue Beruhigungen folgten einander, bis die Glocke des Schloßthurms den Prinzen abrief und beide zum Scheiden mahnte.

Da ergriff Florette mit Heftigkeit Heinrichs Hand, drückte sie

an ihr Herz und sprach: „Siehst du diesen Brunnen der Garenne? Da, immer da wirst du mich finden; immer und ewig, wie heute! Und, Heinrich, sieh, wie dieser Quell sein unversiegbares Leben hinströmt, so meine unversiegbare Liebe, Heinrich; ich kann aufhören zu leben, aber nicht zu lieben. Du findest mich wieder, immer wie heute. Immer da, immer da!"

Sie entfloh. Der jugendliche Fürst schwankte durch den Schloßgarten hin, schluchzend und elend..

11.

Das Wiederfinden.

Die Zerstreuungen der Reise thaten seinem Gemüthe wohl. Er besiegte seinen Schmerz. Die fünfzehn ersten Monate, welche auf den letzten Augenblick am Garenne-Brunnen folgten, erfüllten sein Gemüth mit andern Sorgen. Im Getümmel der Parteien, die Frankreich damals zerrissen, auf den Schlachtfeldern entwickelte sich die ganze Fülle seiner Thätigkeit, seines heldenmüthigen Sinnes, der ihm nachmals unsterblichen Namen gewann. Schon jetzt war der junge Held die Bewunderung aller Tapfern geworden, und die Ehrenfräulein am Hofe der Katharina von Medicis trösteten ihn mehr, als nöthig war, um Florettens Verlust.

Die liebenswürdige Florette vernahm den Ruhm ihres Geliebten, und wie ihn alle Welt pries. Er war nicht mehr der Gärtner, welcher an ihrer Seite Blumen pflanzte; er war der Kriegsmann, welcher umherzog, Lorbeeren zu ärnten. Sie hatte nur den Heinrich, nie den Fürsten von Bearn geliebt. Seine glänzende Verwandlung erregte weniger ihre Bewunderung, als ihren Kummer Denn sie erfuhr auch, wie die Schönen am Hofe ihn umgarnten, und wie er, nur allzuflatterhaft, bald der Einen, bald der Andern angehörte.

Florette hatte in der Welt nur Einen Menschen gekannt und geliebt; dies war Heinrich. Nun verlor sie, mit dem Glauben an ihn, den Glauben an die Menschheit. Aber darüber brach ihr Herz. Was gekommen war und kommen mußte, hatte ihre Vernunft vergebens zuvorgesehen.

Auf seinen Zügen kam er endlich auch wieder einmal nach Nerac. Da sah sie den Fürsten von Bearn einige Mal mit dem schönen Fräulein von Ayelle im Garten und Gebüsch der Garenne lustwandeln. Sie konnte ihrer Begierde nicht widerstehen, beiden auf ihrem Wege zu begegnen.

Der Anblick Florettens, die, wenn auch blaß und leidend, in ihrer Schwermuth nur noch schöner war, als ehemals im Glanz ihrer Freude, weckte in dem jungen Fürsten plötzlich alle Erinnerungen der ersten Liebe. Er ward unruhig. Das Fräulein an seiner Seite, die Nähe der Höflinge verhinderten ihn, sich seinen Wünschen hinzugeben. Aber folgendes Morgens, als er den alten Lukas im Garten sah, schlich er zu dessen Haus. Er fand Floretten allein. Die zu schnelle Heimkehr des Vaters hinderte ihn, sich lange mit ihr zu unterhalten. Er bat nur um ein Stündchen am Brunnen der Garenne. Sie antwortete, ohne die Augen von ihrer Arbeit aufzuschlagen: „Um acht Uhr diesen Abend werde ich dort sein."

Er eilte davon. Er war wieder der Ehemalige. Seine ganze Seele brannte für Florette. Er konnte die Stunde kaum erwarten.

Es war dunkel; es schlug acht Uhr. Durch die geheime Pforte der Burg begab er sich, um Niemanden zu begegnen, auf Fußwegen, die er wohl kannte, durchs Gebüsch. Er kam zum Brunnen. Sein Herz pochte gewaltig. Florette war noch nicht erschienen. Er wartete einige Minuten. Das Säuseln der Blätter in der Nachtluft schreckte ihn mehrmals freudig auf. Schon breitete er die Arme aus, ihr entgegen zu fliegen, sie an sein Herz zu nehmen. Aber sie war es nicht. Ungeduldig ging er auf und ab. Da bemerkte

er, unweit dem Brunnen, in der Finsterniß etwas Weißes, wie einen Theil ihres Gewandes. Er eilte dahin. Es war ein Blatt Papier, nebst dem Pfeil und der durchbohrten Rose. Das Papier war beschrieben. Die Dunkelheit der Nacht hinderte ihn, es zu lesen.

Erschrocken, unruhig, bewegt, flieht er zum Schlosse zurück und seufzt: „Wie? Sie kommt nicht? Sie sendet mir den Pfeil wieder, weil sie mich nicht mehr liebt?“

„Er las die Schrift — nur die Worte: „Ich habe dir versprochen, du werdest mich an der Quelle finden. Vielleicht gehst du vorbei, ohne mich zu sehen. Suche besser. Du findest mich gewiß. Du liebst mich nicht mehr, darum lebe ich dir nicht mehr. O mein Gott, vergib!“

Heinrich errieth den Sinn der Worte. Der Palast wiederhallte von seinem Rufen. Man läuft auf das Geschrei des Fürsten herbei. Einige Diener mit brennenden Fackeln begleiteten ihn zum Born der Garenne.

Warum die traurige Erzählung verlängern? Der Leichnam des schönen Mädchens ward in dem Weiher gefunden, welchen das Wasser der Quelle bildet. Man begrub sie zwischen zween jungen Bäumen.

Der Schmerz des jungen Fürsten war ohne Grenzen. Heinrich IV ist noch jetzt der Abgott des französischen Volkes. Er verrichtete große Dinge. Er erlebte, gewann und verlor viel. Aber ein Herz gewann er nicht wieder, so rein und lieb und treu, wie Florettens Herz. Und die schmerzliche Erinnerung an diesen Engel verlor er nie.

Das war die erste Liebe Heinrichs IV, das die einzige. So liebte er nie wieder.

Maryam in der Wüste.

(Eine arabische Sage.)

Jedermann kennt die Lust des Orients, besonders der Araber, nach der Gluth der Tagesstunden in ihren Wüsten und versengten Fluren, am Abend, wenn sie, zumal auf Reisen, in der Kühle der Nacht beisammengelagert sind, Erzählungen anzuhören oder mitzutheilen. Wie in den ältesten Zeiten, so hat sich diese Lust bis zu unsern Tagen bewahrt. Ohne Zweifel entstand und verbreitete sich auf diese Weise die Geschichte Hiobs unter den Nomaden, wenn sie auch erst vielleicht in den Jahrhunderten Salomons von einem Denker aufgefaßt und in ihrer erhabenen, lehrreichen Einfalt niedergeschrieben sein mag. So entstanden wohl auch jene lieblichen Mährchen, die wir aus Tausend und einer Nacht, wenigstens ihrem Tone nach, kennen gelernt haben. Und wer mit den Arabern Jahre lang hausen könnte, ihrer Sprache vollkommen mächtig, wie viel wunderbare, schöne Geschichtchen würde er von ihnen zu uns bringen können!

In Volkssagen, wie in Volksliedern und Nationaltänzen, ist immer ein Abdruck der Gemüthsgestaltung der Völkerschaften groß und klein. Darum sind sie zur Menschenkenntniß und Sittengeschichte sehr wesentliche Beiträge, von deren Werth freilich die gemeinen Scriptores rerum selten eine Ahnung haben.

Eine der andeutungsvollsten und schönsten Sagen der heutigen Araber hat uns der Graf Forbin mitgebracht, der in den Jahren 1817 und 1818 eine Reise im Morgenlande machte*). Er hörte sie eines Abends im Kreise der Araber, mit denen er von El Arisch nach Damiette durch die Wüste reisete. Sie reizte erst seine Aufmerksamkeit durch die tiefere Stille und Rührung, mit der die Sage von allen Reisegefährten angehört wurde.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich dergleichen Sagen in den Wüsten, wo sie immer wiederholt, immer wieder angehört werden, fast wörtlich treu fortpflanzen, wie einst die Homerischen Heldenlieder in Klein-Asien, oder die Ossianischen Gesänge in den Bergen von Schottland. Denn auch von andern Reisebeschreibern wissen wir, daß viele Araber dieselbe Erzählung kennen und so zu sagen wissen, die sie mit immer erneutem Gefallen wieder anhören. Auch ist gewiß, daß jeder Sage irgend ein wirkliches Ereigniß zum Grunde gelegen ist; nur daß die Einbildungskraft des Erzählers sich erlaubt, den Umrissen der Geschichte lebendigere Farben zu geben.

1.

Der Verwundete.

In den langen Kriegen und Spaltungen zwischen dem Motsallam oder Befehlshaber von Jerusalem und den Arabern der Wüste wurde durch Hinterhalt der Türken beim Thale von Bekaa ein junger Scheik (oder arabischer Häuptling) gefangen. Man kannte diesen Jüngling schon lange durch seine Verwegenheit und Stärke. Es war Ismail, der Sohn Ahmeds, des Sohnes Bahir.

*) Sie ist in des Gr. v. Forbin Voyage dans le Levant (Paris 1819) S. 158 in der zweiten Ausgabe enthalten.

Sein Vater war das Haupt vom Stamme Wahydyeh, einem der furchtbarsten von Barr el Cham (Syrien). Ismail hatte sich lange vertheidigt mit der Wuth der Löwen in Maans und Karfiks Sandfeldern, wo sein Arm viele Löwen gezwungen.

Tödtlich verwundet wurde er mit großer Mühe nach Jerusalem gebracht. Da legte man ihn in den Hof des Palastes vom Motsallam und lehnte ihn an eine der Säulen. Die Blässe des Todes entfärbte sein braunes Antlitz, ohne dessen Mannesschönheit und den Stolz der Mienen zu verwischen. Aber seine Gliedmaßen waren erkaltet und starr. Jeder sagte: „Hier stirbt der Schrecken Syriens, hier der Schirmherr der Wüste."

Doch sein Blut floß noch. Was ihm das Mitleid der Feinde nicht gewährte, das gewährte ihm derselben Habgier. Denn der Motsallam hoffte ein schweres Lösegeld für den einzigen Sohn des Scheik der Wahydyeh's zu empfangen. Darum ließ er den Dolmetsch des Klosters vom heiligen Grabe berufen, welcher ein großer Arzt war. Und er sprach zu ihm: „Arzt, vernimm meine Worte. Weil du vom Himmel die Gabe erhalten, die Menschen zu heilen, und weil du unter diesem Volke ein Averroës genannt wirst, vertrau' ich dir diesen Gefangenen an, wenn du glaubst, ihm das Leben in die Brust zurückrufen zu können. Man trage den Leichnam in seine Wohnung. Und du schwöre mir, Arzt, diesen Sklaven bis zum zwanzigsten Tag des Monats Schewal wieder zu mir zu führen. Wenn du ihn dann nicht zurückbringst und er deiner Wachsamkeit entrinnt, so bezahlst du den Verrath mit deinem Blut. Gibst du ihn aber dem Leben wieder, siehe, so wird die Hälfte des Lösegeldes der Lohn deiner Kunst."

Der Dolmetsch, nachdem er sich tief verbeugt hatte, untersuchte die Wunden des Scheik und sprach, indem er die Hand abwechselnd auf Brust und Bart und Stirn drückte: „Herr, es soll geschehen, wie du befohlen. Sende mir diesen Sklaven, und ich

will trachten, ihn dir herzustellen, wohl des Lösegeldes werth, das du für ihn heischen kannst."

Der Sterbende wurde sogleich in das Haus des Dolmetsch getragen, der sich Juhanna Ebn Temym nannte. Die Flamme des Mitleidens war in der Brust dieses Christen. Er wohnte nahe an der Pforte Sankt Stephans in Jerusalem, an der Straße der Schmerzen; und sein Garten war vom Mauerschutte des Fischteiches gebaut, bis zu dessen Grund er sich ausdehnte.

Maryam, die Schönste von den Töchtern Palästina's, hörte an die Thür mit wiederholten Schlägen pochen. Als sie die Stimme ihres Vaters erkannte, öffnete sie die Pforte des Hauses, welche, gleichwie bei allen Christen zu Jerusalem, verriegelt und gesperrt war; und sie sah nicht ohne Bestürzung die Leute hereintreten, welche den entseelten Leib des jungen Scheik trugen.

„Meine Tochter," sprach Ebn Temym: „Ich bringe einen Sohn des Unglücks." Da ward das Angesicht der schönen Maryam voller Trauer.

„Dies ist der furchtbarste Führer der Beduinen, der Sohn Ahmeds, des Scheiks der Wähydyeh's."

„Wie?" rief Maryam: „Dies der Sohn Ahmeds, welcher sich den Bethlehemiten so schrecklich macht, und doch noch so jung ist? Aber, Vater, verzeihen wir ihm. Gedenke der Barmherzigkeit des Samariters. Heile ihn durch deine Kunst."

„So eile," sagte Ebn Temym, „bringe Balsam von Zakkum herbei und Binden von Leinwand."

Sie ging. Man legte den Ismail auf das Lager des Dolmetsch. Maryam hatte den Verband bereitet. Auf den Knien liegend hielt sie in ihrem Arm das niederhangende Haupt des Jünglings empor. Sie beobachtete die Züge ihres Vaters ängstlich, ob er noch an die Möglichkeit des Heilens denke. Ach, nahe ist der letzte Seufzer aus Ismails Brust. Maryam, mit klopfendem

Herzen, betrachtete das stumme Antlitz des Sterbenden und lauschte auf alle Bewegungen. Er war der erste der Männer, den sie je so genau beachtet hatte. Mit Kummer blickte sie nieder auf die geschlossenen Augen des Beduinen, deren lange schwarze Wimpern ihren Schatten über den bleichen Wangen bilden. Eine breite Wunde hat ihm die Brust geöffnet. Ebn Temym glaubt sie tödtlich. Maryam schaudert. Sie drückt mitleidsvoll an ihre junge Brust die Last, welche sie hält. Es ist ein Unglücklicher, darum ist er ihr nicht mehr fremd. Mit einer ihrer Hände hält sie die Zurichtung, welche das Blut stillen soll, das noch immer über den aufgelöseten Turban und das Gewand des Arabers herabquillt. Ihre Thränen, die sie nicht trocknen kann, tröpfeln auf die Stirn des jungen Mannes.

Dieser Balsam scheint den Todesschlaf zu unterbrechen. Der Sterbende schlägt die Augen auf. Er starrt die schöne Gestalt an, welche über ihm zu schweben scheint, und lallt: „Gelobt sei Gott und sein Prophet! Ich bin im Paradiese!“

„O heilige Jungfrau, Mutter des wahren Gottes!“ rief Maryam: „Er lebt ja noch! Gebenedeit sei dein Name! Erquicke und stärke diesen armen Ungläubigen, daß er für dich genese!“

2.

Die Genesung.

Ebn Temym und seine Tochter verließen den Sohn Ahmeds keinen Augenblick während seiner Krankheit. Immer sah er, fast Tag und Nacht, das rührende Mitgefühl in Maryams Blicken. Ihr Wort des Trostes bot dem Jüngling frische Hoffnung dar, er, den seine Wunden nicht so schmerzten, als die Schmach seiner Sklaverei.

Indessen gewann Ismail nach und nach die Kräfte wieder. Sein dankbares Herz zahlte mit Zinsen an seine Retter die Schuld seines Lebens. Sobald er gehen konnte, führte ihn Maryam unter die Zweige der hohen Sykomore hinaus, deren Schatten Wohnung und Garten von Ebn Temym bedeckten. Da hörte sie ihn von den Kriegen seines Stammes erzählen, von der Rache der Wahydyeh's gegen den treulosen Dschezzar, von seinen Verwandten und Freunden und von der Anmuth des Lebens in freier Wüste. Oft fand der Abend sie beide noch in diesen Gesprächen, wenn von den Zinnen der Minarets der reichen Moschee El Haram der Gesang der Muëzzins die Muselmänner zum Gebet rief.

„Maryam," sagte der Araber zu ihr, „wie kommt es, daß du mich meines Vaters und meines Stammes und des Propheten vergessen machst? In diesen finstern Gemäuern, die so hoch sind, daß sie mir den Himmel verbergen, sind deine Augen nur die Sterne, denen meine Augen folgen müssen. Entweder sollen meine Gebeine zur flüchtigen Asche werden, mit welcher der Wind von Yamyn spielet, oder ich will das hochzeitliche Zelt in der Wüste über deinem Haupte ausspannen. Mein Vater und meine Mutter werden bei deinem Anblick vor Freude zittern. Alle Wahydyeh's werden den Saum von Ebn Temyms Kleide küssen. Und die Töchter von Kabyleh werden sich um die Ehre streiten, deine Füße zu waschen."

Maryam, erröthend und ernst, sagte: „Ich bin Christin, und kann nie deine Braut sein. Alles im Leben scheidet uns, Ismail; aber vielleicht ist der Tod einst barmherziger gegen uns, als das Leben."

3.

Die Verfolgung.

Unterdessen hatte der Pascha von Damask von den großen Schätzen des Motsallam von Jerusalem vernommen, und er beneidete ihn um dieselben. Er berief ihn vor seinen Divan, überhäufte ihn als einen Räuber mit Vorwurf, und ließ das Haupt des Mannes zu seinen Füßen fallen, von dem ein einziger Blick kurz vorher ganz Judäa zittern gemacht hatte.

Der neue Motsallam von Jerusalem war ein Günstling des Pascha. Er wollte sich für seine Erhebung dem Gönner zu Damask erkenntlich bezeigen durch ein würdiges Geschenk. Darum schlug sein Geldgeiz das Kloster des heiligen Grabes und die Klöster der Armenier und Griechen. Zwanzig der reichsten Juden starben unter den Hieben der Schergen. In Jerusalem ward Schrecken und Furcht.

Da sprach Ebn Temym zum Scheik: „Höre mich, Ahmeds Sohn, durch einen schweren Eid habe ich mich dem letzten Motsallam verpflichtet. Aber ich habe dem nichts verheißen, der ihm gefolgt ist. Fliehe, wenn es deine Kräfte gestatten, fliehe, und benutze die Verwirrung, in welcher die Stadt ist. Eile morgen, wenn die Sonne untergeht, durch das Thor von Nabh Dahud. Verbirg dich in den Höhlen Hakeldama's; die Gräber geben dir geweihte Stätten der Zuflucht. Dann wende deine Schritte mit Vorsicht zur Wüste. Möge dich Gott, der dich in mein Haus gesandt, auf der Flucht beschirmen. Möge er dir noch lange Tage verleihen, und denen, deren Blut in deinen Adern fließt."

Maryam erzitterte bei diesen Worten. Das Gefäß des Tranks, welches sie trug, entsank fast ihren Händen.

Ismail aber sagte: „O mein Vater, wie magst du von mir begehren, daß ich mich entferne, während die Gefahr denjeniger

droht, von welchen mein Herz sich nie entfernt. Abd-allah, der grausame Mann, verfolgt zwar jetzt nur die Vornehmen Jerusalems; aber wenn dieser neue Motsallam die Dromedare geschlachtet hat, dann wird seine Hand auch die Lämmer erwürgen und die Schafe scheren. Er wird an den Streit von Tiberias denken, wenn er hört, daß Ismail, der Sohn Ahmeds, Gefangener ist, und kein Lösegeld kauft mein Leben von ihm los. Denn es ist Blut zwischen uns und den Kindern unserer Kinder. Bald wird Abd-allah von dir Rechenschaft fordern über den Sklaven, der dir anvertraut worden, und was wird der Mund der Wahrheit ihm antworten? — Fliehen wir also insgemein. Oder willst du, so schwöre mir Treue. Ich eile zurück zu meinem Vater. Er wird herankommen von Pharan mit den Söhnen seines Stammes. Sie sind sanft wie die Gazellen, und gewaltig wie die Löwen. Ich werde ein gelehriges Kameel führen, welches Maryam ohne Mühe soll lenken können. Dann müsset ihr beim Eingang des Thales von Gaza zu uns kommen. Das Geschrei der Freude wird euch von den Kindern der Wahydyeh's entgegenschallen. Wir wollen euch da erwarten in den drei letzten Tagen des Monats Sepher. Ich will auf den Hügeln von Ebor Wacht halten, bis meine Augen euch erblicken."

Darauf umfaßte Maryam die Knie ihres Vaters und sprach zu demselben: „Dieser Jüngling redet nicht aus sich selbst, sondern der Himmel verkündet sich von seinen Lippen. Gestern, als ich vor dem Altare der heiligen Jungfrau betete, ahnete meinem Herzen Alles, was er hier sagt. Fliehen wir vor der ersten Wuth der Grausamen. Die Hand Gottes wird diesen Sturm zerstreuen, und sein Volk wird er erlösen. Also laß uns entrinnen, ich bitte dich, ohne Verzug."

Ebn Temym, gerührt durch die Worte der Weisheit und durch die Thränen der Jungfrau, willigte ein. Alles ward zur

Flucht bereitet und jeder Schritt beredet. Schon sagte Ismail den Wunsch des Abschiedes: „O daß Ihr Euch sehnen möchtet nach dem Anblick vom Lager Ahmeds des Sohnes Bahir, wie sich in Müdigkeit der Wanderer der Wüste sehnt nach dem Erscheinen der Oase!"

Aber die Entwürfe und Hoffnungen wurden bald gestört. Die Unruhen und das Getümmel auf den Straßen Jerusalems wurden immer gefahrvoller, daß Ebn Temym sich nicht entschließen konnte, seinen Gast abreisen zu lassen. Er verbarg ihn sogar unter den Gewölben des großen Wasserfangs, um die Stunde der Gelegenheit sicher zu erwarten. Dann stieg er von da viel ruhiger wieder herauf zur Maryam. Da kamen schon die Spahis und ergriffen ihn. Angeklagt von den treulosen Griechen, ward er vor den Motsallam geführt. Nie sah ihn Maryam wieder.

Man nahm das Wenige alles, was Ebn Temym besaß. Maryam im Jammer lief zum Vorsteher der Geistlichen im Kloster des heiligen Landes, um ihn zu beschwören, sich für ihren Vater zu verwenden. Aber Kriegsleute hielten das ganze Kloster umringt und drohten den Mönchen.

„Meine Tochter," sagte der geistliche Obere, „unser Herr schlägt uns mit großen Plagen. Du vor Allen bist eine Vielgeprüfte. Wende dich mit deinen Schmerzen aber zu demjenigen, welcher auf eben dieser geweihten Stätte den Kelch der Leiden bis auf die Hefen getrunken hat. Tochter Jesu Christi, warum rufest du mich an? Dein Vater ist nicht mehr."

Die Unglückliche wußte noch von diesem Verluste nicht. Sie fiel zur Erde und war ohne Bewegung. Als sie zu sich selber kam, war sie umringt von christlichen Weibern, die sich widersetzten, daß Maryam zum Motsallam von Jerusalem geschleppt würde. Denn dieser harte Mann, als er von der Schönheit der Tochter Ebn Temyms gehört, hat sie erkoren, um sie dem Pascha von Damask zu senden, als eine Odaliske seines Harems.

Durch Bitten und Geschenke gelang es den frommen Mönchen, die Wegführung Maryams noch einige Stunden zu verzögern. Sie hofften die christliche Jungfrau allen Nachstellungen zu entziehen, wenn sie dieselbe den andächtigen Frauen von Bethlehem übergäben; doch desselbigen Abends vernahm man, daß auch Bethlehem der Wuth der Metüali's preis gegeben worden sei. Ja, man erfuhr zu gleicher Zeit, daß in dieser Abendstunde das Kloster von Jerusalem und die Kirche des heiligen Grabes bestürmt werden solle. Da sann Jeder nur auf eigene Rettung. Die Kinder und Weiber wurden in den unterirdischen Tiefen von den Gräbern der Könige und Richter verborgen. Die beherzten christlichen Männer sprangen über die Mauern. Sie vergruben die Heiligthümer ihrer Tempel, die geweihten Gefäße im Sand der Höhle Jeremias oder in den Tiefen von Siloeh.

4.

Die Flucht.

Da ging Maryam trostlos, ohne Rath und Rettung, zum Beduinen zurück, der in großer Unruhe ihrer harrte. Er knirschte voller Wuth mit den Zähnen und schnob nur Rache, da er den Tod Ebn Temyms hörte und den Jammer der Jungfrau sah.

„Wenn mir", sprach Maryam, „wenn mir der Allbarmherzige die Kraft verleiht, so gibt er sie mir nur noch, dich zu bitten, daß du fliehest. Ich habe Alles dem Vater des Klosters entdeckt. Issuf, einer der Janitscharen, welche den Mönchen dienen, ist durch sie gewonnen und bezahlt, daß sie deine Flucht unterstützen. Er will dich verheimlichen in den Trümmern Bethaniens, wo ihm die Araber von Siloan ein Kameel schaffen. Siehe, die Nacht ist da. Eile in das Thal Josaphats. Da wirst du deinen Führer

erblicken, der dich bis zur neunten Stunde erwartet. Gott wolle deinen Weg bereiten und deine Schritte hüten. Gedenke zuweilen des unglücklichen Ebn Temym und seiner Tochter."

„Du mahnest mich, daß ich entfliehe," sagte Ismail, „und du folgest mir nicht?"

„Ich folge dir nicht, Ismail, denn ich bin Christin und kann deine Braut nicht sein. Hast du mich aber lieb, so entrinne der Gefahr, rette dein Leben. Sei glücklich in der Wüste. Maryam wird eine Zuflucht beim Grabe ihres Gottes finden. — Ach!" fuhr sie fort mit schluchzender Stimme und Thränen: „Ich kenne nur zwei Dinge, die ich nicht überleben werde: meinen Heiland verläugnen, oder dich sterben sehen. Alles Andere, was Gott sendet, ist leicht."

Da sagte Ismail finster, indem er seinen Mantel und seine Waffen wieder abwarf: „Maryam, du hast nie geglaubt, daß ich bange sei um mein Leben. Nein, das hast du nicht geglaubt, daß der Sohn Ahmeds feige sei. Warum aber prüfest du mich? Warum sollt' ich mein Leben davon tragen ohne das, was mir lieber als der Athem ist? O, was hör' ich von dir? Du also könntest leben fern von Ismail? Ich nie fern von dir. Ich bleibe. Ich schwöre bei dem Propheten, mich scheidet keine Macht von deiner Seite."

„Du bleibst?" schrie Maryam mit Entsetzen: „Und erwartest den Tod."

„Den erwart' ich ohne Furcht."

„Sohn des Unglücks, weißt du denn, daß ich dich nicht überleben könnte?"

„So sterb' ich dann wenigstens zuerst!" sagte Ismail voller Ruhe. Aber diese schreckliche Ruhe entschied das Schicksal Maryams.

„Gott!" schrie sie und warf sich auf die Knie: „O mein Gott, was hab' ich zu thun? Soll ich die Erde meiden, die vom Blute meines Vaters benetzt ist? Soll ich Ismail sterben lassen? Was

bin ich arme Waise, daß ich solches geschehen ließe? Wenn mein Vater noch lebte, würde ich dem Vater angehören. Aber nun allein auf Erden, wem gehör' ich noch an? Um Ismail würden zahllose Verwandte weinen, und ich hätte die Schuld ihrer Thränen, ich ließ ihn sterben. Was ist an mir gelegen auf Erden? Um Maryam weint Niemand mehr. Aber er muß leben, er kann noch glücklich sein. Ismail, so rette denn dein Leben und nimm auch das meinige hin. Ich reise mit dir. Vergib, o heilige Mutter Gottes, vergib, und sind wir fehlbar, so bin nur ich allein strafbar."

Es war keine Zeit zu verlieren. Geleitet vom Glanze einer Feuersbrunst, welche das Fremden- und Krankenhaus der Armenier verzehrte, eilten Ismail und Maryam durch die Aloezäune, welche die Gärten der Nachbarschaft umgaben. Sie kamen zum Fuße der Ringmauer Jerusalems. Andere fliehende Christen sind da. Einer hilft dem Andern. Die Mauern werden überstiegen. Leise geschieht Alles. Jedes Geräusch kann sie den Mördern verrathen. Ismail, der sich noch nie im Leben gefürchtet hat, lernt zum erstenmal die Furcht kennen. Sie beflügeln ihren Lauf.

Aber Maryam, des Wanderns ungewohnt, kann kaum dem Freunde folgen. Er trägt sie auf seinen Armen. Schon tritt aus der Nacht hervor der Thurm von Bethanien. Ismail freut sich der Rettung Maryams, und Maryam dankt dem Himmel, als sie die Trümmer von Bethanien nahe sieht. Geschwind wird das verabredete Zeichen gegeben. Niemand aber antwortet. Alles bleibt todtenstill. Ismail sucht den Janitscharen und das Kameel vergebens. Die neunte Stunde war schon verstrichen.

5.

Die Wüste.

Was nun beginnen? Wie nun die Wanderung antreten? Tagreisen machen auf rauhen, bergigen Pfaden und in der Wüste, ohne Hilfe, ohne Lebensmittel, ohne Erquickung, ohne Obdach im heißen, beweglichen Sande? — Doch die Liebe kennt keine Gefahr. Ihr wird Alles möglich. Ismail überredete die müde Maryam leicht zur kühnen Fortsetzung der Reise.

„Ich kenne," sprach er, „ich kenne eine Quelle auf der Mitte des Weges zu dem Lande, welches mein Stamm bewohnt. Wir finden bei derselben Dattelpalmen, deren Früchte dich erquicken werden. Ich will dich tragen. Wir haben dahin nur zwei Tage weit. Und wenn dich deine Kräfte verlassen, du sollst sie auf meinem Herzen wiederfinden."

Gern glaubt Maryam Alles, was Ismail sagt. Sie vertraut ihm mit Harmlosigkeit eines Kindes. Er, in der Frömmigkeit der ersten Liebe, athmet nur für sein Kleinod. Beide hüllt die Unschuld in ihr jungfräuliches Gewand. Sie beeilen sich, die einsamen Trümmer zu verlassen. Sie wollen die Kühlung der Nacht benutzen, um einen kleinen Theil des Weges wenigstens minder mühsam zurückzulegen. — Eitle Hoffnung! Maryam fühlte bald ihre Kraft erschöpft. Ihre zarten Füße bluteten, von Dornen zerrissen. Ismail litt mehr als sie. Denn er sah ihre Anstrengung und ihr Leiden; sein Herz blutete. Er nahm sie in seine Arme. Er trug sie lange Zeit. Aber nur langsam ging es fort auf den scharfen Kieseln, welche unter seinen Sohlen ausglitten.

Da ging die Sonne auf. Vor ihnen lag die unbegrenzte Wüste Ein stilles, endloses Sandmeer, vom Morgenschimmer geröthet. Kein Obdach, kein Baum, kein Strauch, kein Laut. Aber Ismail ward nun erst frohen Muthes. Seine Stärke wuchs.

Denn die Wüste war seine Heimath, der Boden seiner Freiheit. „Fasse Muth, o Maryam!“ rief er: „Fasse Muth, denn ehe der Tag aufhört, kommen wir zur Quelle Engaddi.“

Von diesen Worten belebt machte sich Maryam von neuem auf den Weg. Sie verbarg ihren Schmerz. Sie lehnte sich gehend auf Ismails Arm. Aber die Blässe des Antlitzes verräth ihre Ohnmacht. Sie war zum Niedersinken. Da hob der Beduine sie auf in seinen Armen. So trug er sie durch die Wüste. So trug er sie den ganzen Tag durch die brennende Sonne. Aber noch war er von seinen Wunden matt. Er fühlte sich entkräftet. In der Ferne sah er am Horizont die Wipfel der Palmen von Engaddi. Es schien unmöglich, sie noch vor Eintritt der Nacht zu erreichen. Aber Maryam lag in seinem Arm einer Sterbenden ähnlich. Vom Durst verzehrt, konnte sie kein Wort stammeln. Da ergriff den Araber Schrecken. Er eilte, sie tragend, fort; blieb odemlos stehen, und eilte wieder. Kalte Schweißtropfen bedeckten seine Stirn. Schwer athmend, zitternd drückte er die geliebte Bürde an seine Brust und eilte weiter. Die Palmen erhoben sich. Sie kamen näher. Ismail wollte hinfliegen. Er konnte nicht, und sank mit seiner Last in den Sand. Beide lagen da, bewegungslos.

Doch Ismail ermannte sich zuerst. Er schwankte zum Wasser hin, schöpfte es mit hohler Hand, des eigenen Durstes vergessend, und netzte die Lippen der Verschmachteten. Langsam öffneten sich ihre Augen zu ihm. Ein mattes Lächeln schwebte um ihren Mund. Nur bekümmert noch für ihn, sagte sie: „Ohne mich wärest du so elend nicht, und schon näher dem Lande deiner Väter.“

Die Nacht und noch den ganzen Tag darauf verweilten sie ruhend beim Brunnen unter den Palmen. Abends legte sich Ismail zu Maryams Füßen. Er bewachte sie gegen wilde Thiere. Sie redete im Schlummer unverständliche, abgebrochene Worte. Mit Erstaunen und Bangigkeit vernahm sie der Araber. Aber mild war

der Hauch der Nacht. Vom Himmel brannten die Sterne, als in einem Garten die Feuerblumen. Von Zeit zu Zeit flog über den Horizont plötzlicher Lichtglanz, und verklärte mit falbem Schein die Stämme und Zweige der Palmen. Es sind Engel, die den Geistern der Finsterniß entgegengehen und sie verscheuchen mit dem Flammenschwert.

Die saftreiche Frucht der Dattel und das klare Wasser des Brunnens erquickte den Beduinen und gab ihm bald die entflohene Stärke zurück. Aber die Jungfrau von Jerusalem lag im Schatten, wie eine gesunkene Lilie. Sie genas nicht von der Ermüdung, wie er. Nur für ihren Freund sorgte sie. Darum wollte sie nicht länger hier zögern.

Sie verließen die Ruhe von Engaddi und wanderten in der Wüste fort. Ismail trug die Leidende. Datteln und Wasser hatte er zu Beider Labung mit sich genommen. Darum war die Tagreise minder mühselig, als die erste.

In der Wüste fanden sie arabische Hirten. Die gaben ihnen die Milch ihrer Heerden und Brod unter der Asche gebacken. Der Aelteste derselben, wohlbekannt mit dem Stamme Wahyhyeh, ward der Wegweiser der armen Flüchtlinge. Sie wandten sich mit einander zum Thale von Harma. Der Hirt half ihnen über die Gipfel von Gabar klimmen, und durch den Strom von Soehta und durch die Einöden von Hebron gehen.

„Mein Kind, hoffe auf Gott," sagte er zu Maryam, „denn das ist er, welcher deinen Fuß zu uns in die Weiden Edoms geleitet hat. Er hat mir meine Tochter hinweggenommen, die Lust meines Alters. Du erinnerst mich an sie, und mein Schmerz wird laut bei deinem Schmerz. Stütze dich an mich, den morschen Stamm, du zarte Rose."

Maryam konnte sich selbst kaum noch fortziehen. Ihre Augen hatten kaum noch Thränen. Als es wieder Abend war, erkannte

das scharfe Auge des Arabers einige Reiter auf der fernen Anhöhe. Er verbarg alsbald seine Gastfreunde hinter einem Felsen und begab sich schnell gegen die Männer.

6.

Die Ankunft.

„Ihr Männer der Wüste!“ rief der Araber: „Saget mir, seid ihr von der edeln Kabyleh der Wahydyeh, der Königin von Bosor und Eblata?“

Als die Männer es hörten, flogen sie wie der Blitz vom Hügel herab und sprachen: „Die sind wir. Dann folgten sie dem Greise zum Felsen. Da Ismail die Kommenden erkannte, ward er voller Freude, rannte gegen sie, befahl ihnen, seinem Vater seine Ankunft zu verkünden und ihm ein Kameel zu senden.

„Ermuntere dich, o meine Schwester!“ sagte er zu Maryam: „Der ganze Stamm erwartet dich. Ich will dir einen Vater wieder geben!“

Maryam wurde auf ein junges Kameel gehoben, sanft und behend wie eine Ziege. Die Araber und Ismail unterstützten die Schwache. Doch mehrmals sank sie ohnmächtig hin, ehe sie die Bergfläche von Harma erreichten, wo der alte Scheik Ahmed, der Sohn Bahirs, mit seinem Weibe und seinen Töchtern und allen Genossen des Stammes harrte.

„Scheik von Wahydyeh, o mein Vater!“ schrie Ismail: „Siehe, hier ist der Engel, welcher deinen Sohn erhalten hat. Laß ihm zu Ehren ein neugebornes Kameel schlachten, und biete ihm von deinem Kuchen und deinem Salz!“ Dann erzählte er die Leiden der christlichen Jungfrau, und dem Sohne Bahirs träufelten die Thränen des Mitleids in den grauen Bart.

Ismails junge Schwestern suchten die Christin zu erfreuen. Sie führten sie in die Zelte am Brunnen Labans. Die arabischen Jungfrauen erzählten viel von ihrer Angst um Ismail! Die Mutter schloß die schöne Christin in ihre Arme und sprach zärtlich: „Ich will deine Mutter sein und du sollst meine Tochter sein.“ Und es flogen Boten nach Gaza, um zu holen, was für Maryam angenehm oder heilsam sein könnte. „Man ist hier in der Wüste gar unwissend und arm,“ sagte Ismails Mutter zu der Geliebten desselben; „aber unsere Herzen thun sich der Freundschaft auf, wie die Granaten von Ascalon dem Sonnenstrahl, der sie röthet und süß macht.“

Wohl war Maryam von so vieler Güte sehr gerührt. Und doch genas sie nicht. Sie liebte den jungen Scheik. Aber ihre Frömmigkeit und ihre Furcht vor den Schrecken eines künftigen Lebens, die für eine Christin sehr groß sind, welche am Fuße des heiligen Berges Golgatha geboren ist, beunruhigte ihre Seele ohne Unterlaß. Immer war es ihr, wie wenn sie die Stimme ihres Vaters in der Wüste hörte; Fieber und Schlaflosigkeit verzehrten in der Lampe ihres Lebens den letzten Tropfen Oels. Ismail sah sie sich langsam dem Tode nähern. Da jagte ihn der Schmerz in die Wüste, wo er brüllte, wie der junge Löwe, den der giftige Pfeil des Jägers getroffen. Sein Vater führte ihn immer wieder zurück und sagte: „Gott ist groß. Weil er gestattet hat, daß sich die Taube in mein Zelt flüchtete, wird er sie darin bewahren.“

Eines Tages aber sank Maryams Haupt auf ihre Brust nieder. Ein letzter Hauch floh von ihren entfärbten Lippen. Ihre reine Seele stieg in die Hand des Allmächtigen zurück.

7.

Ismails Ruhe.

Es ward großes Wehklagen im Lager, in den Zelten der Weiber Weinen Tag und Nacht. Denn der ganze Stamm Wahydyeh hatte die wiederentflatterte Taube gar lieb gehalten, wie ein gutes Zeichen, welches der Himmel den Söhnen der Wüste gegeben. Nun war sie entflogen. Der alte Ahmed selbst war bestürzt und niedergeschlagen. Er ordnete die Leichenfeier an. Unter den Palmen wurde die gebrochene Hülle der christlichen Jungfrau in den Sand gesenkt, und das Kreuz, welches die junge Unglückliche gern in den Händen getragen, auf ihr Grab gepflanzt.

Alle standen um die Palme des Grabes und weinten. Nur Ismail nicht. Sein Mund war stumm und sein Auge ganz trocken. Denn der Tod, welcher ihm Maryam genommen, hatte alle Wurzeln seines Lebens zerrissen, daß er durch nichts mehr mit der Welt zusammenhing. Er welkte, wie der Strauch des Felsen, den die unbarmherzige Gewalt des Sturms aus der Erde gezogen und ins Thal herabgeworfen hat, wo die Blumen zwischen den grünen Blättern ohne Nahrung verschmachten. Und wenn der alte Scheik zu Ismail sprach von den Sachen des Stammes, oder die Kampfgefährten von ihren Abenteuern, nichts hörte er mehr, und er hatte keine Antwort darauf. Und als der Aga von Gaza die Ruhe des Stammes verfolgte, und der Stamm der Wahydyeh's nach Rath der Alten beschloß, einen allgemeinen Rückzug bis in die Wüste Mephaath hinter dem todten Meere zu machen, und Alles sich zur Abreise bereitete für den folgenden Morgen, stand Ismail bis Sonnenuntergang ohne Theilnahme an der Palme des Grabes.

Wie die Sonnenscheibe am Saum der Wüste niedersank, umgab sie sich mit einem blutrothen Licht, und der Himmel färbte sich zum Schrecken der Menschen gelblich. Die Vögel flogen gegen die abend-

lichen Gegenden und zum Meere. Die Luft ward trübe und düster, aber der Erdboden schien zu leuchten. Der unbewegliche Palmenbaum ließ seine biegsamen Zweige auf den Sand fallen. Die Menschen verbargen sich in die Zelte. Es hallte der Thiere Geschrei durch die Wüste. Denn das Schrecken der Wüste kam, der tödtliche Pestwind des Smum.

Als ihn Ismail unter der Palme des Grabes sah kommen, erschrak er nicht. Er umarmte Maryams Grab. Er scharrte den Sand hinweg, der sie deckte; hinweg den Sand von ihrem Gewand, hinweg vom Schleier, der das Antlitz der Jungfrau verhüllte. Er hob den Schleier und betrachtete die geliebten Züge, deren Schönheit selbst der Tod noch geehrt hatte. Mit Inbrunst des Schmerzes betrachtete er sie. Und sie schien ihm zu sagen: „Komm doch!“ Und er küßte Maryams blasse, kalte Stirn, und seufzte: „Ich komme, denn Gott sendet seinen Engel, mich zu nehmen.“

Schon fuhr der Flügel des Feuerwindes knisternd über die Wüste. Schwarz stob der Sand in Wolken auf. Eine rothe Wolke kam von Morgen. Die Palmen krachten. Schwefelhauch athmete der Smum. Es ward finster im Sturm. Alles sank. Ismail aber allein richtete sich auf, und breitete seine Arme dem Engel entgegen, der in den Wettern Gottes kam. Er verschwand, und der Engel senkte eine Wolke Sandes auf die Leiche des Beduinen und der Christin. Die Wolke wurde zum hohen Sandhügel in der Wüste. Er ist das Grab der Liebenden.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.